

» DROGEN «

11

ANZEIGE



Spring #7 Happy Ending ist da!

„Es ist eine Leistungsschau des anspruchsvollen Avantgarde-Comics, die etwa einmal im Jahr erscheint und dieser Tage nunmehr zum siebten Mal vorgelegt wird ...“
Der Tagespiegel

„... Dass die Qualität von ‚Spring‘ enorm hoch ist, hat sich in der Szene herumgesprochen. Nur folgerichtig, dass das Magazin gerade in Erlangen mit dem Independent Comic Preis ausgezeichnet wurde. In der Jurybegründung heißt es, ‚Spring‘ überzeuge, aufgrund der mutigen Herangehensweise, die zwar mit dem avantgardistischen Gedanken kokettiert, aber der auch die Ironie nicht fremd ist. Grafisch werden hier neue Wege beschritten.“ ...“
Hamburger Abendblatt

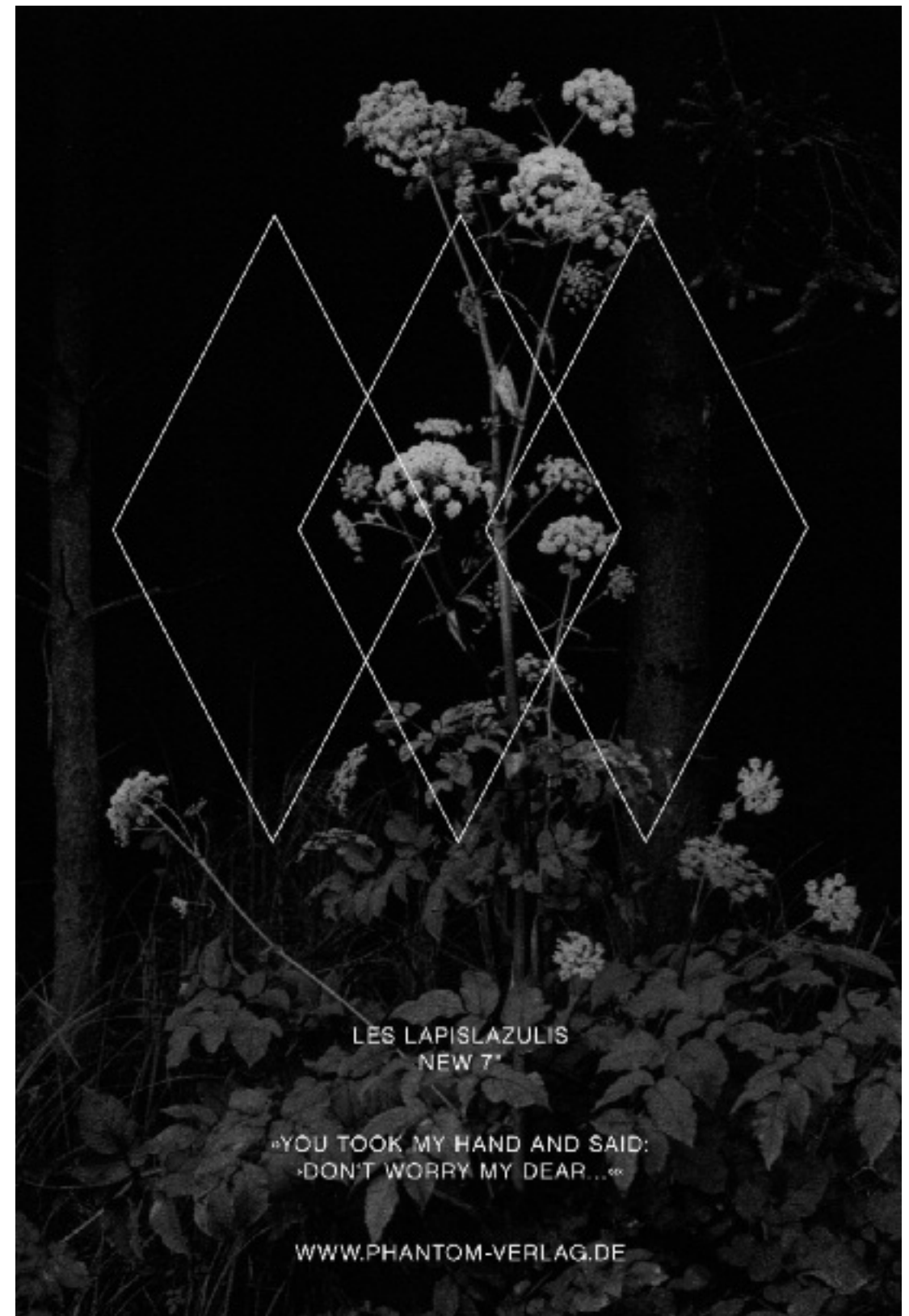
Vernissage & Release-Party in Berlin
Freitag, 24. September 2010, ab 20 Uhr in
der Galerie Neurotop, Rosenthaler Straße 39,
10178 Berlin
Die Ausstellung ist außerdem vom 24.9. bis
9.10.2010 geöffnet.
www.neurotop.de

Spring # 7 Happy Ending
254 Seiten, zweifarbig, farbiger Umschlag
15 Zeichnerinnen für 14 Euro
ISBN 978-3-9813017-4-2

Bestellungen
claire Lenkova, daraal@gmx.de

Informationen zu Spring und bereits erschienenen Ausgaben finden Sie im Internet unter
www.springmagazin.blogspot.com

ANZEIGE

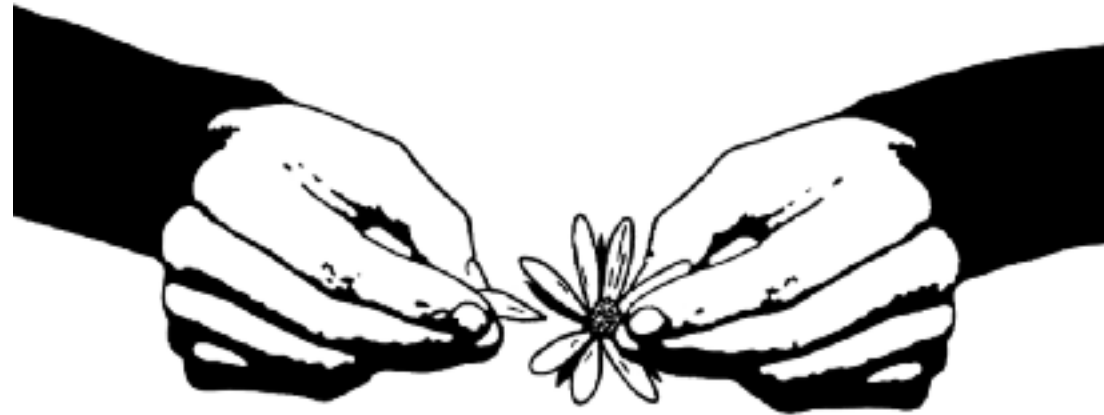


LES LAPISLAZULIS
NEW 7

„YOU TOOK MY HAND AND SAID:
-DON'T WORRY MY DEAR...“

WWW.PHANTOM-VERLAG.DE

ANZEIGE



Wildkraeuter und Greifvoegel

mairisch verlag
www.mairisch.de

ANZEIGE

Sektor galleries

A: Andersen's Contemporary
Kopenhagen, Berlin
ARNDT Berlin, Rafi Tevaggi
Alessa Artzoo Hoopel
Martin Asbaek Kopenhagen
B: Jürgen Becker Hamburg
Ba Bjerggaard Kopenhagen
Hala Berth Jensen Berlin,
Kopenhagen
C: catter|gebauer Berlin
Carsten Magica Dubai
Mehdi Chouaki Berlin
Contemporary Fine Arts Berlin
Casar HNT Düsseldorf
Ritven Rotor
D: Anselm Dreher Berlin
E: EBEL New York
Heinrich Ehrhardt Madrid
EIGEN + ART Berlin, Leipzig
F: Fahrenmann Berlin, Dik Knudsen
G: Galerie Grisebein Frankfurt/M.
Karin Guenther Hamburg
H: Michael Haas Berlin, Zürich
Henald St. London
I: ITOO Projects London
Grita Invernizzi Wien, Peter Wenzel
Trogal Mexico
J: Johnson Berlin

K: Iris Kadel Karlsruhe
Georg Kargl Wien
Ren Kaufmann Berlin
Paola Kind Frankfurt/M.
Janine Wieg
Kistarem Budapest
Martin Klosterfeldt Berlin
Christine König Wien
Johann König Berlin
Leo König New York
Kinzinger Albrecht Maria Walde
Kuckel + Kuckel Berlin
Bernd Kugler Trossenau
L: Tim van Loone Antwerpen
Gabi Lehmann Dresden, Berlin
Gisela Linder Bielefeld
Stella Lohaus Antwerpen
N: Kunsthandel Naab Berlin
Mai 26 Zürich
Hans Meyer Düsseldorf
Mark Müller Zürich
Vera Munro Hamburg
N. Nacht St. Stephan Wien
New Berlin
Ingenieurwerkstatt Berlin
David Nolan New York, Berlin
Gisela Nourbaidch Berlin
Neubauer & Rodig Luxembourg
O: Nathalie Obadia Paris, Brüssel
P: Produzentengalerie Hamburg
Hamburg

R: Redee Istanbul
Orkio Pansouridis
Reilyn Orlings Sydney
S: S.A.L.E.S. Rom
Schau Ort, Zürich, Keran Oyster
Eduard Schipper Berlin
Thomas Schulte Berlin
Sina + Hilar Düsseldorf
Sloopia Seoul
Slovak Ljubljana
Franca Soffiantino Turin
Jacky Street Düsseldorf
T: Team New York
Daniel Tamplin Paris
Barbara Thumm Berlin
Willem Tollesdorf Frankfurt/M.,
Berlin
Elisabeth & Klaus Thomas
Düsseldorf
W. Van Hom Düsseldorf
Anne de Villegente Paris
Vintage Budapest
W: Wenzel Berlin
Jacelyn Wolf Paris
Z: Susanne Zander Köln
Thomas Zander Köln
Zer., Milano
George Zimmern GMS

Sektor focus

AMP Athee
Pianissima Malmö
Nidas Belenius Stockholm
Beaver Projects Kopenhagen
Dana Charassi Wien
Kunstagenten Berlin
Dove Berlin
Newcomer SA London, New York
Figge van Rossum Köln
Newman Poppebuhl New York
Klein's Berlin
Ambach & Rice Seattle
Lütgenmeijer Berlin
Norma Mangione Turin
KAI NIDDENDORFF Frankfurt/M.
BISCHOFF / WEISS London
Neon Parc Melbourne
Utopian Skulptur Melbourne
On Stellar Rays New York
TMD Kopenhagen
PSM Berlin
James Fuentes New York
Jette Rudolph Berlin
Laden für Nichts Leipzig
Eva Wehler Frankfurt/M., Köln
NOTINTERNATIONAL London

Quelle: www.mairisch.de

**art
forum
berlin**

Die Internationale
Kunstmesse

07.10. - 10.10. 2010

Messe Berlin

ANZEIGE



NEU BEI PHILO FINE ARTS:



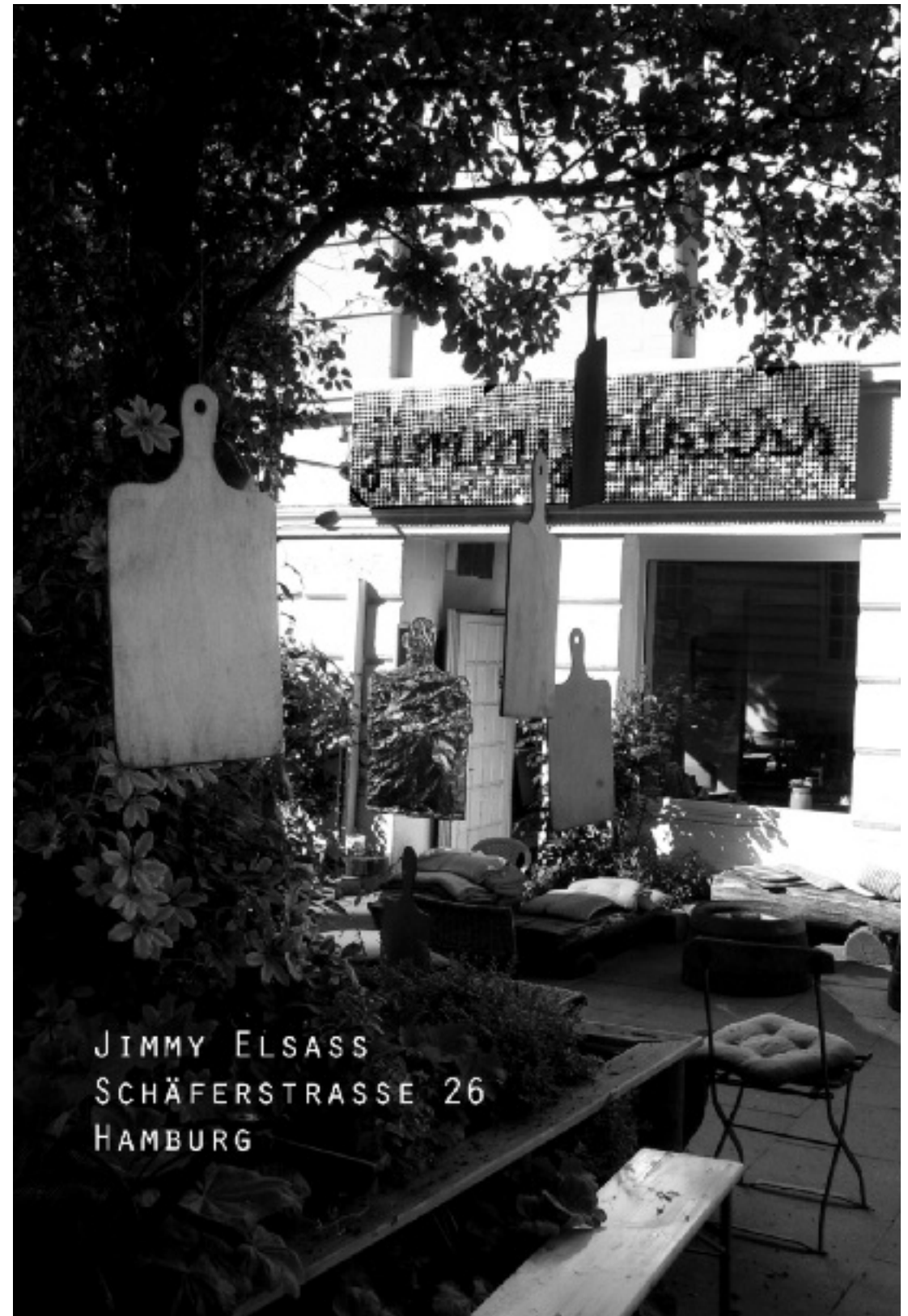
Valerie Solanas
 S.C.U.M.
 Manifest der Gesellschaft zur
 Vernichtung der Männer

112 Seiten, broschiert, 10 €
 ISBN: 978-3-86572-666-7

www.philo-fine-arts.de

»Das Leben in dieser Gesellschaft ist ein einziger Stumpf sinn, kein Aspekt der Gesellschaft vermag die Frau zu interessieren, daher bleibt den aufklärten, verantwortungsbewussten und sensationsgierigen Frauen nichts anderes übrig, als die Regierung zu stürzen, das Geldsystem abzuschaffen, die umfassende Automation einzuführen und das männliche Geschlecht zu vernichten.«

ANZEIGE



JIMMY ELSASS
 SCHÄFERSTRASSE 26
 HAMBURG

//Vor allen anderen wird derjenige der
 Maler heißen, der dem gegenwärtigen
 Leben seine epische Seite abgewinnt
 und uns in Linien und Farben
 verstehen lehrt, wie groß und poetisch
 wir in unseren Lackschuhen und
 Krawatten sind.//

Charles Baudelaire



Zeichnung: B. Jent

JITTER } Mode #5
 JITTER MAGAZIN
 BILDKULTUR

www.jitter-magazin.de

Jørgen Löffelholz
 The vex
 Chumps quickly In

Merve Verlag Berlin

Jørgen Löffelholz
The vex
Chumps quickly In

IMD 358 289 S. illustrierte Auflg., 90 Expl., 17 cm x 24 cm 270,00 Euro www.merve.de

„...man erlebt ein merkwürdiges Fest, in dem quakende Zephyre in Wachsbetten
 erscheinen, Mutgespenster umgehen, in dem sechs große Teufel aus Japan den
 Walzer vergessen und immer wieder eine Jukebox spielt.“

»Der *Mittelweg 36* ist in der kritischen Gesellschaftswissenschaft mittlerweile zu einer Institution geworden.«
Süddeutsche Zeitung

Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung

Mittelweg 36

1 Die Ökonomie, rein als Wissenschaft betrachtet

2 Bilder Zorn und Zärtlichkeit?

3 Wolfgang Kersting Kritik des Wirtschaftsliberalismus, Markt und Moral

22 Hefried Mankler Sozio-moralische Grundlagen liberaler Gemeinwesen. Überlegungen zum späten Ralf Dahrendorf

38 Lutz Wiegert Bürgerschaft und Marktwirtschaft. Oder was ist eigentlich systemrelevant?

50 Autoren



Literaturbeilage 51 - 70 Danny From Zwei Tropisten. Die Krise der Gesellschaftskritik aus Pariser und Frankfurter Sicht

71 Jens Becker / Jürgen Fack Konflikt und Ungleichheit. Anmerkungen zur sozialen Verfassung der »Berliner Republik«

91 Aus der Protest-Chronik 90 Nachrichten aus dem Institut

Bestellen Sie ein Miniabo (3 Ausgaben in Folge) für nur € 20,-.

E-Mail: zeitschrift@mittelweg36.de Tel. 040/414097-0

Redaktion Mittelweg 36, Hamburger Institut für Sozialforschung, Mittelweg36, 20148 Hamburg

Mittelweg 36 erscheint seit 1992 zweimonatlich mit wechselnden Schwerpunkten.

Einzelpreis € 9,50, Jahresabo € 56,-.

www.mittelweg36.de

Philo Fine Arts — Neuerscheinungen



FUNDUS 182
Wolfgang Ulrich
Höllenspektren:
Eine Beispielsammlung

120 Seiten, gebunden mit Leesehändchen
Zahlreiche Illustrationen, € 16
ISBN: 978-3-86572-580-5

Wolfgang Ulrich interessiert vor allem das Nicht-Offensichtliche. Gibt es doch wachen als feind, dann oder gefährlich, sich demonstrativ zum Wirkenden im Isolierten. So wird oft gezeigt, was sich erst bei genauer Betrachtung als Lutz am Keitfort, als Genuss an ökonomischer Form, als Überführung materieller Freuden entpuppt.



FUNDUS 188
Walter Grasskamp
Die Erziehung der Kunstverliebten
Bilder und Nachbilder

Herausgegeben von Wolfgang Ulrich
320 Seiten, gebunden mit Leesehändchen, € 16
ISBN: 978-3-86572-576-9

Verbirgt Walter Grasskamp einen Uchabotung im Kunstbereich, so trifft er dort auch nichts anderes an als einen Künstler, Sammler, Flirtler und Kurator; Bilder, Texten und Performances. Aber er betrachtet sie anders. Die intensive Schilderung eines mitternachtsigen Tages ist der Ausgangspunkt für zahlreiche Beispielsammlungen.



FUNDUS 189
Gert Marnett
Ästhetische Operationen
Essays zu Literatur, Kunst und Kultur

Herausgegeben von Dirk Lirak
480 Seiten, gebunden mit Leesehändchen, € 16
ISBN: 978-3-86572-585-1

Das Einsetzen des Ästhetischen ist unwahrscheinlich. Es ereignet sich gegen die Verhältnisse, die es unwahrscheinlich machen, weil zweckloses Tätigen in ihnen nicht möglich ist. Die Essays von Gert Marnett erschließen ästhetische Handlung als Ereignis, das sich in der Spannung zwischen dem Ästhetischen und dem Politischen vollzieht.



FUNDUS 190
Robert Fleck
Defekte als literarische und bildnerische
Überflüsse und Menschen

220 Seiten, gebunden mit Leesehändchen, € 14
ISBN: 978-3-86572-586-8

1983 musste Robert Fleck, einem Wiener Bekannten, dem Herausgeber der Tageszeitung *Die Presse*, gestehen, dass er zwar Deklamation Kafka-Lektüren, niemals aber Kafka im Original gelesen habe. So entstand die Idee für die beliebte Kolonza-»Akte Bücher«-neue gelesen-, die sieben Jahre lang in der Sonntagsbeilage dieser Wiener Zeitung erschien.

ANZEIGE

Fortschritt

POLARISIERT EUCH!



Ein besseres Morgen

#Fortschritt

Artikel: Ökologie und Migration | Lebenserwartung, Schul- und Berufspfade | (renewable) Wirtschaft und Aufklärung | Migration | Unterhaltungsreportage | Utopische Kunst | Politik der Science Fiction | Im Gespräch: Massimo, Tabacco, Hertzog, Sora

2010, 96, 96 Seiten
 Euro price: € 14,-
 English price: € 15,-

polars plädiert für eine Wiederentdeckung des Fortschrittsgedankens. Wie aber könnte ein solcher Gedanke aussehen? Inwieweit lässt sich an alte Fortschrittsideen anknüpfen? Und wie verhält sich eine neue Fortschrittsidee zur technologischen und ökonomischen Entwicklung und wie zur Demokratie?

campus
 Frankfurt - New York

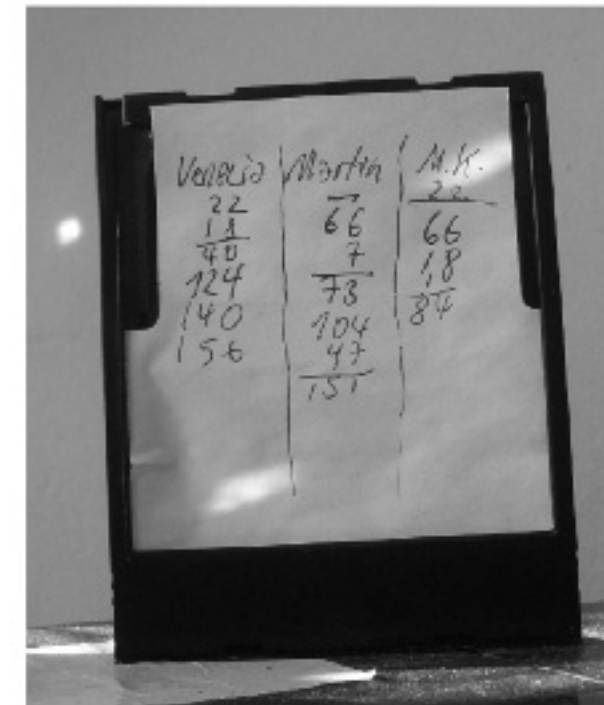
Erhältlich durch Buchhandlungen oder an www.campus.de

ANZEIGE



Picture a Moon, Shining in the Sky

Conversation with Martin Kippenberger



Stellen Sie sich vor, ein Mond scheint am Himmel

Gespräch mit Martin Kippenberger

neue, illustrierte Ausgaben 2010, 96 Seiten, Paperback, deutsch bzw. englisch
www.starship-magazine.org ISSN 1619 - 2052

asphalt & anders Verlag



„Man ist sofort voll dabei
bei all diesen kleinen Stories.“
Kölner Express

Selim Özdoğan
Ein Glas Blut
Kurzprosa
176 Seiten, 12,90 €
ISBN 978-3-941639-03-4



„Eine Geschichte, die mich bis in
den letzten Winkel meiner
Gedanken berührt hat.“
Das Wortreich

Stefan Petermann
**Der Schlaf und
das Flüstern**
Roman
272 Seiten, 18,90 €
ISBN 978-3-941639-02-7



„Städtehoppping als Buch.“
Radio Fritz

**Schau gen Horizont
und lausche**
Städteanthologie
160 Seiten, 11,90 €
ISBN 978-3-941639-01-0

Reue und urbane Literatur.
Erhältlich im Buchhandel und unter www.asphalt-anders.de

DIE SÜDHARZREISE FRANK FISCHER

ABSTRAKTER TOURISMUS ZWISCHEN LEIPZIG UND GÖTTINGEN

Die A38, die »Südharzautobahn«, ist der Flugang eines riesigen Open-Air-Museums. Die Strecke fährt am größten Denkmal und an der größten Pyramide Europas vorbei, und am weltweit größten Ölgemälde. Vor über tausend Jahren wurden am Fahrbahnrand die Merseburger Zaubersprüche entdeckt. Und auch ein Sehnsuchtsort der deutschen Popliteratur befindet sich hier, das Café Kolditz in Sangerhausen.

Eine Autobahnurundung in 24 Stunden,
38 Kapiteln, 864 Kilometern.



Veröffentlicht unter
der CC BY-NC-SA 3.0

Frank Fischer ist Herausgeber des
Avant-Feuilletons »Der Unblättere«.

Im SuKulTuß Verlag erschien 2005 seine
Erzählung »Die Zerstörung der Leipziger
Stadtbibliothek im Jahr 2003«.



Mit einem Nachwort
von David Woodard
und Bildern
von Andreas Vogel

96 Seiten, 10 Euro
ISBN 978 3 941902 32 4

SuKulTuß
Artenstraße 15
13469 Berlin



ANZEIGE

Hank Schmidt in der Beek
»Ein Akt, eine Treppe hinabzunehmen«
14. August - 12. September 2010

Peter Sempel
»Unterhaltungspark des Untergrundes«
18. September - 10. Oktober 2010

Zwischenraum : Space Between
Oliver Dulac, Nick Evans, Julia Hoernmann, Aion Levin,
Ingrid Loominghal, Clara Phillips et al.
DER KUNSTVEREIN, SEIT 1817.
Klosterwall 23, 20095 Hamburg — www.kunstverein.de

Freedom of Speech?
Bořil Dišter Brinkmann, Emory Douglas, Les Drowinski,
Maria Eichhorn, Will Eisner, Hans Haacke, Albie Hoffman,
Sister Corita Kent, Barbara Kruger, Yossi Lenzel, George Macmanus,
Steven Marans, Ulf Metzel, Macy Miller, Bruce Nauman,
Otto Neurath, Dan Perjovschi, Norman Rockwell, Jon Sacco,
Gerald Scarle, Christoph Seldingensief, Taller Popular de Serigrafía,
Klaus Staerk, Art Up, Silke Wagner, Mark Wallinger
18. Dezember 2010 - 13. März 2011

Silke Wagner
18. Dezember 2010 - 12. Juni 2011

ANZEIGE

MAIL@PROVENCE.ST
WWW.PROVENCE.ST

AN EIGHT-ISSUE MAGAZINE
DEDICATED TO HOBBIES

PROVENCE
EDITOR

RUE DE LA JUTERIE | 84480 LACOSTE | FRANCE

29 Editorial

DER SICH ENTFREMDETE GEIST
DIE BILDUNG35 Lars Clausen, *Gymnasiale Kulturhistorie
als Weg in die Soziologie*75 Frank Apunkt Schneider, *Es war
einmal die Medien*

Titelabbildung
MICHAEL DEISTLER
Kugelschreiber auf Karton,
68 x 48 cm

DIE LUST UND
DIE NOTWENDIGKEIT91 Hans-Christian Dany und Max Hinderer,
*Mittel & Wege*101 Charlotte Brandt, *Viertelleben*107 Ramin Raissi, *Ice cold Ice*115 Ines Doujak, *Auf der Suche nach dem, was es
nicht gibt*125 Astrid V. W., *fragments from my diary,
personal notes, medical documents and
memory*

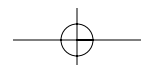
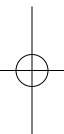
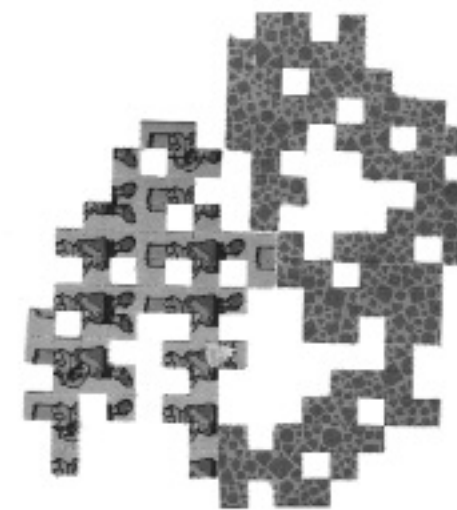
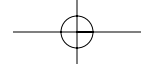
139 Michael Deistler

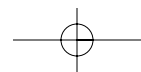
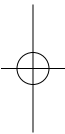
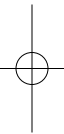
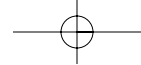
157 Aldo Legnaro, *Drogen im Szenario einer
Kontrollgesellschaft*173 John Barker, *Vom Amphetamin zum Kokain:
Intensitäten der Arbeit*191 Max Hinderer spricht mit Jorge Hurtado
Gumucio, Gründer des Coca-Museums in
La Paz. *Evocain industriell herstellen*201 Max Hinderer im Gespräch mit Diedrich
Diederichsen, *Sich mit sich selbst vollknallen*205 Katrin Mayer, »Your very own words.«
*Indeed! And who are you?» (Brion Gysin)*215 Tim Stüttgen, *Substanzen-Protokoll,
Koksdiskurs, usw.*229 Beatriz Preciado, *Molekular werden der
Politik*, aus: *Testo Junkie, Sex, Drogen
und Biopolitik*235 Jörg auf dem Hövel, *Feel the Force, Luke,
über Placebos*DIE SINNLICHE
GEWISSEHEIT241 Annette Wehrmann, *Sprengungen*, 1993DAS GESETZ DES HERZENS
UND DER WAHNSINN DES
EIGENDÜNKELS259 Nicole Büsing & Heiko Klaas, *Kunstmessen*264 Jens Asthoff, *Spiegelung, flüchtiges Selbst*,
zwei Ausstellungen von Susanne M.
Winterling267 Wiebke Gronemeyer & Thomas Thiel,
*Im Moment des Verdachts, über die Relevanz
der Gegenwärtigkeit*. Eine Ausstellung im
Bielefelder Kunstverein272 Tim Albrecht, *Die Fantasien des
Mr Romero. Hirntod, Zombiefilm und
Wirklichkeitssinn*DAS GEISTIGE TIERREICH UND
DER BETRUG ODER DIE SACHE
SELBST279 Christoph Behnke, *Der Niedergang der
Kreativität*DAS GEWISSEN, DIE SCHÖNE
SEELE, DAS BÖSE UND SEINE
VERZEIHUNG297 Michael Glasmeier, *einige illustrierte
Sprüche j.w. goethes aus den
maximen und reflexionen*, 1981DIE TUGEND UND DER
WELTLAUF317 Hubert Fichte, *Detlevs Imitationen
»Grünspan«*

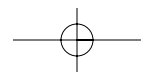
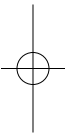
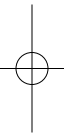
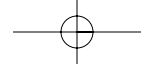
328 Impressum

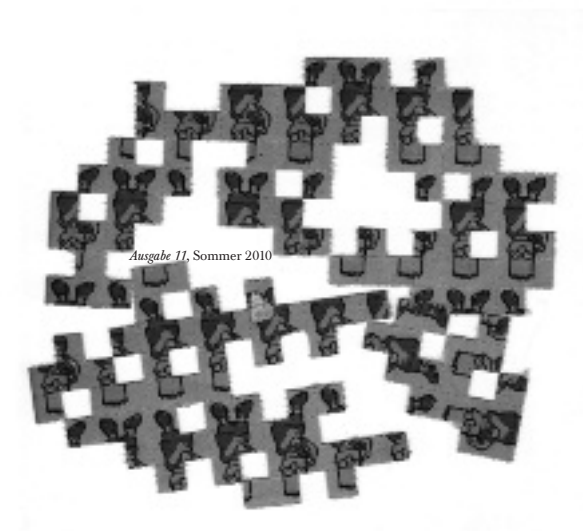
20

21

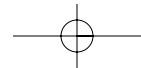
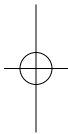
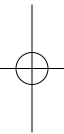
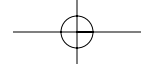








Dies ist nun endlich die lange angekündigte Ausgabe mit dem reißerischen Titel »Drogen«, HANS-CHRISTIAN DANY und MAX HINDERER haben sich um die Zusammenstellung der Texte verdient gemacht. Das Spektrum reicht vom Milieu bis ins Krankenhaus, von der Kontrollgesellschaft bis zum Selbstversuch. An dieser Stelle sei noch erwähnt, dass *Kultur & Gespenster* wohl das erste Magazin mit einer Leckstelle ist. Durch das Lecken werden aus dem Papier Mineralien herausgelöst, die Sie auf diese Weise aufnehmen und somit Ihren Mineralstoffhaushalt ausgleichen können.



Von LARS CLAUSEN

Gymnasiale Kulturhistorie als Weg in die Soziologie

Am 20. Mai 2010 ist Lars Clausen gestorben. Statt eines Nachrufs drucken wir an dieser Stelle einen dem »Leitfaden« der eigenen – wie weiter: der 1935er Jahrgangs-Biografie folgenden Vortragstext des bedeutenden Soziologen, Katastrophenforschers und Literaturkenners, der, im April 2000 gehalten, 2003 im Mitglieder-Rundbrief der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft erschienen ist.

Vorbemerkung L.C. 2003: Als ich am 23. April 2003 in Kiel, in der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft, über *Die Bedeutung antiker Gymnasiallehrstoffe für gestern und heute* vorgetragen hatte, erwuchs aus Gesprächen mit der Redaktion des *Tönnies-Forum* der mich so ehrende wie erfreuende Gedanke, hierorts den – freilich über die Antike stark hinaus greifenden – Muttertext vorzulegen.

Er ist im Hörsaal gebürtig, entstammt der zweiten Woche meiner allerletzten Pflichtvorlesung *Einführung in die Theorien der Soziologie* – einer allsommerlichen Zweitsemester-Handreichung des *Institutes für Soziologie*, dies nun seither von meiner Christian-Albrechts-Universität zum Autodafé verurteilt. Zum ersten und einzigen Mal hatte ich im Jahr 2000 diese Lehrveranstaltung nicht systematisch *nach den Begründungs-Zusammenhängen* der Soziologie geordnet und dergestalt vorgelegt, sondern am Leitfaden dessen, wie ich selber als Jahrgang 1935 zur Soziologie gekommen war und mich fortan in ihr bewegt hatte. Ich führte mein Auditorium also *im Entstehungs-Zusammenhang* meiner selbst als eines Theoretikers in die Soziologie ein. Daher denn auch etliche Autobiographica. Hochschuldidaktisch hielt ich das für gerade noch hinnehmbar.

Bereits in der ersten Semesterwoche hatte ich demgemäß methodologisch begründet und gewarnt und sodann inhaltlich die protosozziologischen Lehren meiner drei Kindheiten entwickelt, als geborener Berliner von 1935, vor den Bomben auf den Darß verbrachter Pommer und 1945 geflüchteter Hamburger. Diesen Text vom 12.IV.0 habe ich jüngst Bálint Balla gewidmet, daher findet er sich in: *Soziologie über die Grenzen*, hgg. von Stephan Beetz, Ulf Jacob und Anton Sterbling, Hamburg, Reinhold Krämer Verlag, 2003: 125–161. – Meine dazu gehörige Semesterend- und zugleich Emeritierungs-Vorlesung ist bereits im *Tönnies-Forum* als »Gesellschaften im Umbruch« erschienen, 2001 (X): (2)72–80. Mehr derlei nicht, ich verspreche es.

19. April 2000:

[Dozent lässt ringsum Blicke schweifen, dann:] Meine Damen und Herren! Ich begrüße die nach einer Woche inhaltsamer Erwägung neu hinzu Gestoßenen, ebenso wie ich die von meinem fast zu pünktlichen Vorlesungsbeginn am vorigen Mittwoch nicht Abgeschreckten achte. Diesen Pünktlichen gönne ich die Genußgenussung, dass ich letzthin bereits Aberwichtiges vorgetragen habe – was von den Neuen nur durch Befragen von Kommilitoninnen und Kommilitonen leidlich eingeholt werden kann. Auch haben wir das diese Einführung begleitende Tutorium von *Inga Gerstenberg* und *Martin Voß* eingerichtet, der Anschlag präzisiert es inzwischen.

Da ich also diese Vorlesung, um mich zu wiederholen, diesen Sommer ausnahmsweise mittels der Entstehung des Theoretikers L.C. anordne, nicht mittels der Systematisierung unseres seit Längerem entstandenen Theoriekorpus, fahre ich an Hand meiner Vita fort: Der Vorteil einer langen und falsch angewandten Jugend des Jahrgangs 35 war, wie Sie sicher jetzt schon gemerkt haben, die Erfahrung, dass die Gesellschaft niemals stille steht. Grundsätzlich ändert sich alles. *Sozialer Wandel ist normal*. Eine Stadt oder Städte, die man 1939 als ganz kleines Kind als unverrückbar ewig betrachtet hatte – die Straßenbahnhaltestelle, die Ecke an der Allee –, waren 1945 alles verbogene Schienen und abgesägte Bäume. So war das überall. Es hatte sich alles so rasch geändert, dass kein Mensch mitkam und sich durch solche Unordnung schon früh eine tiefe Unsicherheit einstellte.

Ich will Ihnen heute und das nächste Mal noch also etwas darüber vortragen, *wie man protosoziologisch oder vorsoziologisch in die Soziologie hinein kommt*. Das geheime Thema der angesagt 90 folgenden Minuten ist also mein Schulzeit-Ergebnis: *Lange vor der Erfindung der »Soziologie« durch Auguste Comte Mitte des vorvorigen Jahrhunderts wurde soziologisch geurteilt, wenngleich in ganz anderen Formen als denen gesellschaftswissenschaftlicher Prosa*.

Es ist auch darum, weil es Sie daran erinnern könnte: Weswegen sind Sie selber zu den Soziologen gekommen? Unmöglich war es der Wunsch, das ganz große Geld zu machen. Was aber war es dann? War irgendetwas in Ihrem Leben beklemmend unordentlich? Was war das? Schämt man sich, darüber nachzudenken? Nun gut, erstmal.

1. SCHULE ZWISCHEN GEMEINSCHAFT UND GESELLSCHAFT

Auch heute will ich fünf Schritte tun, und ich fange – ein wenig zurückgreifend – wieder da an, als ich fast schon elf war. Jetzt stehen wir also noch im Jahre 1946 – da hatte sich die Frage erhoben: Oberschule oder nicht? Das Ja war selbstverständlich gewesen, wenn man von Offizieren oder Pastoren her kam. »Kulturelles Kapital« ist vererblich. Allerdings nicht so einfach wie finanzielles Kapital nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch, Teil V: Erbrecht, sondern mit einer Einschränkung, die wir bereits Goethe danken: »Was du ererbst von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.« Das war nicht weiter abschreckend. Als Flüchtling hatte man ja gelernt: Was man nicht im Kopf trägt, kann man nicht mitnehmen, wenn dann wieder Krieg kommt.

Wo stak noch rasch die Familie? Wir Pommernflüchtlinge waren inzwischen trotz »Zuzugssperre« nach Hamburg-Blankenese eingewiesen worden – dank gelegentlich erzählbarer Tricks der Erwachsenen. In ein eher gediegenes Villenviertel, das völlig unzerbommt überstanden hatte. Die Leute »saßen Kaffee trinkend in den Gärten«, während Hamburg brannte, so sprachen jetzt die Ausgebombten, wenn sie mal hinkamen. Man muss nicht alles glauben – inzwischen gab es lange schon nur noch Ersatzkaffee namens »Koff«. Zwei Bomben waren auf diesen Elbvorort gefallen, eine auf die Post, die andere auf die Bahnhofsbrücke – es war also völkerrechtlich alles in Ordnung gewesen. In dieses Blankenese, ursprünglich ein Fischerdorf, dann der Ruhesitz alter Kapitäne und Lotsen am Elbhang, auch mit Schlössern und Parks weiland »Königlicher Kaufleute« aus Hamburg, inzwischen ein betuchter Vorort, waren wir dann also geraten, anfangs in die heutige Bundeswehrakademie dort – damals noch die »Luftgau«-Kasernen –, und als »der Tommy« diese wohnlichen Baracken für sich entdeckt hatte, nun selbst als Zwangsmieter in einer Privatwohnung, anderthalb Zimmer. Küche, Keller, Klo geteilt. Jetzt sollte das Kind, trotz Flüchtlingsklasse »4e«, in die ich Oktober 45 gesteckt worden war – Blankeneser Eltern und Schulleitungen mochten das nicht gern, dass diese Kinder ihre Klassen »4a« bis »d« verschandelten –, in die Oberschule. (Die Bewerber, Mädchen waren in der »4e« nicht dabei, wurden von zwei Lehrern geprüft.) Ja, meine arme Mutter als »Kriegerwitwe«, drei Gören, ihr Beruf »Theaterfotografie« noch sehr im Dunkeln schwebend – sie wusste es selber nicht genau, wie man es entscheiden solle, und fragte einen ihrer zahlreichen Künstlerfreunde, offenbar den richtigen. Denn er sagte: »Wenn Sie den Jungen auf ein Gymnasium geben, dann nicht hier in Blankenese, das ist eine Real-Oberschule, schicken Sie ihn drei S-Bahnstationen weiter, da gibt es ein humanistisches Gymnasium.« Latein und Griechisch. Ich wehrte mich mit Händen und Füßen – nein! Griechisch: unmöglich! Ja, und es wurde aber nicht auf mich gehört. Später machte ich in der Schule einiges davon mit und her. Dann ging ich ins Berufsleben – nach Jahren dort würde ich bemerken, dass es richtig gewesen war.

Ich rede aber jetzt sozusagen, wie immer bei Rückblicken dieser Art, gemischt zwischen damaliger Analyse und der von heute her. Die von heute her ist geeignet, das Material schönend und neu anordnend zu verfälschen. Literaturwissenschaftler unter Ihnen und Literaturwissenschaftlerinnen wissen das aus ihren Autobiographiestudien sogar ganz genau. Alle anderen vermuten es. Und diese ... Jetzt will ich ein bisschen Ihnen vor Augen führen, was also Schule für Stoffe geben kann.

Sie ist ja die große Umschaltstation aus den, durch den Krieg noch eher enger verflochtenen, Privatnetzwerken der Verwandtschaft und Freundschaft. Der Gründer der deutschen Soziologie, Ferdinand Tönnies, hätte diese überpersönlichen, oft einzig noch bewährten sozialen Institutionen *Gemeinschaften* genannt, realsoziologisch: *vorwiegend* gemeinschaftlich empfundene Bindungen. Umschaltstationen in eine Arena zweckorientierter Institutionen, zumal Staaten und Firmen, nach Tönnies in eher auf die Selbstzwecke ihrer Benutzer eingerichtete Institutionen, also überwiegend *gesellschaftliche* Formen sozialer Bindungen. (Seine grundlegende

Schrift von 1887, »Gemeinschaft und Gesellschaft«, wurde ja in der Wintervorlesung bereits angesprochen und begegnete mir noch lange nicht.)* Allerdings wirkte diese *gesellschaftlich* geprägte Form »Gymnasium« dann wieder vertraut-gemeinschaftlich, viel mehr als heute, mittels einer

* Erwähnenswert, dass der Soziologe und Tönniesforscher Alexander Deichsel in der Parallelklasse bereits mit Tönnies vertraut gemacht wurde.

überwiegenden »Gemeinschafts«-Form, nämlich in Gestalt der Schulklasse, die damals noch bis zum Abitur zusammenblieb. Sodass man von der fünften bis zur dreizehnten Klasse, tönniessianisch formuliert, einer *Gemeinschaft des Ortes* angehörte – wenn man nicht backen blieb, was mir aber einmal passierte, wegen meines Tuberkulosejahres war ich zurückversetzt worden. Dreizehn minus fünf = acht Jahre ist eine lange Zeit der Jugend, deshalb halten Klassenkameradschaften von damals sehr viel länger, sind haltungsrelevanter gewesen als bei Ihnen, die Sie in den letzten drei Schuljahren ein individuierendes Kurssystem erlebt haben. Vermöge dessen ist »die Klasse« ein einflussreicherer *melting-pot* von sozialen Konflikten gewesen und eine Bildnerin der einzelnen Sozialtypen – so des *opinion leader*, des Klassensprechers, des Quatschmachers, selbstverständlich des Klassennarren, der immer gehänselt wird –, also alles ganz standardisierter Figuren, das sage ich heute. Wir »wussten« aber schon damals, jede Klasse hat ihren Narren, und wenn er weg wäre, würde ein anderer es. Soziologisch: Die präformierte *Position* ist da, sie wartet nur auf die Person, die ungeschickt genug ist, sich dort niederzulassen, alsdann sie die dazugehörige *Rolle* spielen muss, so gut es gehen mag. Wahrscheinlich sind etliche von Ihnen Opfer des Dauerspotts einer Schulklasse gewesen, und machen deswegen Soziologie. Nun gut, erstmal.

Also wurde es das Christianeum zu Altona, Sitz damals in Hamburg-Othmarschen. Klar damals auch: nur für Jungen. So frühe Zuteilung im fünften Schuljahr, von tendenziell Zehnjährigen auf ein sekundäres Bildungssystem – bei damals früherer Einschulung als vorwiegend heute – erbringt einer Chancengleichheitspolitik der Geschlechter die bekannten Probleme. Zu jener Zeit, 1946, waren das nur etwa 5 % eines Jahrganges der heranwachsenden Männer. Innerschulisch ist es aber eher günstig – damals eine eher ruhig gestellte Umstellungsphase, soziologisch als stabilisierendes »Ende der Kindheit« aufzufassen, bevor die Hormone loslegen. Spät- und nachpubertär umfasst sie dann noch in der Oberstufe die beste Chance der Intellektualisierung aufnahmefähigster Jahre. Man kann also das Gymnasium in unserer Disziplin gar nicht ernst genug nehmen. Daher verweile ich dabei des Längeren.

2. KNICKENDE GEWISSHEITEN

Das Erste war natürlich, Humanismus kriegte man wenig vorgelegt, als erste Fremdsprache trat Englisch auf, aber wir waren schließlich »Englische Besatzungszone«, und es musste ja irgendwie anfangen und es war dafür höchste Zeit: Jeder hatte zu Kriegsende wenigstens ein halbes Jahr schulisch verloren. Wir lernten also Englisch – und in diesen ersten Schuljahren knickten die einbetonierten Gewissheiten, mit denen die deutschen Generationen bislang aufgewachsen waren. Aber – sie »knickten« eigentlich nicht für mich, denn sie waren noch gar nicht fest etabliert – aber ich merkte doch, dass sie locker saßen, dass sie »Spiel« bekamen, jedenfalls ganz deutlich, dass sie nicht mehr reichten.

Und das sind, noch einmal vertieft, die drei Identifikationsangebote meiner Eltern- und Voreltern-Generation. Schätzen Sie die Entfernung zu Ihnen und stärken Sie Ihr Urteil. Auch Ihnen geht es grundsätzlich nicht anders, Sie tragen noch die Kinderweisheiten Ihrer Eltern und Großeltern mit sich, fast mehr noch als Haltungrudimente denn als bekämpfbare Vorurteile.

Fotografien von Gabi Schaffner



Arbeitszimmer, Berlin

38

2.1 Gar kein Führer mehr

Die erste Gewissheit war: Es brach damals die meinem Wesen so hinderliche Kruste, die »der Führer« hieß.

Denn ich war ja im Dritten Reich geboren und ich hatte früh gelernt, »Heil Hitler« zu sagen, und es wunderte mich ja auch sogleich, dass die Leute das so prompt einstellten, kurz nach dem Einmarsch der englischen Truppen, und dass nur noch aus Versehen dem einen oder der anderen im Geschäft das Wort »Hei'ttler« herausrutschte, statt »Tschüß« oder so was. Die Gewissheit »Adolf Hitler« war jetzt kaputt. Hitler hatte nicht, wie es noch in den letzten Meldungen vom letzten hörbaren Reichssender Flensburg geheißen hatte, heldenhaft kämpfend in der Berliner Reichskanzlei den Tod gefunden, im Kampf gegen den Bolschewismus. Sondern er hatte sich umgebracht. Auch wusste ich ja schon, das habe ich das letzte Mal gesagt, was Giftgas und KZs waren, ich wusste es, mit elf. Und das unterscheidet mich von vielen meiner Zeit, von meiner eigenen *Generation* – wie auch Soziologen die durch gemeinsame Erlebnisse in vergleichbarem und prägsamen Lebensalter verbundenen Jahrgänge (soziologisch: *Kohorten*) nennen. Da saß man, und der Führer war weg. Aber »der Führer« war doch eigentlich Alles gewesen. Die große Projektionsfigur, vor allem auch wieder für Kinder (nicht so arg sehr für mich, aber für viele) gewesen. Ich musste beobachten, wie sehr er das für die Leute gewesen war, und wie schnell sich das geändert hatte. So etwas musste man zu den vielen unerklärlichen Seiten des Menschenlebens packen. Man hatte ja – als »Kind« im physiologischen Sinne – auch einen Riesenspeicher für im Augenblick Unerklärliches. Anthropologisch gewendet: Sonst könnte das Kind nicht so vielerlei soziale Formationen lernen, wie die Welt sie alle trägt und trug. Bildlich gefasst: Den aus der »Humanisation« (Sie erinnern sich? der soziobiologisch präformierenden Säuglingszeit) heraus kommenden Kindern ist das soziale Leben ein riesiges zugedecktes Memory-Spiel, und die immer nur jeweils aufgedeckten Einzelbilder sind alle zunächst sinnlos, werden aber eines Tages »passen«, und man merkt sich alle, weil man ja das Spiel gewinnen will. Und so war es auch damals. Die viel schmerzhafter zerbrochene Kruste des »Hitler in uns allen«, das Problem der älteren Generationen, war dabei noch nicht mal mein Hauptproblem. Erst später lernte ich, dass es Lehrer gab, die jetzt noch immer an den Führer glaubten. Es wird Sie nicht überraschen zu hören, dass es z. B. mein Turnlehrer war. Man war bereits ganz erstaunt, wenn er erzählte, selbstverständlich habe er keine Kinder, denn er und seine Frau seien kurzsichtig, und sie würden das ja vererben, und das wäre nicht gut. Selbst für mich, der die Wonnen der sexuellen Liebe und die Süße der ehelichen Trautheit mitnichten kannte, war das eine merkwürdige, schief in der Gegend herumstehende Bemerkung, außerdem völlig ungefragt im Biologieunterricht geäußert. (Den er auch gab. Heute würde es wieder einmal weniger überraschen: Er »bringt sich selber ein« und er hat rechte Einschüsse im Gewebe.)

39

2.2 Weder Deutschland noch Reich

Die zweite Gewissheit war die patriotische: Ich war doch »Deutscher«. Jedenfalls war ich es gewesen! *Deutschland* – wie Sie sich erinnern – zerfiel 1945 in vier »Zonen«, und eine war die schlimmste, das war die Russische, und eine war die beste und das waren wir, das war die Englische. Und dazwischen waren die ande-

ren, die Französische, die Amerikanische. Man konnte nicht ohne Weiteres von der einen Zone in die andere reisen, verboten, man musste einen »Interzonenpass« dabei haben. Aber es retteten sich ja sehr viele Leute her, meine Schwiegereltern, z. B., sind mit meiner späteren Frau und ihren Brüdern, alles kleinen Kerlchen, späterhin bei Nacht und Nebel in zwei Partien aus der »Sowjetischen Besatzungszone« namens »SBZ« geflüchtet, durch die Saale gewatet und in den Westen gekommen. Deutschland bestand auch nicht nur aus den vier Besatzungszonen, ich hatte ja schon eine Menge Ostpreußen kennengelernt als Flüchtling auf dem Dorf, es gab also auch noch die »verlorenen Ostgebiete«. Die hatten »der Iwan« und »der Pole« übernommen, die Deutschen von dort erschienen alsbald hier als »Vertriebene«. (Das war rechtlich noch was anderes als wir »Flüchtlinge«. Vergleichen Sie die Unterschiede zwischen denen mit Asyl und den bloß geduldet hier Lebenden und den illegal nach Deutschland Gekommenen.) Selbst die KPD (Kommunistische Partei Deutschlands) der vier Zonen war nicht dafür, dass jenes Land östlich der Oder und Neiße abgetreten werde. Selbst sie, die schließlich ihre Orders ganz woanders her bekam, hatte damals die Erlaubnis zu sagen, dass das so nicht in Ordnung sei. Sonst wäre sie in Westdeutschland auch ganz schlecht dran gewesen, denn das Gefühl, dass »Deutschland« eben bis nach hinten reicht, bis nach Ostpreußen, bis nach Königsberg und Gumbinnen, »bis zum Dorfe Nimmersatt, / wo das Deutsche Reich ein Ende hat«, lebte und webte noch lange Zeit in den Köpfen und Herzen. Nicht so sehr für mich. Obwohl natürlich: Das Kind hatte schon vor mancher Landkarte gestanden und »wusste« daher, wie ein normales Deutschland aussieht. Und alles, was man vor seinem zehnten Lebensjahr lernt, das hält. Das Spätere unterliegt Zweifeln, aber das davor sind tendenziell Ewige Wahrheiten. Und so »wusste« ich, dass Deutschland irgendwie so aussieht. [Dozent nimmt Kreide und skizziert Deutschlands Grenzen von 1919.] So sieht Deutschland in den Köpfen der älteren Leute aus. (Für meinen Sohn z. B. ganz selbstverständlich so [skizziert wieder: den 1949er BRD-Umriss], der redete von »Deutschland« und außerdem von »der DDR«; aber der ist Jahrgang 66). Also so klammert sich das fest – also war auch, tief-innen, die Vereinigung 1990 für mich kein Schock wie für die, die fast eine Einigung mit Ländern wie Holland natürlicher gefunden hätten. Für die Willy-Brandt-Generation hingegen war es noch etwas ganz Normales, das erklärt seinen scheinbar naiven Ausspruch von 1989: »Jetzt wächst zusammen, was zusammengehört.« Vielleicht ein Problem – mit den wirtschaftlichen Differenzierungen und den politischen und den politisch-psychologischen und ob das alles so richtig gelaufen sei und ob man nicht vieles hätte besser machen können oder ob es auch gut für »uns« sei, »die-alle« rüber zu kriegen. Das ist jetzt nicht die Frage. Zunächst war es mir *zutiefst normal*. Aber 1945 vielleicht doch nicht mehr so?

Eine daran backende Selbstverständlichkeit, die nun zerbröselte, war auch noch »das Reich«, das Deutsche Reich.

Es hörte auf. (Juristisch wurde es zunächst von den vier Besatzungsmächten weiter regiert, wie die Doppelstadt Berlin bis 1990, und hat dann erst durch den Vier-plus-Zwei-Vertrag aufgehört. Aber bis dahin hatte es zuletzt nur noch ein staatsrechtliches Dasein von äußerster Schattenhaftigkeit geführt, und das auch nur, weil sich die Bundesrepublik – mit wichtigen Abstrichen – als seine Rechtsnachfolgerin zu gerieren für politisch klug gehalten hatte. Sogar die DDR hatte ja noch – für alle Fälle? – an der Anstaltsfirmierung »Reichsbahn« festgehalten.) Im



Schreibtisch, Bordeaux

Grunde aber hörte das »Reich« schon durch den sogenannten »Zusammenbruch« 1945 auf. Doch sehr viele Leute, die redeten noch lange davon. Ich erinnere mich da – und jetzt wird es für Schleswig-Holsteiner interessant – an ein fremdartiges Erlebnis: Meine Mutter war, wie gesagt, Theaterfotografin. Eine Schauspielerin, die heiratete, sagte zu ihr: »Kommen Sie doch zu meiner Hochzeit.« Und ich wurde als Tischherr mitgenommen – war ich nicht »der Älteste«? 1946 war das wohl. Eine Hochzeit auf dem Lande, das hieß allemal, sich sattzuessen! Denn diese Schauspielerin (ich weiß gar nicht, was aus ihr geworden ist, sie spielte damals in Bremen), Ilse Bartram, war die Tochter des damaligen schleswig-holsteinischen Ministerpräsidenten, was ich aber noch nicht recht verstand. Und so machte ich diese unendlich langwierige Feier mit, vor allem die sehr langen Reden bei Tisch, der aber sehr-sehr gut gedeckt war, also konnte ich mich darüber hinweg trösten. (Es gab mir zusätzlich den falschen Eindruck, dass Hochzeiten langweilig seien.) Ich war da der einzige Halbwüchsige (die Braut hatte noch keine Kinder – so war das damals), und viele Gäste waren eigentlich mehr von der Eltern-Generation, und das war also ein herkömmliches Netzwerk, im Wesentlichen ihre Familie, und Bartram war zudem auch Unternehmer, hier in Schleswig-Holstein. Und sehr früh – die Brautgeneration tanzte, da waren wohl meist auch die Theaterkollegen dabei, also auch meine Mutter, für mich ein entsetzlicher Rummel – zog sich eine große Gruppe von Herren in das Jagdzimmer zurück, und die fingen dann an, über Politik zu reden. Schließlich setzte ich mich, weil ich mich eben so sehr langweilte, müde in den Raum. Und da hörte ich, eine ganze Nacht lang, bassernst bis brüllend vorgetragene Anmerkungen darüber, wie Bismarck »das Reich« gewollt habe. Das war meine erste konkrete Begegnung mit dem Deutschen Reich, wenn man so will. Ich vernahm Sätze wie »Jede Anleihe in den Osten kommt als Flintenkugel zurück«, und andere mehr.

Das hat zu meiner politischen Bildung ungeheuer beigetragen: »Das Reich« regte diese erwachsenen Leute auf. Ich staunte, und steckte es zu den übrigen Memory-Karten.

2.3 Ohne Preußen

Die dritte Verankerung, die brach, ist für meine Familie viel bedeutsamer gewesen als Deutschland und das Reich, als gar Hitler: Es war *Preußen*.

Denn – ich berichtete es schon – von Vaters her komme ich aus einer Offiziersfamilie und von Mutters her aus einer Pastorenfamilie. Zwar waren beide aus Distanzsuche zu ihren Familien nach Berlin gegangen und hatten etwas Künstlerisches gemacht. Aber die wohlmemorierten Vorfahrenreihen waren alle feste im preußischen Dienst gewesen. Um meine Familiengeschichte zum Beispiel für eine preußische zu nehmen: Die Clausens sind als Söldneroffiziere – *mercenaries* – während der Napoleonischen Kriege ins Königreich Hannover gekommen, dort nach 1815 hängengeblieben und zunächst immer Offizier oder auch Landrat im hannoverschen Dienst geworden. Bis zur Schlacht von Langensalza, 1866, in der die Hannoveraner bekanntlich die Preußen geschlagen haben. (Das wollen wir mal festhalten: Die letzte Schlacht, die das souveräne Preußen verloren hat, gewannen die Hannoveraner.) Hannover wurde dennoch 1866 preußisch, und selbstverständlich gingen fast alle Clausens aus Protest in königlich-sächsische Dienste. Bis auf den Jüngsten, das war mein Großvater, der blieb Offizier bei den Preußen und

wurde später dort aus der Armee entlassen, wegen kritischer Schriften. Gegen die eigene Armee, die er auch noch veröffentlichte. Das klingt wundervoll-fortschrittlich. Wenn ich Ihnen aber verrate, dass ausgerechnet er die preußische Armee kritisierte, weil sie zu protzig-reichsdeutsch – anstatt preußisch-herb und -karg – geworden war und er mehr das schlichte, harte, pflichtbewusste Preußentum dagegen anführte (den »altpreußischen Standpunkt«), was aber um 1900 nicht mehr *en vogue* war ... Also er hörte auf (»schlichter Abschied« als Hauptmann, der sonst unausbleibliche pensionsbemessende Majorsrang, der sogenannte »Charaktermajor«, entfiel absolut). Ernst Clausen wurde Freimaurer und Schriftsteller, schrieb viele Romane und starb 1912. Und er heiratete nur ganz kurz vorher in zweiter Ehe eine blutjunge Lehrerin, meine Großmutter, die er dann mit drei Stiefsöhnen und zwei richtigen Söhnen hinterließ, was für einen Twen nicht ganz einfach war, was sie karg und herb und pflichtbewusst meisterte, als Übersetzerin übrigens aus dem Finnischen und Schwedischen, den Sprachen ihres zweiten Mannes. Das war die väterlich-preußische Seite.

Von Mutters her war mein Großvater Pastor auf einem brandenburgischen Dorf geworden, aber er war aus intergenerativer Distanzierung gegen seinen Vater auf das Dorf gegangen. Denn der, mein Urgroßvater, steht hier in Kiel auf dem Denkmal zur Einweihung vom Kaiser-Wilhelm-Kanal, gleich hoch gegenüber dem Kaiser. Wie das wohl? – [Das Publikum rät auf einen Baumeister.] Weil Rudolf Kögel damals der höchste geistliche Würdenträger Preußens gewesen war: Generalsuperintendent, Oberhof- und Domprediger. Was damals auch sehr sehr was Feines war. In Theodor Fontanes »Stechlin« finden Sie, dass er der größte Reaktionsär war, das muss man leider auch sagen, ein Pietist, wie er im Buche steht. Nebenher schrieb er Kirchenlieder. Aber gerade deswegen hat der – selber sehr altpreußische – »alte Kaiser Willem«, »aber der mit dem Bart«, ihn ja auch genommen (Wilhelm I.). Und die Kinder aus solchen kinderreichen Pastorenfamilien hatten immer auch preußische Pastorenkinder geheiratet. Sein Sohn dann sagte sich, dass ein Pastor nicht an den Hof gehörte, sondern in seine Gemeinde, und ging erst aufs Land. Das war die mütterlich-preußische Seite.

Das war nicht »das Reich«, das war nicht »Deutschland«. Bismarcks Kleindeutschland war, von da her gesehen, nicht etwa ein Über-Preußen, sondern eine protzige Entartung Preußens, die besser nicht gewesen wäre. Das ist eine vor hundert Jahren bereits schwindende Haltung, die ich Ihnen einfach nur vortrage. Denn Sie müssen im Hinterkopf behalten, dass auch sie noch lange unterirdisch mitlief. Preußen selbst gab es nach dem Zweiten Weltkrieg überhaupt nicht mehr. Erstens wurde es 1947 von den Alliierten juristisch aufgelöst, einer der wenigen Kontrollratsbeschlüsse der vier Besatzungsmächte, die noch gelaufen sind, und zweitens lebte ich ja in Hamburg.

2.4 Hanseatische Alternative

Hamburg war definitiv nicht preußisch. Hamburg war eine »Freie und Hansestadt« und verstand sich noch 1945 ff. als eine global orientierte Stadtrepublik, als Deutschlands »Tor zur Welt«, viel mehr als heute. Es war also eine der traditionsstolzesten Städte Deutschlands – liberalkonservativ wie sonst nur noch Bremen und Lübeck, also gerade nicht auf diejenige deutsch-binnenländische Art formiert, wie die Tradition von Fürsten- und Bischoftümern, bestenfalls von aufgeklärten

Monarchien Deutschlands Geschichte dann geprägt hat, sondern eher niederdeutsch-fernkaufmännisch, eher nach niederländischem Muster. In den Hansestädten war der Klassenkonflikt nicht derjenige von Industriearbeitern in Zechen und Hütten gegen bodenständige Unternehmer und in der Textil-, Maschinen- und Elektroindustrie gegen Ingenieur-Unternehmer, die alle – ob feudalisierte »Schlotbarone«, ob Machertypen – Widerspruch schwer ertrugen. In den niederdeutschen Hansestädten gingen die proletarischen Stauer und Matrosen zwar auch hart gegen die kapitalistischen Reeder und Kaufleute an, deren Lebenserfahrung war jedoch der kaufmännische Kompromiss. Sie konnten sich also nach der Revolution von 1918 auch eher mit der SPD einigen. Ab 1918 wurde Hamburg auch bald stark sozialdemokratisch, blieb jedoch kaufmännisch orientiert, und die Hansestädte haben sogar ein eigentümlich hansestädtisches »sozialdemokratisches Patriziat« hervorgebracht, deren klassischer Spätling in der deutschen Soziologie heute noch Ralf Dahrendorf ist, ein an Spielregeln und Bindungsfiguren (bei ihm: *Ligaturen*) interessierter Liberaler.

Die größte Stadt der Westzonen war Hamburg sowieso. Dieses Hamburg bereitete sich 1945, 46, 47 sogar darauf vor, die neue Hauptstadt zu sein! Berlin war ein Viersektorenkrüppel geworden. Die Hamburger waren sich ganz sicher. Die Hamburger fingen deshalb auch an, gezielt die großen Berliner Theaterleute zu holen. Das war gut für meine Mutter, die Theaterfotografin. Und es holte die Presse her, Axel Springer würde genau-hier später starten, und die Schriftsteller zogen nach Hamburg. Und alles wartete. Dass die Hauptstadt später Düsseldorf, nein Frankfurt am Main, nein, 1949, sogar das popelige Bonn werden würde, das war alles noch fern. Hamburg war sehr selbstbewusst, war ja auch im Kaiserreich immer »Republik« geblieben. Von gestern und von morgen her war es also ganz unpreußisch. »Preußen«, soweit es mir unterschwellig beigebracht worden war, bekam also Konkurrenz. »Hamburg« hatte ganz andere Maßstäbe, merkte man auch in der Schule.

Selbst im ehemals nicht ganz so hamburgischen Christianeum. Denn das ging ursprünglich auf eine dänische Fast-Universität zurück, vor 260 Jahren in Altona als Konkurrenz zum hochehrwürdigen Hamburger »Johanneum« gegründet. Altona war ja bis 1864 die größte holsteinische Stadt unter dänischem Szepter gewesen (um wiederum die Schleswig-Holsteiner in Ihnen anzusprechen). Aber seither hatte sich die Hamburger Oberschicht elbabwärts gezogen, zwischen Nienstedten und dem Sillberg lagen ihre Herrenhäuser und Villen, und sie hatten das Christianeum hammonisiert. Freilich – mein wichtigster Lehrer in den letzten drei Jahren dort, Kay Hansen (Griechisch, Latein, Geschichte), entstammte noch der winzigen dänischen Minderheit in Altona.

3. SCHULLEBEN

Noch 1947 ging man sommers barfuß ins Gymnasium. Oft fiel sogar die S-Bahn aus, dann lief man über die heißen Holzschwellen. Der Schotter war dafür zu kantig. Die Zeit, dass die wirklich reichen Leute ihre Kinder auf eine solche Schule schickten und die anderen wegbissen, wie es später gewesen ist, war damals für mich überhaupt nicht erahnbar. Die Leute waren alle noch etwas ärmlicher. Die Reeder-, Notars- oder Bankierskinder bildeten sich weniger ein. Eine deutsche Kauffahrteiflotte gab es nicht mehr, die Notare mussten bestenfalls den Übergang

von Trümmergrundstücken beurkunden, die in der vorsintflutlichen Reichsmark operierenden Banken krebsten noch dahin, und die drei größten – Deutsche Bank, Dresdner Bank, Commerzbank – waren von den Westalliierten zonenweise zerschlagen worden. Das Schulgeld betrug nach meiner Erinnerung zwar maximal 30 Reichsmark im Monat, für Flüchtlinge wie uns allerdings nur 30 Reichspfennige. Lehrmittelfreiheit gab es nicht. Aber auch gekauft gabs Hefte, Federhalter, Tinte, gar Lehrbücher anfangs so gut wie nicht. Für ein Schulheft musste man ab 1946 dem Schreibwarenhändler ein Pfund (500 g) Altpapier abgeben (und das bei den nur dreimal wöchentlich erscheinenden dünnen Tageszeitungen!), die Löschblätter sogen aber auch gar nicht, Federhalter hatte man noch, Metallfedern aber waren ein Engpass, für Tinte löste man grausam fleckende Tintentabletten auf, Kugelschreiber waren wie berichtet noch nicht erfunden, Vervielfältigungen anstatt von Büchern damals undenkbar.

3.1 Die Revolution

Dann aber, ab 1948, erlebte ich die erste wirkliche Revolution meines Lebens, d.h. nicht eine Kriegsniederlage, was natürlich auch revolutionäre Züge gehabt hatte, sondern die erste und die einzig wirkliche innere *Revolution* Westdeutschlands (wenn man wie ich soziologisch »*Revolution*« als »äußerst radikalen, äußerst rapiden und äußerst magisierten [z. B. mythisierten] *sozialen Wandel*« definiert. Meine nächste wurde dann die etwas langwierigere sogenannte »1968er« (wennschon, dann besser: »1967er«) Kulturrevolution. Diese meine erste Revolution aber war *die Währungsreform*.

Inzwischen hatte die alte Reichsmark inflationiert (bis 1945 als »zurückgestaute Inflation«). Wenn die Alliierten etwas nicht mehr beschlagnahmten, sondern bezahlen wollten, druckten sie neue RM, am üppigsten die sowjetrussische Besatzungsmacht. Die Elterngeneration glaubte sowieso nicht mehr dran, wie auch die noch ältere Generation, weil die ja schon die 1923er Mega-Inflation der »Mark« aus dem Kaiserreich mitgemacht hatten. Wir hatten 1948 viel Reichsmark in den Taschen, die wurden jetzt auf die neue »Deutsche Mark« umgestellt. Ein halbes Jahr vor der erwarteten Umstellung begann die deutsche Industrie, auf Vorrat zu produzieren und die wenigen Konsumgüter dem Markt vorzuenthalten. D.h. wir lebten eigentlich in dem halben Jahr vom Januar bis Juli 1948 immer noch improvisierend dahin – immer noch. Hungerten nicht mehr wie 45 auf 46, 46 auf 47 – der schlimmste Winter, weil es auch so wahnsinnig kalt war. Alle waren 1949 noch ausgemergelt, so Theodor Heuss, unser erster Bundespräsident, wenn Sie mal seine ersten Bilder mit denen von 1959 vergleichen. Rührend auch, wie mager Ludwig Erhard gewesen ist, als er dann »der Dicke« hieß, konnte man sich das schon gar nicht mehr vorstellen. »Schwere Helden« im Theaterjargon, wie Hermann Schomberg, waren knochig hagere Schauspielergespenster, wenn Sie noch einmal den Film »In jenen Tagen« sehen; erst später spielte einer wie er den Falstaff. Und dann wurde am 21. Juni 1948 die »Währungsreform« ausgerufen, und im Nu, am nächsten Tage, waren alle Schaufenster voll.

Nichts ist mehr eine Revolution, als: Gestern waren die Schaufenster leer, heute sind sie voll. Denn jetzt musste mit D-Mark gezahlt werden, und jetzt mussten die Firmen alles losschlagen, um weiter produzieren zu können. »Angebot« war also da. Es war aber auch breite »Nachfrage« da. Ein Jeglicher bekam beim Ortsamt

gegen 400 RM 40 DM ausgehändigt, und dafür wurde alles Mögliche offeriert, und man kriegte für fünf Deutsche Pfennige ein ganzes Brötchen. Die alte Nebenwährung von 1945–48 waren Zigaretten gewesen: Eine Zigarette kostete bis dahin drei Reichsmark, wenn es eine deutsche Zigarette war (Marke, noch auf goebelsdeutsch: »Sondermischung«); fünf Mark aber, wenn es eine englische war (»Chesterfield«). Reichsmark bis eben also, und jetzt: fünf Deutsche Pfennige.

Die Läden waren also voll. Ludwig Erhard hob zeitgleich, entgegen alliierter Befehl, auf einen Schlag für alle drei Westzonen, die ganze »Trizone«, praktisch die Güterbewirtschaftung auf. Freier Markt! Erstmals seit neun Jahren, seit Weltkriegsbeginn 1939, brauchte man auch keine »Marken« mehr. (Die große bestandene Mutprobe eines »Ordoliberalen« – was das ist, steht in den Handbüchern und Lexika, die Sie regelmäßig konsultieren müssen, wenn Sie studieren.) Das Volk sagte: »Also, endlich hat mal was geklappt.« Dies war wirklich das »Wirtschaftswunder«. (Beachten Sie die magisierte Vokabel.) Auf diese Weise ist Deutschland da, wo Amerikaner, Engländer und Franzosen regierten, ganz gründlich überzeugt worden, dass das doch richtig war, das neue nachhitlerische Leben. 1948 schwenkten sie um, von »deutsch« auf »Westen«. Und auch unter sowjetischer Herrschaft wirkte das tief ein, »im Osten«. Wo alles scheint stehenblieb, bei der »Reichsmark« erst, dann bei der nur so schwach kaufkräftigen »Mark der Deutschen Notenbank«, der »Ostmark«. Nichts da Wirtschaftswunder. Das ließ die »Westmark« herüber leuchten, das sollte der 1949er »Deutschen Demokratischen Republik« noch viel Legitimation vorenthalten, ja viele Haltungen aus dem Deutschen Reich unterirdisch dort einfach weiter bestehen lassen.

Es folgte »im Westen« freilich darauf, sofort, eine riesige Arbeitslosigkeit. Denn, als vorher Geld wenig wert gewesen war, da konnte man jeden einstellen, und der musste noch nicht mal viel tun. Von den alten Reichsmark waren genug da, aber, wie eben angesprochen, die kümmerlichen Grundnahrungsmittel waren immerhin »bewirtschaftet«, das nennen Volkswirte *Zentralverwaltungswirtschaft* (gegenüber der *Marktwirtschaft*), und Mischbrot und Sanella, Kartoffeln und Nudeln, Koks und Wäsche usw. gab es, immerhin zunehmend, zu kontrolliert niedrigen Preisen, eben »auf Marken«, d.h. gegen Abgabe von alle zehn Tage gratis neu ausgeteilten »Lebensmittelmarken« (heute rechnet man statt in Monaten nach Wochen, damals statt in Monaten nach »Dekaden«, denn alle zehn Tage musste man sie auf dem Ortsamt neu abholen). Die zwangseingewiesenen Ausgebombten und Flüchtlinge bezahlten ebenfalls – staatlich verordnet – nur niedrige Mieten (à la DDR bis 1989). Man hatte also (oberhalb des blühenden Schwarzen Marktes) fürs Allernotwendigste zwar stets in zwei Währungen zu zahlen, (a) in Geld und (b) in beim Ortsamt abzuholenden Lebensmittelmarken. Aber beides war zugänglich. Daher denn hatten auch relativ viele Arbeitsplätze inne gehabt. Jetzt aber, nach der Währungsreform, mussten die Löhne von den Firmen eins zu eins neu gezahlt werden, von heute auf gleich, am Sonntag war die Geldumstellung wirksam geworden, Freitag darauf war für alle Arbeitgeber schon Zahltag. (Damals wurden ja noch die Arbeiterlöhne wöchentlich ausgezahlt, in der Lohntüte. Ich habe auch noch nach dem Studium, als Angestellter, Geld »in der Tüte« bekommen. Konten gab es ja noch gar nicht, also das hatten reiche Leute, und Otto Normalverbraucher hatte ein Postspargbuch, wenn es hochkam; erst zwanzig Jahre später gab es dann Gehaltskonten.)

Die Zeit begann, in der wir nicht mehr »den Krieg verloren« hatten.

3.2 Weniger Klagen

Schwach auffällig, aber doch bald auffällig für mich äußerte sich diese neue Legitimität »des Westens« darin, *dass das Jammern seltener wurde*.

Das Selbstmitleid der Deutschen war »nach dem verlorenen Krieg« nämlich sehr groß gewesen, und Soldatentod, Bombenkrieg und Flucht, dann Vertreibung (aus Baltikum, Ost- und Westpreußen, Pommern oder Schlesien, auch von den deutschen Sprachinseln Wolhyniens, Böhmens und des Balkan) hatten dieser (vor allem den Remigranten auffälligen) deutschen Nachkriegslarmoyanz auch durchaus reale Substanz gegeben. Leicht konnte man da von den Leiden bei den Selbstausrottungen der Deutschen unter dem Führer schweigen. Familien mit KZ-Opfern – Sozialisten, Liberale, auch Konservative! – sprachen eher nur unter sich über diese mörderisch antipatriotische Seite des »Großdeutschen Reiches«. Und bei den zu »Juden« Stigmatisierten hatte man ja die Familien gleich mit vergast. Die schwiegen. Und auch die Steine schrien nicht – niemand setzte den Gemordeten ein Denkmal.

Hier und heute müssen Sie, um sich diese doppelte Moral aus realistischer Klage und Mordvergessenheit besten Gewissens vorzustellen, erst einen Ostdeutschen über die traute Kumpanei in der Ex-DDR reden hören und dazu überlegen, wie die DDR-Untertanen sich oft und gern gegenseitig denunziert haben (schon bei mir als gelegentlichem »Westbesucher«). Doch ist die Selbsttäuschung in den neuen Bundesländern nur ein schwacher Abklatsch derjenigen in den alten vier Zonen 1945–48. In der »Schlechten Zeit«, wie sie im Volksmund hieß. Also: Jenes damalige Gejaulte wurde durch die Gegenwart ab 1948 erstmalig konterkariert, so dass dann die Gründung der Bundesrepublik 1949 bei Weitem nicht so aufsehenerregend, zumal auch nicht ganz souverän war, wie eben *die Währungsreform*. Die war also die Zeiteinscheide (die Gründung der Bundesrepublik war es nicht). Die beendete die Schlechte Zeit.

Es gab endlich Schulhefte frei zu kaufen.

Danach lebten wir Wessis in D-Mark-Land. Die »Fresswelle« rollte durch, dann die »Wohnwelle«, dann die »Reisewelle«, dann die »Autowelle« – man zeigte das Erreichte her, lobte es –; in der DDR, wo alsbald Klagen offiziell eingedämmt wurde, klang es besonders stark nach Protzen der »West«-Verwandtschaft.

4. HUMANISMUS FÜR JUGENDLICHE

Ich habe ja vorhin angedroht, dass ich etwas mehr über *das humanistische Gymnasium* sagen werde. Also:

4.1 Alte Sprachen und neue Sexualität

Latein gab es erst ab der 7. Klasse. Ab der 9. kamen fünf Jahre Griechisch dazu, sechs Wochenstunden für jede der beiden alten Sprachen.

Da kann man schon was lernen. Sonnabends war selbstverständlich Schule, wenn auch nur vier statt wie sonst sechs Stunden. Allerdings teilte das Christianeum sein Gebäude mit einer anderen ausgebombten Schule. Wir hatten also die Hälfte der Woche vormittags, die Hälfte der Woche nachmittags Unterricht, spie-

gelbildlich zu denen. Und alle halbe Jahre änderte sich das. Für uns war das bessere dasjenige Halbjahr, in dem wir Montag, Dienstag, Mittwoch nachmittags und Donnerstag, Freitag, Samstag vormittags zur Schule mussten. Erstens gab es von Mittwoch auf Donnerstag keine Schularbeiten auf, weil ... von Mittwoch-Spät-nachmittag auf Donnerstagvormittag kann man ja keine Schularbeiten aufgeben, und zweitens war das Wochenende ja praktisch länger. Die freie Zeit am Sonnabend begann früher, und der Sonntag hörte später auf, nämlich erst am Montagmittag. Die Schularbeiten machte man trotzdem gerne – wie auch sonst – in der S-Bahn, und daher, wie Günter Grass sagt, die ewig schlechte Schrift ehemaliger Fahrschüler. Der ist auch Fahrschüler gewesen, allerdings zu einer anderen Zeit, im Staate »Freie Stadt Danzig«.

Zunächst war das alles ein Gebimse, man lernte Vokabeln und Grammatik. Übersetzen lernte man nur *aus* den alten Sprachen, nicht *in* die alten Sprachen – keiner von uns hätte im alten Rom ein Pfund Quark einkaufen können. Das Einzige, was man unter der Hand dabei loswird, ist die Angst vor neuen Sprachen. Das ist mir später begegnet, dass es in fast allen europäischen Ländern verschiedene Angstgrade vor neuen Sprachen gibt. Wenig Angst davor haben Holländer, Schweizer, Finnen und desgleichen Dänen. Stärkere Angst davor haben wir. Ganz viel Angst davor haben Nordamerikaner. Die denken, eine Fremdsprache ist das Letzte, und lernen deshalb nicht mal ihr Englisch grammatikalisch-analytisch. Das ist eine Bemerkung, die ich auf Nachfragen gerne erörtere. Latein und Griechisch waren also eine Arbeitsplatzbelastung für den Schüler, aber hallo. Ich hatte nicht die großen Schwierigkeiten, weil mir viel zuflog.

Wichtig ist bereits die (Lehrer klagen: »ewig unruhige«) Mittelstufe, wegen der verdammten Drüsen, aber zum Glück für sie waren wir ja nur Jungs. Andererseits war das auch heikel. Aber anzusprechen.

Wer hat mich sexuell aufgeklärt? Und gar homosexuell? Natürlich Bücher und gewisse Sprüche an den S-Bahn-Wänden à la »Ficken heißt eigentlich Beischlaf«, was mir endlich die Brücke zum Lexikon schlug. Ferner haben Sie ja oftmals gelesen, auch so in Jugenderinnerungen und so weiter: die mannweiblich, männlich, weibweibliche Ambivalenz des Sexuellen, die Jungs und Mädels aus diesen Jahren kennen; später »entscheiden« sie sich doch meist für die eine Seite – oder für die andere. Um es einmal soziobiologisch (nicht »soziologisch«) zu theoretisieren: Die Hypothese scheint zulässig, dass wir-Menschen, als wir noch affen-näher waren (im »Tier-Mensch-Übergangsfeld«), in diesen pubertären Jahren Rudeltiere außerhalb des Harems von Menschenmännchen gewesen sein mögen. Wo dann also all diese jungen Primaten zusammen herumstrolchten, abends in derselben Höhle oder Sasse der Savanne hockten, da war die etwas diffuse, bise-xuelle Sexualität dieser Lebensjahre vielleicht lebenserleichternd. Unsereins dachte natürlich, wenn die erste dieser Begierden anklopfte, man sei dabei, zum Schwein zu werden – viel eher als heute die Kids. Aber das behebt sich wieder, wenn man Bücher liest, z. B. das »Gastmahl« von Platon. (Platon las man dann ja auch im Griechischunterricht, wenn auch nicht seine Untersuchung des Liebesdurstes im »Gastmahl«). Also, ich wollte nur sagen, man lernte das-Alles – damals – nur durch Bücher kennen, denn das zwischenmenschliche Sexualverhalten von Gymnasias-ten Ende der vierziger, Anfang der fünfziger Jahre grenzte nach heutigen Maßstä-ben an Heiligkeit. Noch recht lange war der heiß ersehnte Geschlechterverkehr unerreichbar, Kondomkauf, weil lasterhaft, unerhört. Solch Konstellation ist ja



Hinterzimmer, Hamburg

wichtig, weil das die erste Sache war, mit der Sie in der damaligen Welt vollkommen alleine waren – wenngleich Sie folgern durften, anderen ginge es ähnlich. Sie konnten sich ja nicht nachts irgendwelche bildende Pornographie als RTL-2-Filme reinziehen oder den Lokalsender z. B., ich merke es beim Zappen nach zwei. Derlei fiel damals alles weg. Unser erster Film, wo eine nackte Frau auftrat – wann war das in den frühen Fünfzigern? – hieß: »Sie tanzte nur einen Sommer lang« mit Ulla Jakobsen, ein »Schwedenfilm«, und die Schweden waren demnach ja die Sittenlosigkeit schlechthin!

Was ich bei einem Finnlandbesuch zur Zeit der Olympischen Spiele 1952 auch von dort bestätigt hörte. (Ein damals sensationelles Reiseunterfangen, aber meine Übersetzer Großmutter hatte ja in zweiter Ehe den Kulturattaché der Finnischen Gesandtschaft in Berlin geheiratet, er war inzwischen verstorben, aber sie hatte in Suomi Freunde und zwei weitere Stiefkinder zu ihren Fünfen, da ging das, wenn man Visen für Dänemark, Schweden und Finnland erfolgreich beantragt hatte.) Dort lernte ich zwanglos, dass Finnen Schweden als solche verabscheuen können, sogar die schwedisch sprechenden Finnen (die »Finnländer«) sind voreingenommen. Das hatte ich bis dato nicht realiter erfahren, dass solche Vorurteile auch außerhalb Deutschlands vorkommen.

4.2 Alte Geschichte und die »Führer«-Frage

50

Mehr vom Gymnasium: Man wurde damals zweimal durch die Geschichte gegängelt. Einmal auf der Mittelstufe einschließlich der hoch bedeutsamen Antike, da lernte man Abydos und Kyzikos und all solche Schlachten, und einmal noch in der Oberstufe, jetzt subtiler, wieder, die Real- und Kulturgeschichte der Alten. Und wenn man gleichzeitig antike Historiker in der Ursprache lesen muss – in der Schulreihenfolge: Caesar, Livius, Sallust, Tacitus auf Latein, Xenophon, Herodot, Thukydides auf Griechisch – lernt man nicht nur gründlich etwa eine Nachbargesellschaft kennen, wie ansatzweise beim Englischunterricht, sondern *einen ganzen von der Neuzeit unbeeinflussten Kulturkreis*.

Alternativkultur vom Feinsten. Ich hatte auch bereits in der Mittelstufenzeit für mich einen schleswig-holsteinischen Nobelpreisträger für Literatur verschlungen, Ihnen allen wohl vom Weghören bekannt: Theodor Mommsen. Theodor Mommsen hat eine »Römische Geschichte« geschrieben, und als erster geriet mir sein fünfter Band in die Hände, der behandelte die römischen Provinzen der Kaiserzeit. Spannend, was man römisch-fremd aber doch *jetzt* noch so nachvollziehen konnte. Da begriff ich das erste Mal – das sage ich heute –, was ein »Imperium« sei. Was auch »Imperialismus«. Danach habe ich auch Mommsens erste drei Bände gelesen. Langsam bemerkte ich, dass er gewisse Leute mag und andere Leute nicht mag. Und dann später habe ich mich zu fragen gelernt: Warum schätzt er Sertorius – das war ein revoltierender General im damals römischen Spanien – und warum setzt er ihn fast dem später auftretenden Caesar gleich, und warum schätzt er überhaupt Caesar? Und dann habe ich – wiederum langsamer als ich las – begriffen, dass durch die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts – Mommsens Wirkungszeit – ein tiefes Ungenügen an der Demokratie mit einem tiefen Ungenügen an Aristokratie und Monarchie einherging. Die Monarchen waren seit Napoleon und erst recht im Wilhelminismus überlebt, die Aristokraten waren erfahrungsgemäß unnützscheuflüchtig. Selbst in Preußen, Bayern oder Württemberg, die Dienstaris-

tokratien beförderten, war durch den – Ihnen wohl unvorstellbaren – Dünkel dieser Adelskaste ziemlich schlecht zu leben. Und dem Bürgertum hatte die europäische Restauration seit dem Wiener Kongress 1815 seine politischen Hoffnungen abgezwungen, es kriegte anlässlich 1830 eins rein (Frankfurter Wachensturm), es kriegte anlässlich 1848 eins rein (Paulskirchenbewegung), es machte inzwischen stattdessen lieber Geschäfte. Den Rest lesen Sie bei Heinrich Mann nach: »Der Untertan«. Das heißt, alle diese Verfassungsformen waren unzulängliche Programme. In dieser Lage schrieb Mommsen seine römische Geschichte und hob Caesar hervor.

Denn C. Iulius Caesar war ja nach festgefahrenen Parteienkämpfen und Bürgerkriegen ein durch öffentliche Zustimmung getragener großer Reformator. Sie wissen das, weil Sie ja gerade mit vielen Besinnungsartikeln das Jahr 2000 angetreten haben. Sein Julianischer Kalender ist dann ja lange geltend gewesen, unser Gregorianischer Kalender ist eigentlich nur eine redaktionelle Verbesserung. Dieser Staatsmann und Geschichtsberichterstatter hat also die antike Zeitrechnung reformiert, er hat aber noch die verarmende Plebs auf seine Seite gebracht und auch auf Dauer erfolgreich Frankreich erobert, war also bedeutend. Außerdem liest man ihn als ersten antiken Autor in der Schule: *Gallia est omnis divisa in partes tres, quarum unam incolunt Belgae, aliam Aquitani, tertiam qui ipsorum lingua »Celti«, nostra »Galli« appellantur*. So fängt Caesars »Gallischer Krieg« an: »Gallien in seiner Gesamtheit zerfällt in drei Teile« und so weiter. Das lernte man einfach auswendig so weg. Also: Ich lernte das in der Schule, und dann begriff ich bei meiner Privatlektüre: Mommsen suchte nach einem vorbildlichen Muster für sein eigenes Jahrhundert, das 19. Ich lernte mit gymnasialen Materialien, was ein unterirdisches Motiv wissenschaftlicher Großwerke ist. Derlei müssen Sie bei allen soziologischen Schriften voraussetzen.

Warum andererseits soll Caesar »gut« gewesen sein? Wir hatten doch gerade einen mächtig bejubelten Helden gehabt, das war Adolf Hitler gewesen, aber der hatte einen vergleichbaren Ansatz des Änderns und Eroberns schändlich in die Scheiße geritten, oder, Wolgadeutsch ausgesprochen, er hat es vermalheur. Kann man das nicht auch wissenschaftsnäher ausdrücken? Hitler hat einen Ehrgeiz cäsarischen Zuschnitts faktisch falsifiziert. Oder war Hitlers Ehrgeiz ein ganz anderer als der Caesars gewesen? Mommsen hätte das gesagt.

Stop! Das war eben ein Satz, den man sich in der wissenschaftlichen Sprache *nie* durchgehen lassen sollte: »Mommsen hätte das gesagt.« Da man Mommsen die Frage nicht mehr probeweise vorlegen kann, ist solch ein Satz weder beweisbar noch widerlegbar – weder noch! – und im logischen Sinne also gar nicht »wahrheitsfähig«. Es ist ganz typisch ein »irrationaler Konditionalsatz«. (Erkennt man am Konjunktiv Imperfekt zu »haben«.) So unwiderleglich und der Wahrheitsfindung undienlich wie der Satz: »Wenn meine Oma Räder hätte, wär sie ein Omnibus.« Solche Sätze gehören in keine Wissenschaft. (Exakte Grammatik, für mich zunächst im Lateinischen erlernbar, ist oft ein guter Denkanstoß.) Also besser:

Mommsen hatte ein belegbar anderes erkenntnissteuerndes Konzept von »Caesar«, als es ein hitlertreuer Geschichtslehrer entwickeln musste. In Caesars durchdringender Urteils- und Entschlusskraft, also in seiner *Persönlichkeit*, die Mommsen mit Fleiß und Genauigkeit und Farbkraft und gleichzeitig analytisch sehr imposant vorstellt, fand dieser liberale Historiker einen möglichen Lösungsansatz für Probleme des sich verschärfenden Klassenkampfes bei gleichzeitiger behörd-

51



Nixtun, Berlin

licher und staatlicher Dauerkrise seines eigenen Erlebensabschnittes der Neuzeit. Das war damals ein zumal deutsches Problem. Mommsen schreibt in den 1850er, 60er, 70er Jahren seine »Römische Geschichte« für ein Land mit einer *gescheiter-ten* bürgerlichen Revolution, der von 1848! Ich glaube mich zu erinnern, der Caesar-Abschnitt ist 1874 erschienen, im dritten Band. (Den vierten hat Mommsen ja nie fertig bekommen, der fünfte behandelt dann die Provinzen. Sein *opus magnum* ist also inkomplett, dennoch hat er den Literatur-Nobelpreis dafür gekriegt.) Und das alles, nicht zu übersehen, war ja lange vor dem Ersten Weltkrieg. Sodann – und noch bis zum Zweiten Weltkrieg – griffen große Fraktionen der deutschen Intelligenz Mommsens positive Caesarsicht auf und formten sie zugleich um. Sie erlaubte ihnen nämlich, in einer politisch perspektivarmen Zeit ihrer Entmachtung, gleichzeitig Adelige und Geschäftsleute mit deren politischem Horizont zu verachten und eine Art Erlösung durch einen anzuwimmelnden Großen Mann legitim zu ersehnen. Napoleon war ja noch nicht so endlos lange her. Der große Soziologe Max Weber hat diese Führungslegitimierung, die weder *traditionell* noch modern (d. h. »*rational*« und »*bürokratisch*«) ist, als *charismatisch* beschrieben. Und Hitler wurde dann ein mieser Heiland für überkomplexe Probleme.

Unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg verbreitete sich übrigens ein Buch, dessen Lektüre Sie bei allen Intellektuellen und Wissenschaftlern der Weimarer Zeit und auch noch der Hitler-Zeit voraussetzen können, zumindest in Deutschland, das *opus magnum* von Oswald Spengler: »Der Untergang des Abendlandes«. Oswald Spengler machte Kulturtheorie, er macht sie sehr biologistisch, Kulturen sind ihm wie Pflanzen. Kulturen lernen deshalb auch voneinander nichts, nehmen allenfalls deren alte Formulierungen neuartig auf. Also »lernen« sie nur scheinbar, sie wandeln alles für ihre eigene Kultur um. Sie knospen wie Pflanzen, blühen, treiben aus, werden mächtig, gehen unter – und das war ein Gedanke, den jeder Gymnasiast damals begreifen konnte. Denn er hatte auf dem deutschen Gymnasium den Aufstieg und Fall des Römischen Reiches gebimst, und dann hatte er ab 1918 ja auch noch den Aufstieg und Fall des deutschen Kaiserreiches vor der Tür. Infolge dessen war man den Ablauf zwischen Geburt und Vergreisung (Tod?) ganzer Kulturkreise auch schon seit dem Ersten Weltkrieg gewöhnt. Spengler wurde unglaublich erfolgreich. (Adorno z. B., der in der Kulturkritik die Beispiele genau wie Spengler wählt, es aber natürlich nie zugibt, wäre hier als Hinterdreintheoretiker zu nennen.) Spengler also – erklärter Pessimist, was die abendländische Kultur und ihren jetzt kommenden Niedergang und Fall betraf – sprach allgemein davon, dass in solchen Zeiten »cäsarische« Lösungen angeboten würden, also als Angebote und deren Erfüllungen vorhersehbar seien, dass sie aber den Untergang nicht aufhalten könnten. Er sprach nicht ohne Bewunderung davon. Seine Haltung wurde als »heroischer Nihilismus« bei den gleichen bereits genannten Intellektuellentypen sehr schick. Und die Analysen liegen hier immer noch in der Luft – das kann man ein anderes Mal bereden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kam für unsereinen wieder ein Mann herauf, der mit einer Zivilisationstypologie versuchte, Kulturauf- und -abstieg zu erschließen und dabei die biologistischen Analogien Spenglers zu vermeiden, und den las ich selber gleich. Es war Arnold Toynbee. Der sagt, es gab und gibt bislang rund 16 Kulturen auf der Welt, und dann gibt es noch ein paar steckengebliebene, und alle haben eine Phase, in der sie untergehen *müssen*, und er legte das in zehn Bänden (1934 ff.) dar und hatte gute Quellenkenntnisse, er war ja schließlich Spezialist für

nahöstliche Geschichte. (Genau wie der bekannte Tolkien, der den Roman »Der Herr der Ringe« über Mitteleuropa geschrieben hat.) Das hilft immer, wenn man ein bisschen mehr weiß als nur den eigenen deutschen oder europäischen Kram. Den Toynbee schob man mir also in einer einbändigen Kurzfassung zu, und dann las ich das in der gelungenen Übersetzung von Jürgen von Kempster. Das war auch ganz gut für den Geschichtsunterricht der Oberstufe, um Fragen zu stellen, die der Lehrer selber nicht beantworten konnte – auch eines der ganz wichtigen Motive in der Schule. (Heute würde man das auf Deutsch »jemanden toppen« nennen, die Engländer würden von *one-up-manship* sprechen, und so weiter, ist aber immer dasselbe.) So wurde ich damals angeturnt.

4.3 Antike Antworten auf antike Herausforderungen

Wir nahmen die griechische Geschichte – wie bereits betont – zweimal durch, und alle Texte, die Sie da übersetzen, sind geschichtsbezogen.

Sie lesen z. B. als Erstes, als Allereinfachstes die »Anabasis« des Xenophon. Er beschreibt zur Hauptsache die Folgen einer Niederlage eines von einem persischen Thronprätendenten angeheuerten Söldnerheeres in Kleinasien, sehr spannend, wobei er eine bedeutende Rolle spielte. Anfangs war er nur als erlebnishungriger Freund eines obersten Strategen (so hießen die Obristen damals) mitgeritten. Aber nachdem dort (nach der siegreichen Schlacht von Kunaxa, 401 v. Chr., in der ihnen ihr Thronprätendent leider fiel) auf einen Schlag alle zehn Strategen ermordet worden waren – bei Verhandlungen mit den Persern um einen Waffenstillstand schlugen die sie alle tot, weil sie dachten, dann laufen die Griechen ohnehin weg, bei einem Vielvölkerheer nach persischem Zuschnitt hätte das funktioniert –, hat in den frühen Morgenstunden darauf die verzweifelte Soldateska sich von Xenophon ermutigen lassen und ihn flugs zum neuen Strategen gewählt. Und der – im Wesentlichen er, doch hatte er auch Cheirisophos als Mitstrategen – hat sie dann erfolgreich von Iskenderun nordwärts durch ganz Anatolien bis ans Schwarze Meer geführt. (Xenophon übermittelt uns dabei, wie die Griechen mitten in der Türkei sich mit den von diesem Durchzug gar nicht begeisterten Kurden gebalgt haben, als es am Mittelmeer noch gar keine Türken gab – oder sollte man das nicht laut sagen?). Darüber hat er diese Schrift »Anabasis« (»Der Marsch hinauf«) geschrieben. Für den humanistischen Schulunterricht ohne Zweifel. Glücklicherweise am Meer angelangt, für den Griechen synonym mit »Freiheit« – unsterblich seine Schilderung, wie die Vorhut auf den letzten Kuppen anlangt, wie sie die Fluten sieht, und wie das ganze Heer auf ein Mal zu laufen beginnt, unter den Rufen »Das Meer! Das Meer!« (»Thálatta, Thállata«) –, so glücklich angelangt beschlossen die entwurzelten Soldaten, nun solle Xenophon auf Dauer ihr Räuberhauptmann sein, und sie wollten unter ihm eine Räuberhauptmannstadt an der Küste gründen. Aber er sagte, das mache er nicht, offenbar hat ihn das Vorbild von Erroll Flynn als des Herren eines Piratennestes in der Karibik abgestoßen, und er ist Richtung Sokrates zurückgegangen. Denn er war auch ein Schüler des Sokrates aus Athen. Xenophon als Abenteurer in einer Nachkriegszeit (nach dem »Peloponnesischen Krieg«), den liest man als Erstes. Man lernt viel über *mercenaries* bei ihm.

Und danach liest man Herodot. Heródotos aus Halikarnassós ist der Historiker der ältesten Geschichte bis heran an die Perserkriege, also bis -478 etwa. In diesen drei Perserkriegen (492, 490 und 480 v. Chr.) und in erfolgreicher Abwehr

des persischen Großreiches konstituiert sich aus zahlreichen griechischen Freistaaten ein gemeingriechischer Patriotismus. -480 die Seeschlacht bei Salamis – nun in der Tat einmal *eine Schlacht* als Wendepunkt historischer Figurationen. Das ist bekannt, jetzt erörtere ich es noch nicht, aber nächste Woche.

Und dann liest man Homer. Homer schaffte durch seine Epen, vor allem mit der »Ilias«, erstmals ein allgriechisches Gefühl der Zusammengehörigkeit, das Jahrhunderte lang wuchs und in den Perserkriegen dann kumulierte. In dieser Ilias belagern die griechischen Kleinkönige, aus jeder Landschaft oder Insel einer, das mächtige Troja, das den Dardanellen vorgelagert ist. Das dauert zehn Jahre, ummauerte Städte waren damals, ohne Artillerie, nur durch Hunger, Verrat oder List zu bezwingen. (Die Griechen schafften es auch nur durch die bekannte List des Odysseus mit dem Trojanischen Pferd.) Die Griechen also zernieren Troja, weil ... angeblich hatten die Trojaner ihnen die schöne Helena geraubt. Das ist die sagenhafte Erklärung der Frage: Alle Griechenstämme vereinigen sich, aber warum? Der Sage nach war die schöne Helena schon als blutjunges Mädchen die Schönste, alle warben um sie. Bei ihrem Vater sammelten sich alle griechischen Könige. Er bekam das Gefühl, wenn er sie einem gäbe, blühe ihm ein Krieg mit allen anderen. Daraufhin sann er allen Freiern an, Helena dürfe frei wählen, und alle anderen müssten diese Wahl verteidigen. Sie schworen, und sie wählte Menelaos, den König von Sparta. Und, so ging die Sage weiter, als sie dann vom trojanischen Königsohn Paris aus Sparta weg geraubt wurde, konnte er auf Grund dieses Freierversprechens praktisch alle griechischen Könige zusammenholen, das ist der erste gemeingriechische Feldzug. Deswegen hat Homer die Griechen gegründet, genauer: »gestiftet«. (Das Wort »Griechen« selbst, »Hellenen«, das benutzt er noch gar nicht, er spricht von den »Achaiern«.)

Sie glauben als Soziologen solche Herleitungen nicht leicht? Gütso. Also biete ich eine andere an. Die Begründung könnte eine geschäftliche oder volkswirtschaftliche sein. Denn die Schwarzmeerküste war ein großer Handelsbereich mit Hinterländern, ist es ja heute noch. Wenn Sie Pizza aus Hartweizen essen, ist das womöglich immer noch ukrainischer Hartweizen. Der kommt da her. Dazu müssen Sie wissen, dass das Schwarze Meer mit seinen mächtigen Strömen von Donau bis Don stets einen Überlauf hat, eine starke Strömung durch Bosporus, Marmarameer und Dardanellen in die zustromarme Ägäis mit dort stärkerer Verdunstung. [Dozent skizziert an der Tafel.] Das heißt, bei schlechtem Wind können Sie in Richtung Schwarzes Meer sehr schlecht durch diese Engen kreuzen. (Rückzu segelt es sich leicht.) Die Flotten sammelten sich also hier vorne und warteten auf den seltenen Westwind. Hier liegt auch Samothrake, das große Seefahrerheiligtum. Auf dem Inselberg thronte – angeblich – der griechische Meeresherr Poseidon und sah wohlwollend aufs türkische Festland, südlich der Dardanellen, und da genau auf Troja. (»Iliion« bei Homer, daher sein Epos »Ilias«.) Die Trojaner, die haben abgesahnt: Die Schiffe lagen ewig vor ihrer Stadt fest. Wenn sie schlecht bewacht waren, haben sie sie gekapert. Sonst haben sie Liegegelder genommen, einkaufen muss man ja auch immer bei ihnen, und dann hieß es in Troja: Wenn ihr bei uns einkauft, dann müsst ihr auch bei uns verkaufen. Alle die schönen Töpfereiwaren – Sie kennen die griechischen Vasen –, die man viel teurer am Schwarzen Meer gegen dortige Güter hatte losschlagen wollen. Troja blockierte das. Troja musste weg! Der Trojanische Krieg ist nach dieser materialistischen Ableitung ein Handelskrieg gewesen.



Arbeitszimmer Videodokumentarist, Finnland

Homer schildert gar nicht den ganzen Krieg, mit allem Drum und Dran, sondern nur seinen Umschwung zugunsten der Griechen, dessen Höhepunkt ist, dass Achill, der größte griechische Held, den Trojaner Hektor, deren Vorkämpfer, erschlägt. Als professioneller Autor eröffnet Homer das so, dass gerade Achill die Griechen verlassen will. Es beginnt also mit dem »Zorn des Peliden Achilleus«, der zunächst nur Unheil über seine eigenen Leute brachte. Das Strukturproblem dahinter ist, dass ein Heer, das Troja belagert, nicht zehn Belagerungsjahre lang einig bleiben kann, immer sind welche zum Plündern weg, und wer vor Troja dabei die Stellung hielt, will was abhaben, die Heimat schickt keinen Nachschub. Der erfolgreiche Plünderer, weil stärkster Jung-Schlagetot – denn anders als impulsiv-brutale Jungmänner sind die meisten Helden damals nicht zu denken – verlässt sein eigenes Volk einfach nur aus gekränktem Ehrgeiz, man hat ihm eine wunderschöne Beutesklavin weggenommen, und er richtet es fast zugrunde. Die Trojaner verteidigen sich nur. So hat Homer »die Griechen« mittels einer wohlformulierten Heldentatgeschichte mit sehr realistischen Zügen dichterisch erfunden. Er wurde überall im klassischen Griechenland zum Lehrstoff. Soziologische Lehre: Die »Völker« werden *erfunden*. Auch das deutsche? Das fragen Sie noch?

Hómeros gibt im Epos die ganz-alte Zeit, die Mythenzeit. Man liest im Griechischunterricht auch Tragiker, wie Sophoklēs. Und ein bisschen Aischýlos und Eurípides. Die blühten zwischen den Perserkriegen und bis in den Peloponnesischen Krieg hinein. Man liest ein bisschen Philosophie, Pláton, Xenophons Zeitgenossen des Nachkriegs. Und weitaus am schmerzhaft schwierigsten ist, ich warne Sie davor, Stoff der Abiturklasse, der große Historiker des antiken Weltkrieges, eben des »Peloponnesischen Krieges«, Thukydídes. Und das ist wieder ein Historiker.

(Also die griechische Aussprache ist ja im Deutschen fast nicht durchgesetzt, die Deutschen sagen oft noch »Pláto«, das ist die lateinische Namensform, sie sagen »Äschylus« – Akzent auf dem »Ä« und ein glattes »sch« anstatt des griechischen »s|ch« – oder »Thukýdides«, das ist auch die lateinische Form. Ich-hier werde mich bei den geläufigeren Namen nicht – Sie befremdend – verkünsteln, aber ziehe die griechischen Formen doch oft vor. Dieses mit Hochmut auf die Lateiner herunter zu kucken fliegt einen an, wenn man Griechisch lernt. Der Hochmut von Schülern ist das Präludium geistiger Souveränität, das ahnten Sie bereits. Also »Ais|chýlos«, »Thukydídes«, »Pláton«.)

Die unterschwellig-soziologischen Lehren aus der griechischen Geschichte und auch das mommsensche Thema ist unser Thema. Da gibt es das Königtum. Es gibt die Republik, meistens die Adelsrepublik. Monarchie oder Oligarchie, Alleinherrschaft oder Wenigenherrschaft, von den Wenigen oft »Aristokratie« genannt, Herrschaft der Besten. So redet man ja gerne über sich, wenn man herrscht. Das sind alles griechische Vokabeln. Und es gab noch eine weitere, populäre Herrschaftsform damals, die »Tyrannis«. Die Tyrannenherrschaft. Das bezeichnete solche Politiker, die durch Volksunterstützung Alleinherren geworden waren, aber nicht wie ein erblicher König, sondern wie ein moderner Volksführer. Wenn etwa das Volk, müde des Druckes der Adeligen, diese beiseite schieben will und sich einem Tyrannen zuwandte. Hatten wir eine »Tyrannis« in der Hitlerei? Das Wort »Tyrann« sollte (seit dem Ihnen aus Schillers Ballade vom »Ring des Polykrates« erinnerlichen *Polykrátes*) noch eine lange Geschichte haben, durchs Mittelalter und in die Neuzeit hinein. Durch die Jesuitendiskussion, ob man einen Tyrannen

umbringen darf. (Deren Antwort: Ja. Als Jesuit muss man ja schließlich die europäische Gegenreformation zum Erfolg führen.) Hitler war ein »Tyranne«, in der Sprache mancher. Auch im antik-griechischen Sinne? Ja, das Volk hatte ihn gewollt. Ja, er hat die Demokratie zerstört. Ja, er hat die Aristokratie zerstört. (Ein deutsches Königtum war bei Hitlers Aufstieg nicht mehr zu zerstören, war schon 1918 weggelaufen, der Kaiser Wilhelm II.) Mir gab es Stoff zu denken. Und man behandelte es indirekt dauernd und immer wieder. Man behandelte die Stellungnahmen der Historiker zu diesen Fällen.

Man las, was für ein Problem der Staatsform in Athen Thukydides behandelt. Man liest andere erstklassige Schriften von großer Bedeutung. Schon 594 v. Chr., sehr wichtig, hatten die Athener die großen Reformen zum Erfolg geführt, die ihre Stadt Athenai später zur Blüte des Abendlandes machen: die solonischen Reformen. Solon, dem weisen Sólon, dem gelingt es nämlich, den Mechanismus, an dem selbst die römische Republik zerbrochen ist, für lange Zeit auszusetzen, nämlich die langsame Verknechtung der kleinen Bauern durch den großen Landbesitz. (Sie kennen das als heutiges Problem Lateinamerikas.) Durch Verschulden werden die Kleinbauern immer abhängiger, schließlich müssen sie sich, um ihre Schulden zu bezahlen, selbst in die Sklaverei verkaufen. Und das schwächt ein Gemeinwesen, denn der handfeste Bauer ist ein ganz guter Soldat zum Verteidigen. Aber doch nicht mehr ein Bauer, der sich jetzt in die Schuldknechtschaft hat verkaufen müssen! Solon dekretiert also die berühmte »Seisáchtheia«, die allgemeine Schuldenabschüttelung, erklärt alle Schulden für ungültig. Da musste schon viel in Athen passiert sein, damit so was durchging. Kleisthènes dann fügt eine Regionalreform hinzu, zerschlägt alte stammesdörfliche Orientierungen. Und mit kluger Regelung rechtfertigt er, dass Stadtbewohner ohne Grundbesitz dennoch Bürger (*Politen*) bleiben. Seit Solon war die Bevölkerung in vier Klassen eingeteilt: in die (1) ganz Reichen, die mussten Kriegsschiffe bauen, Kult-Feste ausrichten, was sehr teuer war, Theateraufführungen und so weiter, die (2) Mittelreichen mussten sich selbst anspruchsvoll – z. B. als die teure schwere Reiterei – ausrüsten, dann kommen (3) die kleinen Landwirte, die müssen wenigstens mit eigener Rüstung zu Fuß ausrücken, und (4) die landlosen Handwerker und Kleinhändler, die so arm sind, dass sie nichts dergleichen bezahlen können, aber sie werden auch gebraucht, denn Athens gewerbliche Wirtschaft bedeutete Exportstärke. Kleisthènes gibt ihnen ebenfalls eine Wehrbürgerfunktion: Sie sind Ruderer auf den Kriegsschiffen, *Theten*. Geruderte Kriegsschiffe sind windunabhängig, sind – wie die frühneuzeitlichen Galeeren – manövrierfähiger als Segelschiffe. Damit sind auch die armen Leute mit im Boot. Und es hat ganz gut funktioniert. Es entwickelt sich ein genossenschaftlich anmutender gesamtathenischer Patriotismus. Und man lernt als Schüler noch mehr: Im Jahr Minus 514 erschlagen Harmódios und Aristogeiton als einen Tyrannen den Hípparchos. O, für den Gymnasiasten war das »der 20. Juli«, 1944. Die beiden Täter werden natürlich gefasst und hingerichtet, das versteht sich ja von selbst, aber es wurden die Helden der Polis Athen: In Marmor (von Anténor) gehauen, standen sie in ihrer Stadt. Aber wieso, das lernt man sich zu fragen, wurde denn jetzt – 1950, 51 und so fort – eigentlich der »20. Juli« überhaupt nicht gefeiert? Warum? Im Doppeljahrzehnt der Wehleidigkeit, ich sprach davon, mussten die Leute sich schämen, die damals mitgemacht hatten, und ihre Nächsten. Jahrelang durften sie nicht darüber reden, wären Sympathisanten von »Vaterlandsverrätern« gewesen. Wir staken noch sehr in den alten Krus-

ten – im Grunde bis 1967 ff. (Das war eine sehr pauschale Nachbemerkung, ich bin bereit, darüber länger zu sprechen, aber nicht jetzt.)

4.4 Antiker Weltkrieg

Und dann lernt man von großen Völkerschlachten, vom *Weltkrieg der Antike*.

Nämlich, nachdem die griechischen Freistaaten alle ihre Probleme erstmal erfolgreich bearbeitet haben, vor allem in den Perserkriegen eine Eroberung durch ein Riesenreich verhindert haben, fangen sie unter sich einen allgriechischen Welt- und Bürgerkrieg um die Hegemonie an, und der dauert und der dauert und der dauert, -431 bis -404, und das ist der sogenannte *Peloponnesische Krieg*. In ihm richtet sich das antike Griechenland machtpolitisch zugrunde. Die beiden Hauptkombattanten, die Vormächte des Attisch-Delischen Seebundes und des Peloponnesischen Bundes, also (1) Athen, die Demokratie, und (2) Sparta, ein bewusst konservativer Militärstaat mit einer Kriegergenossenschaft, den »Spartiaten«, an der Spitze (diese bei den Griechen damals erfolgreichsten Methoden, einen Staat erfolgreich zu organisieren), sie bekämpfen einander bis aufs Messer. Die Spartaner beginnen, in allen griechischen Freistädten die Oligarchen zu unterstützen, die Athener die Demokraten. Nach einigen Jahren führt das zu Pogromen. Aus Oligarchen werden »Säuberer«, aus den Politen, den freien Stadtbürgern, ein verhetzbarer Mob. (Der Justizmord an Sokrates durch ein Volksgericht ist ein Beispiel.) Am Ende des Peloponnesischen Krieges sind beide, der Sieger Sparta und das gedemütigte Athen, nicht mehr das, was zu sein sie angetreten waren. Die Sitten sind überall verrotten, längst kämpfen nicht mehr Bürgersoldaten für ihre Heimat, sondern Söldner für Geld – als er fertig ist, verdingen sich die arbeitslosen Soldaten sogar an die Perser, auf diese Weise ist – bereits gesagt – Xenophon nach Kleinasien gekommen. Die ganze Welt besteht aus Fremdenlegionären, muss man sagen. So ist das damals gewesen.

Und war nicht auch das Deutsche Reich nach 1918 geplagt von solchen ewigen Soldaten, die nichts anderes mehr konnten und mochten, als destruktiv zu arbeiten? (Kriegseinsatz von Soldaten ist »destruktive Arbeit«, darüber habe ich ein Büchlein geschrieben.) Es gab die im Baltikum wütenden und in Deutschland geheimbündlerischen »Freikorps«. Hitlers SA war davon das letzte, nunmehr bereits eine Bürgerkriegsarmee. Ahja. Wie ist das gekommen? Und begann nicht seit dem Zerbrechen des Viermächte-Kontrollrats, seit der Bildung der Bizone, dann der westlichen Trizone gegen die »Sowjetische Besatzungszone«, eine der Zeit nach den Perserkriegen vergleichbare Nachkriegs-Konstellation? Eine demokratische Vormacht auf der einen Seite, die Luft- und Seemacht USA, auf der andern die oligarchische Landmacht Sowjetunion, West- gegen Ostblock?

Athens Demokratie entartet nach nicht enden wollenden Jahren Krieg zu einer Kette kurzsichtiger *ad-hoc*-Entscheidungen von unbestimmt angstvollen, unbestimmt aggressiven, eben leicht verhetzbaren Volksversammlungen und Volksgerichten. Und an dieser großen Wende des Peloponnesischen Krieges (der »Peripetie«, wie es in der Dramenliteratur heißt) schildert Thukydides den Charismatiker des Unterganges: Da kommt Alkibiádes hoch. Das Musterbeispiel eines großen selbstsüchtig gewordenen Individualisten. Der vollendete Schurke, wenn man so will. Schön, jung, sportlich, luxuriös, bisexuell. (Alkibiádes kommt übrigens auch bei Platon vor, im »Symposion« als junger Mensch, auch er hat bei Sokrates gelernt,

alle trifft man bei Platon wieder.) Alkibiádes ist der Mann, der, wen er will, überzeugt, dass er alle Probleme lösen könne. Er bringt das athenische Volk (den *demos*) auf seine Seite, er bewegt sie zu einem wahnsinnigen Unterfangen, nämlich zur Ausweitung des damaligen Weltkrieges auch noch auf den bisher unbetroffenen Teil des griechischen Kulturkreises im westlichen Mittelmeer. Er erkämpft gegen die Besonneneren in der Volksversammlung die berühmte Expedition nach Sizilien. Dann kriegt er Ärger zu Hause, dann läuft er zu den Spartanern über. Im Nu wird dieser üppige Mann spartanisch, isst in der Kriegerkantine die in ganz Griechenland gefürchtete »Schwarze Suppe« mit, er nimmt am Wehrsport dieser Kampfmaschinen perfekt Teil. Immer nur im schlichten Mantel, jetzt in ortsüblich »lakonisch«-knapper Redeweise, verführt er die spartanische Volksversammlung und berät sie optimal gegen seine Mutterstadt – Sparta solle in Attika, also in Athens eigenem Vorgarten, eine dauerhafte Grenzfestung einrichten, in Dekeleia. Wir sind damit schon im zweiten Teil des Peloponnesischen Krieges, im »Dekeleischen Krieg«. Er schwängert nebenher auch die Königin (in der Doppelmonarchie Sparta hieß das: eine von zweien). Als ihm in Sparta der Boden zu heiß wird, geht er nach Kleinasien, berät jetzt den persischen Gouverneur (Satrapen) überzeugend gegen beide, Athen ebenso wohl wie Sparta. Er wird dort zu einflussreich, und an Höfen lauern auf Seiteneinsteiger Dolch und Gift – er brennt durch und wagt sich zurück auf die athenische Flotte vor Samos. In Athen wurde grade oligarchisch geputscht, die selbstverständlich demokratischen Theten jubeln ihm zu, er wird zum Strategen gewählt und gewinnt Seeschlachten, er kehrt nach Athen zurück – dann muss er wieder ins Exil, weil sein Vizeadmiral geschludert hat und die Volksversammlungen sofort feindselig werden. Ein »cäsarischer Führer«? Nein, er war nicht wie Adolf Hitler, er war schöner. Genauer: ein selbstgewisser Charakter, kein stets suizidnaher wildgewordener Bohémien. Allerdings wie der gewissenlos selbstisch.

Nun, wir sehen ihn so durch die Brille des Thukydídes, und wir sehen ihn auch durch die Brille des Xenophon. Denn Thukydídes hat nicht den ganzen Peloponnesischen Krieg beschrieben – freilich ist seine die erste sozialanalytische Kriegsgeschichte überhaupt –, doch wo er innehält, setzt Xenophon ein und schreibt ihn zu Ende. Dieser Weltkrieg und Weltbürgerkrieg ist einer der bestdokumentierten antiken sozialen Prozesse. Nebenher lernt man so schon auf der Schule *Quellenkritik*. Und man lernt von Thukydídes, politologisch und soziologisch zu lesen. Von dem großen Lehrer des Thomas Hobbes, des seinerseits großen Lehrers von Ferdinand Tönnies. Langsam kommen wir doch in der Soziologie an. Davon später mehr.

4.5 Antike Selbstverständlichkeiten

Und dann lernt man eben auch, dass Xenophon und Platon beide bei Sokrates gehört haben, aber wie unterschiedlich nehmen die beiden ihn auf! Xenophon schreibt über Geschichte, Ökonomie, Pädagogik und Sokrates, und Platon über das Wahre, das Gute und das Schöne, über Politik, Recht und Sokrates. Beide aber machen sie Staatstheorien. Beide sind sie auch Praktiker der Politik. Lesen Sie den berühmten siebten Brief des Platon, mit seinen Erfahrungen aus dem sizilischen Syrakus, wie er dort, vergebens, sein tiefes und gedankenvolles Reformvorhaben des idealen Staates in die Wirklichkeit umzusetzen versucht hat. Theoretisch arbeitet er es dann in seinen Studien »Staat« (in der »Politeía«) und »Gesetze« (in den

»Nómoi«) aus. Xenophon kleidet sein Mutterwerk der politischen Bildung in eine Fürstenerziehung ein, nämlich in seiner »Erziehung des Kyros«, der Erziehung des idealen persischen Weltmachtkönigs Kyros.

Denn man war damals nicht rassistisch gegen die Perser eingenommen – das lernt man von den alten Griechen auch. Aischylos, der erste berühmte Tragödienschreiber überhaupt, verfasst »Die Perser«, also eine damals zeitgenössische Tragödie, und er schildert die Schmerzen der Perser nach ihrer Niederlage tief ergreifend. Wieso wird man dem Feind gerecht? Muss das sein? Doch, doch, bereits wenn Sie die ältesten überlieferten Texte, also Homer lesen, über den Krieg der Griechen gegen die Trojaner. Das waren Nichtgriechen, das nannte man damals: »Barbaren«. Was für ein wütiger Jungschlagentot ist der griechische Hauptheld Achill – Achilleús – und wie tüchtig und redlich-besonnen der stärkste Trojaner, Hektor. Daran sehen Sie bereits, dass die Griechen ihr Eigentümliches haben. Wo bleibt der Fremdenhass? Ungewohnt fast allen anderen Kulturen.

Noch ein Wort zur soziostrukturellen Mitgift der Klassiker.

Aischylos schreibt in diesem griechischen Wunderjahrhundert, dem fünften vor Christus, auch seine drei großen Bühnenstücke, die Trilogie über Orestes, die »Orestie«. Da zeigt er, für Soziologen ewig lehrreich, in der dritten Tragödie exemplarisch, wie der alte Kampf zwischen Mutter- und Vaterrecht in Athen geschlichtet wird, und wie *die Athener* zwischen den Göttern richten, ob Frauen oder Männer höhere Rechte haben, eben am Beispiel des berühmten Orest, der seine Mutter erschlug. Seine Mutter. Weil sie seinen Vater ermordet hatte. Tragödienstoffe leben stets von einem Dilemma, hier heißt es: Wer den Muttermord verurteilt, setzt den von seiner Frau gemeuchelten Vater herab, wer hingegen Orest freispricht, setzt die von ihrem Manne bei Kriegsbeginn um ihre Tochter Iphigenie gebrachte, also mutterrechtlich essentiell gekränkte Mutter herab. Auf welche Seite sollen wir uns schlagen? Auf welche Seite soll sich Athen selber schlagen? Beide sittlichen Prämissen konkurrieren dort doch noch alltags. Aber da steht der Asylbewerber aus Mykene, Orest, öfter hat er schon die Länder gewechselt als die Schuhe, und die Athener entscheiden, ob ein solcher Mensch Asylansprüche machen kann. Bei der Gelegenheit entscheiden sie auch – *auf der Bühne* – verfassungsgerichtlich, wie man so einen Interessenausgleich organisatorisch und institutionell bewältigt. Das haben die sich selbst auf dem von ihnen erfundenen *Theater* vorgespielt. Das ist ja noch kultisches Theater. Es wächst ja aus dem Gottesdienst für den Gott Dionysos heraus. So wird damals noch gearbeitet. Deswegen sind das ja so berühmte Dramen. Also, gelegentlich lesen. Kurz genug sind sie ja, außerdem auf Deutsch zugänglich. Soziologisch: Aischylos hat die Athener als Gemeinschaft mit gestiftet, so wie Homer die Griechen.

Rom wirkt infolgedessen – es ist das ungerecht geurteilt wie immer – manchmal nur wie ein Abklatsch bereits bekannter griechischer Probleme. Die solonische Reform von -594 fällt in die gleiche Zeit, zu der die etruskische Monarchie in Rom gestürzt wird. Brutus der Ältere wird gewählter Konsul. Erfolgreich besiegt man die etruskischen Handels-Freistädte. Ewig dann aber Roms *Klassenkämpfe: Popularen* gegen *Aristokraten*, Marius gegen Sulla. Marius ist der General, der seinen Schlachtenruhm zu politischem Kapital macht, das wurde in Rom alarmierend häufiger. Marius hatte nämlich die Ambronnen geschlagen, die von Amrum gekommen sein sollen. -102 schlägt er (Sulla ist da noch sein Zweiter Mann) erst die Ambronnen und Teutonen, und ein Jahr später die Kimbern. Marius hat den

»Kimbrischen Schrecken« beendet. Nacheinander werden erst Marius, dann Sulla in Rom faktisch Tyrannen, einer für die kleinen Leute, zumal die Bauern und Soldaten, der andere dann für die Aristokraten. Die Römer hatten übrigens vorsichtshalber die Tyrannis in die Verfassung aufgenommen, quasi als Notstandsgesetz, das war damals die sogenannte »Diktatur«, aber die erlosch nach kurzer Frist, immer schon nach sechs Monaten. Sonst wurden sie von gewählten Konsuln regiert, zur Kontrolle waren das immer zwei (und wer von beiden ein Vorhaben ablehnte, behielt dann Recht), und auch nur für ein Jahr, und Wiederwahl war verboten. Marius setzte sich fünfmal darüber hinweg. Marius wie Sulla richteten also ihre Gegner hin, der rohe Marius war dabei nicht einmal so schlimm wie der dann-Schreibtischtäter Sulla. So werden erst die Aristokratenführer gekillt (die Patrizier), dann die Volksführer (oft die Plebejer, oft aber auch »übergelaufene« Patrizier), das verdirbt das sittliche Klima in Rom ganz entscheidend und macht längerfristig auch die politische Klasse der römischen Republik erst zweitklassig und dann kaputt. An ihrem Ende steht Caesar. (Nicht unähnlich in vielem dem Alkibiades, aber er übt nie *Landesverrat* an Rom – an wen auch soll er es verraten? Rom ist damals bereits Weltmacht. »Hochverräter« ist er freilich: Als er von Gallien kommend mit seinem Heer Roms Grenze überschreitet, den Fluss Rubicon, da wird er zum Putschisten. Allerdings: erfolgreich.)

Das las man auch alles. Man las den Caesar selbst, man las seinen Sympathisanten, den Zeithistoriker Sallust. Im letzten Schuljahr liest man den im Lateinischen glanzvoll-schwierigen Stilisten und gnadenlosen Realisten (darin nicht unähnlich dem Griechen Thukydides): den Tacitus. (Für das schriftliche Abitur ein Angstautor, natürlich bekamen wir da einen Tacitustext.) Tacitus ist sehr gut für die Frage zu konsultieren: Wie lebt man unter schrankenlos verbrecherischen Kaisern? Sehr angebracht fürs 20. Jahrhundert. Mein Jahrhundert damals, also auch er.

Die cäsarische »Lösung«, die für den griechischen (wie auch den persischen) Kulturkreis im vierten Jahrhundert Philipp von Makedonien und sein Sohn Alexander der Große versucht haben, und für die im klassischen fünften Jahrhundert Alkibiades nur ein Vorläufer gewesen war, ist aber nicht die einzige »Lösung« aus einem Clinch von Kriegs- und Bürgerkriegsparteien. Die Frage lässt sich anders stellen: Kann man nach Bürgerkrieg, nach heillosem Brudermord in einer Bevölkerung, vielleicht einen Dritten, genauer: eine ausländische Macht ein Land retten lassen? Die jugoslawische Frage? Die palästinensische Frage?? Vielleicht sogar die irische Frage? Wir hörten auch von einer anderen.

Niemals zu vergessen: Die griechische Antike löste sich gerade aus dem nach Tönnies *gemeinschaftlichen* Denken und Fühlen und strebte zum *gesellschaftlichen*, sie ist in den von mir behandelten Beispielen »früh-gesellschaftlich«, während wir Grund zu Annahme haben, dass wir uns selber nach Jahrhunderten der Aufklärung bereits in einer »spät-gesellschaftlichen« Phase befinden dürften. In »früh-gesellschaftlichen« Epochen haben bedeutende Persönlichkeiten viel eher ihre Chance. In »spät-gesellschaftlichen« Ausweglosigkeiten könnten es allenfalls bedeutende Zweck-Organisationen schaffen. Heutige »große Persönlichkeiten« müssen nach dieser Überlegung nur Karikaturen des Individualismus im 17., 18., noch im 19. Jahrhundert sein, oder sie werden gerühmt und scheitern. Tönnies sagt sogar kalt: »Es gibt keinen Individualismus, der nicht fußt auf Gemeinschaft und mündet in Gesellschaft.« Er meint: Es gibt keinen Individualismus, der auf Gesellschaft

fußt. Wie auch Spengler, wie später Toynbee hält er die späten »Erlöser« also für Pseudoerlöser. Vor der Spätantike, nach Alexander mit der Diadochenzeit beginnend, war im Altertum eine Alternative zu Alexander dem Großen oder Caesar jedoch – noch und *nur!* – als eine individualistische vorstellbar. Dafür gibt es auch, nach dem Peloponnesischen Krieg, ein leuchtendes Exempel.

Denn da gibt es den Fall des antiken Syrakus. Syrakus, die größte Stadt der Griechen überhaupt, lag und liegt auf Sizilien. Syrakus, die reiche Stadt, griechisch: Syrakusai, gegen die Alkibiades Athen geführt hat, ganz Athen verhob sich daran. Es war eine dorische Gründung, genauer, eine Tochterstadt der großen Handelsmetropole Korinth, griechisch: Korinthos, am Korinthischen Meerbusen. Syrakus war eine Handelsmetropole, eine fette Domäne, herrlich auszuweiden für Machtmenschen, und es war in Folge dessen Beute mehrerer Tyrannen. Sie wissen das von Schiller:

*Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Mörus, den Dolch im Gewande,
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
»Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!«
Entgegnet ihm finster der Wüterich.
»Die Stadt vom Tyrannen befreien!«
»Das sollst Du am Kreuze bereuen.«*

Und so weiter. Mittelstufe am Christianeum:

*»Ich bin«, spricht jener, »zu sterben bereit,
Und bitte nicht um mein Leben,
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich an um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit. [Ehestiftung damals]
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.«*

*Da lächelt der König mit arger List,
Und spricht nach kurzem Bedenken:
»Drei Tage will ich dir schenken.
Doch wisse! Wenn sie verstrichen die Frist,
Eh du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen, [– hämische Pause –]
Doch dir sei die Strafe erlassen.«*

Das Gedicht handelt also davon, wie man Feinde listig korrumpiert. Sie wissen von Schiller, es gelingt dem Tyrannen nicht. Also das ist das Klima von Syrakus, und nachdem Dionysios (I., der Ältere) und sein Sohn, der jüngere Dionysios, und der redlichere Dion (der Mann, der Platon nach Syrakus gebracht hatte), geherrscht und öfters gewütet und den inneren Frieden nie erreicht hatten, und als jetzt gerade der unverwüstliche Dionysios II. eine Fortsetzungstyrannis versuchte, war die Bürgerschaft im Jahr 345 v. Chr. völlig verzweifelt. Sie wandte sich deshalb um Hilfe an die Gründerstadt von Syrakus, also an Korinth, und bat Korinth um einen unbe-

lasteten tüchtigen Staatsführer – einen »Aisymneten«. Das ist die griechische Art zu denken, dass viele Städte Mütter haben, die Mutterstadt, aus der ehemals ihre Gründer gekommen sind. Korinth stand Syrakus also in den Kulden noch nahe, war aber handels- und außenpolitisch eine völlig andere Polis, mit der Syrakus so viel zu tun hatte wie Großbritannien mit Australien. Also rechtlich manches, auch haben sie noch dieselbe Königin Elisabeth II., politisch womöglich wenig; Australien orientiert sich heute an den USA. Haben übrigens wir Deutschen mal einen Tochter-Staat gegründet? ... [Schweigen] Sie schweigen zu Recht: Togo, Kamerun, Namibia, Tansania, Westsamoa doch nicht. (Westsamoa? Das war bis Ende des 19. Jahrhunderts ein Faktoreihinterland der Hamburger Reederfamilie Godeffroy, danach eine Kolonie des Deutschen Reiches.) Die Wolgadeutsche Republik doch auch nicht, die war eine Tochter der Oktoberrevolution.

Korinth nimmt die verzweifelte Bitte ernst und schickt einen Schlichter. Tüchtig war er, aber auch ein zu Hause mental sehr unbequemer Stadtbürger. Denn er hatte zwar einmal die Republik gerettet, als sich jemand zum Tyrannen putschen wollte, aber dieser Jemand war sein eigener Bruder gewesen, und er hatte gebilligt, dass der erschlagen werde. Das war auch ein formidables Dilemma gewesen, also nach antikem Begriff ein Tragödienstoff: Soll man den eigenen Bruder retten, nach Sittenrecht, oder die Republik, nach Verfassungsrecht? Dieser unangenehm grundsatztreue Verfassungspatriot hieß Timoléon. »Den könnt ihr haben.« 700 Söldner kann er anwerben, da unterstützt ihn seine Heimatpolis. Timoléon fährt damit nach Sizilien, schlägt erstmal, als Stratege von Syrakus mit weiteren Truppen, die ewig gefährlichen Karthager, er vertreibt die in einzelnen Stadtteilen verschanzten *war lords*, er bricht die Tyrannenveste inmitten der Stadt ab (an ihrer Statt erhebt ein Gerichtsgebäude), er schafft einen sizilisch-griechischen Städtebund gegen Karthago, er bindet Korinth dauerhafter ein, indem er einen Teil der Beute »als Geschenk« zurückschickt, er holt viele syrakusanische Verbannte zurück, er gewinnt für das doch sehr dezimierte Syrakus Neubürger von überall her, er reformiert Syrakus erfolgreich, er schafft inneren Frieden, er regiert gerecht, und – er tritt von seinem Amt zurück. Timoléon tritt *freiwillig* zurück. (Zugegeben, damals erblindet er immer mehr.)

Der Schlichter, der sich freiwillig zurückzieht – solche Persönlichkeiten gab es. Auch Solon – erinnern Sie sich? –, als er seine Gesetze erlassen hatte und von allen Parteien bestürmt wurde, sie immer wieder zu ändern, bekundete, er müsse jetzt länger nach Lydien, zu König Kroisos (sie assoziieren richtig: Das war der sprichwörtliche »Krösus«), verreisen und ließ die Athener versprechen, ehe er wieder zurück sei, seine Gesetze nicht zu ändern. Sie beschworen es, und er ist nie wiedergekommen. Es geht auch anders, aber so geht es auch. Diese Solon-Anekdote ist natürlich ein politischer Witz aus der Antike. Aber diese Figur ist immerhin ein griechisches Exempel, wie sich Verfassungs- und Rechtgebung von der Ausführung trennen ließ. Unser Legislative-Exekutive-Problem. Man muss auch sich selbst aus dem Rennen zurückziehen vermögen, man muss nicht alles selber machen wollen, man muss auch »sich zurücknehmen« können.

Die Deutsch-Studierenden unter Ihnen kennen die syrakusanischen Kämpfe bereits, wenn sie Wielands Roman »Agathon« gelesen haben. Bei uns hatte der Vater eines Klassenkameraden, Hans-Harder Ratjen, unter den Nazis genau darüber und zumal über die timoleonische Lösung einen ganzen Roman in die Schublade geschrieben, »Das Glück auf der Kugel«. (Syrakus war sein »Deutschland«.)

Arbeitszimmer Videodokumentarist, Finnland



Nach dem Krieg veröffentlichte er ihn, und mein Freund Roland lieh mir den Wälzer. Sein Problem war genau das Problem der liberalen »inneren Emigration« unter Hitler gewesen: Kann Deutschland sich überhaupt noch selber retten? Muss nicht *ein anderer* es tun?

Die Timoléon-Frage.

5. MEINE FÜNF KULTURKREISE

Um noch ein paar Worte über noch andere Kulturkreise als den unseren und den griechisch-römischen zu verlieren:

Was für Kulturkreise waren damals – 1946 bis 1955 – noch für deutsche Gymnasiasten schattenhaft *bekannt*? Wurden familiär, literarisch, aber eben auch schulisches nahegebracht? Standen auf den geretteten Bücherborden der Bekannten der Eltern, die nicht ausgebombt oder geflohen waren? Sagen Sie es mir? [Niemand meldet sich.] Sie wissen es. [Jetzt meldet sich erst recht niemand.]

Noch zwei Kulturkreise waren jedem deutschen Gymnasiasten leidlich geläufig. An beiden kamen auch weder die naturwissenschaftlichen noch die neu-sprachlichen Oberschulen vorbei. Welche beiden Kulturkreise meine ich wohl? ... Mit Schiller: »Die Helden sehen in die Luft und in den Schoß die Schönen.« ... [Der Dozent gibt seinem Affen noch mehr Zucker und zitiert los, aus löcherigem Gedächtnis:] »*Das gafregan ih mit firahim firowizzu meista* –« [Mehrdeutige Ruhe ...]

5.1 Deutsches Mittelalter

Althochdeutsch und zumal *Mittelhochdeutsch*, das umgreift einen weiteren Kulturkreis, von heute her unverständlich: das frühe deutsche Mittelalter, Kaiser-Rotbart-Zeit.

»Auch das noch«, seufzten wir. Im Deutschunterricht ging es die ganze elfte Klasse über nur mittelhochdeutsch zu. Das, was ich eben zitierte, war, um Ihnen zu imponieren, althochdeutsch, was damals drankam. (Und heute Universitätsgermanisten vermutlich abwählen können. Pah!) Mittelhochdeutsch verstehen Sie ganz gut – [spricht jetzt sehr langsam und artikuliert]:

*Uns ist in alten mæren / wonders vil geseit [= »gesagt«]
von heleden lobebæren, / von grôzer arebeit,
von frôuden, hôchgezîten, / von weinen und von klagen,
von küener recken strîten / muget ir nu wunder hœren sagen*

– der Anfang des Nibelungenliedes. Oder, trüber:

*Ouwê war sint verschwunden alliu mîniu jâr!
Ist mir mîn leben getroumet, oder ist ez wâr?*

...

Walther von der Vogelweide. Die Gedichte flogen einem teils zu, und zum – größeren – Teil musste man das leider auch lernen. So wurde jeder Elftklässler voll-

gepumpt. Die Nibelungen waren ohnehin bekannt. Die Nibelungen waren ja bereits längst verfilmt. Die Nibelungen hörte man schon bei Richard Wagner an. Oper stundenlang, unermüdlich: der Untergang der Götterwelt, »Ragnarök«, die »Götterdämmerung«. Achja?

Die germanischen Sagen hatten, seit ihrer *volksfasziniert-romantischen* Enterdigung nach dem Wiener Kongress 1815, längst ihre Standardauslegungen, etwa die Dietrich-Sage: Dietrich von Bern, ach wieder ein Held, entritt und wird eines, ja eines Tages wieder kommen, ähnlich wie Friedrich Barbarossa, der eines Tages aus dem Kyffhäuser in Thüringen ausreiten wird: um »uns« zu retten. Kaiser Rotbarts Sagenfrage: »Fliegen die Krähen denn noch um den Berg?« ließ sich getrost bejahen, immer noch, es würde also noch dauern. »*Wann wird ein Retter kommen diesem Lande?*« Das sind Themen nach und vor verlorenen Weltkriegen, darauf hatte das goebbelsianische Ministerium für »Volksaufklärung und Propaganda« furchtbar geharft. Das war alles da.

Dabei fiel mir wieder ein, die germanischen Sagen hatte ich natürlich schon als ganz kleines Kind allmorgendlich von meinem Vater gehört, während er sich rasierte und ich auf dem zuen Klodeckel daneben saß. Zu Hause standen die Heldensagen auf Neuhochdeutsch: Der starke Siegfried, der in Drachenblut gebadet hat, und der, dank dessen unverletzlich, besiegte, wen er wollte, das wäre ja auch für mich schön gewesen: »*Jung Siegfried war ein stolzer Knab, / Ritt von des Vaters Burg herab* ...« Ihm war freilich, schade, an bewusster Stelle, oben links auf den Rücken, beim Blutbad das Lindenblatt gefallen, an dieser Stelle blieb er verletzlich, damit sterblich (wie Achill mit seiner Achillesferse), und ausgerechnet Siegfrieds Frau hat aus guten Motiven das seinem Todfeinde weiter gesagt, die *Kriemhild-Hagen-Geschichte*. *Der hürnene Siegfried* war also ein »Held«. Kindern jener Generationen so unhinterfragbar herrlich wie nicht einmal »Gott«. Von Kindesbeinen an, »Siegfried« war sogar der größte deutsche Held (»Dietrich von Bern« war immer etwas zu besonnen dafür), der den Drachen erschlug und dessen großen Schatz, den Nibelungenhort, mit sich führte und die schönste Frau bekam – [Dozent artikuliert wieder sorgsam]:

*Ez wuohs in Buregonden / ein vil edel magedin,
daz in allen landen / niht schæners mohte sin,
Kriemhilt geheizen: / si wart ein schæne wip.
Dar umbe muosen degne / vil verliësen den lip.*

Das ging so bis 1943. Januar. Warum bis Januar 1943?? Stalingrad. Ab Stalingrad änderte sich die Nazi-Propaganda, der Krieg ging jetzt auffälliger verloren, und sie stellte um auf Siegfrieds Gegenspieler, auf Hagen. Hagen von Tronje, der für seinen Chef, korrigiere: König glatt einen Mord begeht, Hagen, der selbst einen Helden wie Siegfried meuchlings erschlägt. Aber warum? Helden töten an sich nicht hinterrücks, und Hagen war auch einer. Hagen tat das *aus Treue*. Hagen, der mit den Burgundenkönigen in das Hunnenland zieht, obwohl er als Einziger ziemlich klar sieht, sie kommen nicht wieder. Hagen, der bis zuletzt bei seinem König Gunther ausharrt. Hagen – also 1944 genau unser Bier, unser großdeutsches, nicht? Die Fronten gingen zurück, langsam musste man umdenken, Hagen passte jetzt besser ins Bild; man hatte ja auch selber eine Menge Dreck am Stecken, inzwischen. Bei Siegfried war man gar nicht sicher, ob der die KZs eingerichtet hätte,

aber Hagen mit seiner »Nibelungentreue«, nich? »Meine Ehre heißt Treue«, doch-doch, das war der Wahlspruch der SS. Ehrloses Killen war also jetzt legitimierbar. Also kurzum, »Hagen« wurde in den späten Kriegsjahren interessant, und das fiel sogar mir, dem Kind, auf, dass nun von ihm mehr als von »Siegfried« die Rede war. Irgendwie hatte ich aber schon mein festes Siegfried-Weltbild und musste daran kauen, mich auf den finstren Hagen umzustellen. Auf wen denn sonst? Ich passte mich aber auch der neuen Lage an und bewunderte ab 1944 mehr den Teja. Sie werden ihn nicht mehr kennen, auch den Vers von Felix Dahn nicht: »*Gebt Raum, ihr Völker, unserm Schritt, / Wir sind die letzten Goten, / Wir tragen keinen König mit, / Wir tragen einen Töten.*« Dann blieb das alles liegen, ich war bei Kriegsende grade zehn. Doch auf der Oberstufe habe ich die alten Mären dann gelesen, Achill und Alkibiades und Caesar wurden ohnedies durchgeprüft, und dann wurde ich auch schon wieder klüger.

Also, man kriegte ungewollt viel mittelhochdeutsche Problemsichten mit rein, und natürlich auch deren Lyrik. Liebeslyrik – im Deutschunterricht wurde die nämlich besorgt umgangen. Bei unglücklicher Liebe lese man Reimar: »*Jch zôh mir einen valken / mere danne ein jâr / ...*« Man las es, und nun war man schon ein bisschen geschult. Mittelhochdeutsch war mittlerweile die vierte Fremdsprache. Was Epen können und nicht können, »wusste« man seit *Homer*, Ovid hatte man auch gelesen. Man hatte vor allem Vergil gelesen. Alle in der Ursprache. Machen wirs halblang: in Auszügen. Jetzt wieder länger: in nicht ganz kurzen Auszügen, je Monate lang.

Das-Alles war ein weiterer Kulturkreis.

5.2 Israel

Und die vierte Kultur? Die damals bekannteste fremde? Hm? Ja, entschuldigen Sie, ich weiß, dass, wenn ich so frage, es Ihnen fast den Mund verschließt, aber überlegen Sie doch mal trotzdem. Was kannte man noch, was war damals in Europa unentrinnbar? [Zuruf: »Die Bibel!«] Ja.

Zumal die hebräische Geschichte. Das bei den Christen sogenannte »Alte Testament«. Die Bibel – Sie wurden doch konfirmiert, hier, Sie als Schleswig-Holsteiner. Was haben Sie für einen Spruch gekriegt? [Zuruf.] Nicht konfirmiert? Wie viele? [Dozent zählt laut durch.] Was haben Sie anderen da für einen Spruch gekriegt? [Längerer Zuruf (auf dem Band unverständlich).] Wo steht das? [Zuruf: »Sprüche Salomonis!«] Ja, das Buch der Sprüche. Klingt ja heute fast schon ironisch. [Zuruf.] Was ich gekriegt habe? »*Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark.*« Erste Korinther sechzehn dreizehn. Dachte man auch drüber nach. Damals. Alle waren wir nominell christlich erzogen worden, wir gingen also mit 13 in den Konfirmationsunterricht, auch wieder was zum Auswendiglernen, und da ich ganz gut darin war, musste ich immer die schwersten Sachen aufsagen. So: »Was sagt Gott zu diesen Geboten allen?« Und das »Was ist das?« Das können nur Leute, die ihren Kleinen Katechismus kennen. Luthers »Kleiner Katechismus«, das Büchlein, nach dem heute noch evangelische Konfirmanden unterrichtet werden, ist ja in Wirklichkeit eine so wohlkomponierte gehaltreiche Schrift, weil es gar nicht für Konfirmanden geschrieben ist, sondern es ist für die sehr ungebildeten Pfarrer der Reformationszeit verfasst. Es ist ein Buch für doofe Priester. Das wissen oft sogar Theologen nicht, dass es für die geschrieben ist.

Wir lernten im Religionsunterricht die Ägyptische Gefangenschaft der Juden und wir lernten ihre Babylonische Gefangenschaft und ihre zwei Staatsgründungen durch Moses und Josua, dann durch Nehemia und Esra, wir lernten das Ganze von Adam und Eva ab bis zu den Makkabäern, das ist schon der Aufstand der Juden gegen die spätere Fremdherrschaft. Nicht der letzte. Endlich erobert der römische Kaisersohn Titus im Jahre 70 n. Chr. das aufständische Jerusalem, er zerstört und »säubert es ethnisch«, ab da rechnet die jüdische Zerstreuung, die Diaspora, bis hin zur Wieder-Sammlung und zur Gründung des Staates Israel, nach dem Zweiten Weltkrieg. Das heißt: nach Auschwitz. Hat lange gedauert, aber sie haben kulturell-mental durchgehalten.

Das Judentum ist also, ähnlich wie das Christentum und der Islam, eine der wenigen antiken Organisationen, die wir heute noch haben. Keine antiken Firmen, wenig antike Staaten (Äthiopien, China), aber doch immerhin einige Religionen, die durchgehalten haben. Vor allem das Judentum mit seinen beiden zunächst-mal-Sekten, mit dem Christentum und mit dem Islam. (Ja, das mit den Juden, das sollte man im Dritten Reich natürlich nicht so hervorheben. Schon weil aus dem Weihnachtslieder-Zyklus das Lied »Tochter Zion, freue dich« sofort hatte verschwinden müssen. Das konnte nicht stehen bleiben, wenn man Juden verfolgen wollte. Obgleich es vorher eines der populärsten deutschen Weihnachtslieder war. In den alten Weihnachtsliederbüchern von »vor-33« stand das noch, und ich, Weihnachten 1945: »Das Lied kenne ich ja gar nicht?«) Man kann natürlich leicht fragen: »Warum haben diese antiken Religionen überlebt und andere Institutionen nicht?« Oder im Tone des eifersüchtigen Mannes: »Was hat der andere, was ich nicht habe?« Was haben gerade-diese Religionen, was wir nicht haben? Eine schwierige, eine Soziologenfrage: Was haben die denn, was wir nicht haben? Die meisten von Ihnen nicht konfirmiert – womöglich sind es Heiden. Genauer: Post-Christen. Es ist uns das oft sehr fern. Aber fundamentalistische Muslime in Köln, fundamentalistische Christen im alten Süden der USA, fundamentalistische jüdische Siedler in der palästinensischen *Westbank* wachsen immer wieder auf. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg gab es schon viele neu-Fromme. Sie hatten, etwa »im Feld« oder »im Bunker« »Gott erfahren«. Andere liebäugelten mit dem Buddhismus: Das Beste, was es geben kann, ist das Nirwana. Absolutes Nichtsein – das ist auch absolutes Vergessenkönnen. Das mochte manchem passen.

In der Bibel lernte man auch: Es gibt nur *einen* Gott. Den *Monotheismus*: *nur 1* Gott. Sind die Christen also Monotheisten? Spöttisch erinnern uns Muslime an die Dreifaltigkeit, und wir reden von der schwer verstehbaren Dreieinigkeit. Und dann unsere Konfessionen selber – ein orthodoxer Christ mag sagen: »Diese Katholen, jeden Tag machen sie einen neuen Heiligen! Wir haben seit Langem nur wenige, das werden nicht mehr, und das muss auch reichen.« Die Protestanten gegen beide: »Sie haben Heilige, und das ist schon falsch.« Aber dann sagen die Muslime und Juden: »Redet nicht kompliziert herum, Herrschaften, ihr habt drei Götter: Vater, Sohn und Heiligen Geist.« Der spätantike Kompromiss des Konzils von Chalzedon bei dieser Streitfrage war: »Gott Vater« ist weder »identisch« mit »Gottes Sohn« (monophysitische Option, heute noch bei den äthiopischen Christen), noch ist der Sohn ihm nur »ähnlich« (arianische Option, mit Wandalen und Goten untergegangen), sondern sie sind eben »gleich«, was gleichermaßen für Orthodoxe, Katholiken, Protestanten gilt, der verkomplizierte unser Konfirmanden-Glaubensbekenntnis. Wofür wir folgerichtig einen anderen Kompromiss, das Schlussprotokoll

des Konzils von Nizäa, lernen mussten: »Ich glaube an den Heiligen Geist, an die *eine* heilige christliche Kirche, ...« –Der Islam ist einfacher. Allah, *ein* Gott.

Wenn man aber nicht die bequem-vielen Götter der Griechen, der Römer, der Karthager und der Etrusker hat, mit regionalen oder beruflichen Einzelzuständigkeiten und mit – aus den Epen bekanntem – innergötterlichem Streit, wenn es da-oben also *ganz anders als bei den Menschen* zugehen soll, dann erhebt sich sofort eine Frage, die sich zumal für unsereinen nach 1945 grässlich erhob: Ist dieser Allein-Gott *gut*? Nach all dem Bomben und Morden? Kann man den Allein-Gott noch *rechtfertigen* – also, fachsprachlich, ist das die Frage nach der *Theodizee*. Gnädig zumindest ist der nicht! Wo liest man darüber in der Bibel? Im Buch Hiob! Hiob war der Mann, dem Gott versuchsweise nur Unglück geschehen ließ. Hiob wurde ganz und gar elend. Der ist anfangs ganz fromm und wohlhabend, und dann werden seine Karawanen geplündert und das Haus brennt ab, der Aussatz befällt ihn, und so weiter. Das Ganze auf Grund einer Wette des HErrn mit einem unbestimmten Dämon (Goethe hat ja im »Faust« diese Gott-Teufel-Verabredung als Motiv übernommen). Ungeheuer dreckig geht es Hiob, er sitzt nur noch auf dem Misthaufen und schabt sich seine juckenden Schwären mit einem Tonscherben. Und er verflucht den Tag, wo er geboren war. Aber eines vermeidet er, er flucht nicht dem HErrn. Und jetzt, es steht alles im Buche Hiob, kamen seine Freunde und sagten ihm: »Dass du da so leidest, das tut uns ja herzlich leid, aber im Zusammenhang mit dem Großen-Ganzen ist das nicht verkehrt. Gott weiß besser, was für alle gut ist, als du mit dem Maßstab deiner beschränkten Einsicht.« Dafür werden viele verschiedene theologische Argumente vorgebracht, warum Gott einen Gerechten leiden lasse – denn Hiob ist sehr fromm, er ist »ein Gerechter«, das gerade spitzt diese Geschichte ja so zu. Wäre er nur ein Schlawiner gewesen wie wir alle – – –. Dass Gott einen Gerechten leiden lasse, so läuft die ratlose Debatte ganz gern, liege letztendlich daran, dass Gott eben so schwer zu fassen sei. Im Buch Hiob bekommt man mehr und mehr das Gefühl, dass die unterschiedlichen theologischen Schulen, die es bereits im alten Judentum gab, auf die Schippe genommen würden. (So lehrte es freilich der Pastor nicht.) Hiob schickt sie dann alle weg. Und dann tritt der HErr auf. Er-selbst. Was wird er sagen? – Er sagt, er tue es, weil er *die Macht dazu* habe. Denn er vermöge alles, er zwingt selbst den Behemoth, das Untier auf dem Lande, und den ungeheuren Leviathan, der im Ozean wohnt. (Das wusste ein Hiobleser, wie ungeheuer der Leviathan sei: »Hinter ihm leuchtet das Meer, er macht die Tiefe ganz grau.« Luther hat sich schwer angestrengt, den poetischen Klang des Hebräischen adäquat zu übersetzen. Später hat man gegrübelt, der Leviathan meine vielleicht den Pottwal oder so ähnlich.) Alle diese großen Untiere kann der Mensch nicht fangen, so spricht GOtt sinngemäß im Buche Hiob weiter, und Mich kann er erst recht nicht fangen. ICh mache, was ICh will! – Das ist das Geheimnis des abgrundtiefen Leides. (Der Rest ist *happy ending*. Gott lobt Hiobs Haltung, und Hiob kriegt »alles wieder« und wird glücklicher als zuvor.) Das ist alles sehr schwer zu schlucken, aber in gedrückten Zeiten, wenn man fromm bleiben oder sein will, ist es ein großer Trost, wie Hiob zu sein. Verzweifelte Leute liebten Hiob. Derlei also lernte man subkutan, wenn man die beiden Testamente als Nominalchrist mitgegeben bekam. Kein Soziologe übersehe, wie solche abgründigen Fragen Menschen beschäftigen und zu sozialem Handeln bewegen können, das dann mit »Priesterlist« oder »Herrentrug« oder »*shareholder value*« nicht zu erklären ist.

Und den »Leviathan« kennen Sie als Sozialwissenschaftler. Thomas Hobbes hat ihn 1651 zum Titel seines berühmten Werkes gemacht, der Mutterschrift aller Politologen. Sein Leviathan ist auch etwas, was der Mensch nicht zwingen kann. Sein Leviathan, »der sterbliche Gott« des Menschen, ist *der absolut regierte Staat*, also die im Bereich des Handelns (nicht im Glauben und Denken, sondern im Handeln) total verfasste Gesellschaft. Natürlich kannte der Mann Hobbes sein Buch Hiob und er kannte praktisch die Gräuel des mit Religionszwist verschärften Bürgerkrieges, als keine Moral mehr hielt, also er kannte sein England, bis Oliver Cromwell sich durchsetzte. Und ebenso wohl kannte Hobbes den Thukydides, er hat ihn nämlich selber übersetzt. Beim Übersetzen denkt man viel nach. Thomas Hobbes folgert, ganz weltlich, dass dieser sterbliche Gott nicht etwa »gut« sei, aber er ist ihm besser und einzig gründlich effektiv bei Anarchie. Ohne Alleinherrschaft ist für ihn der Kampf Aller gegen Alle unausweichlich. So läuft die hobbesianische Argumentation. Ein schwarzer Gedanke. Nachdem man einige schlechte Zeiten mitgemacht hat, nickt man schwermütig.

Andere sagen, Hobbes sei ja ein Gedankenverbrecher: Absoluter Staat bedeute totalitäre Diktatur. Vorsichtiger urteilen: »Staat« sei immer gewaltmonopolistisch verfasst, Totalitarismus aber bedeute demgegenüber hemmungslose Despotie. Aber es gibt eben auch Hobbesianer, die zu cäsaristischen Lösungen neigten, wie noch mein kluger Kommilitone und später Professor der Politischen Wissenschaft Bernard Willms, der leider weit nach rechts abwanderte (verwunderlich ist das nicht) und leider gestorben ist. So wird über Hobbes gestritten, heute noch. Als ich ihn später endlich las, waren die menschlichen und theologischen Ausweglosigkeiten von nach-1945 wieder da, wie damals.

Sie bekommen also in den heiligen Schriften der Christen eine ganze Menge von Einzelheiten mit, natürlich auch viele Storys, bis zur Frage: Wie hat es eigentlich der junge keusche Josef in Ägypten fertiggebracht, der Frau des Potiphar nicht zu erliegen? Das ist ein interessantes Thema für Halbwüchsige. Von älteren Frauen nicht verführt zu werden ist auch problematisch. Wenn der Unterricht langweilt, dann hat man doch immer was zu denken, und nicht selten langweilte er. Unter der Bank spielten wir Schach.

5.3 Noch eine Kultur

Ich habe auch noch von dem versprochenen fünften Kulturkreis viel gelernt. Den können Sie gar nicht kennen. Denn den erfand mein Freund Jürgen Rathje mit mir. Ich war damals elf. Wir erschufen uns 1946 ein (jahrelang weiter gespieltes) eigenes Spiel, besiedelten die Welt auf vielen selbst gezeichneten Karten mit einer ganzen utopischen neuen Völkergeschichte, erst mit Zügen des Ihnen wohl bekannten Würfelspiels »Risiko«, später eher wie das PC-Spiel »Civilization«. Klar, wir führten auch Kriege – da habe ich viel über mich gelernt. Wir erfanden den Weltfrieden. Wir schrieben bald dafür eigene Zeitungen, dann – oft koautorisch – Szenenfolgen und Prosastücke, eigentlich immer komische, und zur Hauptsache in einer von uns selbst erfundenen Sprache (d. h. der einzigen der mehreren erfundenen, die bis heute gehalten hat und in der wir noch unsere Korrespondenz führen). Merkwürdigerweise bin von uns beiden nur ich Soziologe geworden.

In diesem Sinne wurde man also mit verschiedenen langen und wohlgeordneten Geschichten bedopt. Wolf Dombrowsky von unserem Institut hat neulich

gesagt: »Eigentlich sind Soziologen im gewissen Sinn alle Geschichtenerzähler, eigentlich ist auch jede systematische Soziologie eine Geschichte, die erzählt wird.« Das ist so tiefsinnig, da muss ich noch lange drüber nachdenken. Aber es ist jedenfalls auch scharfsinnig. Diese Figuren liegen also bereit, man hat auch eher zu viel Material, der Keller ist voll. Das war meine Vorschule *interkulturell anwendbarer Soziologie*. So habe ich heute über die Soziologie vor der [markiert in der Luft die Gänsefüßchen] »Soziologie« gesprochen, über die Proto-Soziologie. Der Vorlauf reicht also für uns bis Homer, bis Moses zurück.

6. CODA

Danach ging ich an die Universität. Hamburg war die nächstgelegene. Ich wollte kein versponnener Geistmensch & Hungerleider werden. Auch erinnerte ich mich daran, was mein Vater ein Vierteljahr, bevor er als Nachtjäger fallen sollte, dem Achtjährigen gesagt hatte, ich müsse für meine Mutter und die Schwestern sorgen, und ich wählte die Betriebswirtschaft. Ich lernte auch Jura und Volkswirtschaft, das musste man damals als Nebenfächer jedenfalls studieren. Soziologie nicht. Das war aber mein innerliches Hauptfach. Und ich muss gestehen, in jener Zeit hatte ich mit der Antike kaum was am Hut. Außer, dass ich für Lebensunterhalt, Studiengebühren (gabs damals noch) und Gebühren für jede Lehrveranstaltung (gabs damals noch) Geld verdienen musste und deswegen griechischen Nachhilfeunterricht gab. (Endlich lernte ich die vielen unregelmäßigen griechischen Verben wirklich gut.)

Schnell merkte ich, dass ich in der von mir so ausgiebig gerühmten Schulzeit wirklich Wichtiges *nicht* hatte lernen können. Also zum Beispiel: Recht. Aber das lernt man heute noch immer nicht am Gymnasium. Ökonomie lernten wir auch nicht, stattdessen mussten wir die Integralrechnung durchdringen, so was Schreckliches! Was heute aber Studenten nicht mehr können, das wissen alle Volks- und Betriebswirte unter Ihnen, weil Sie ja Schulmathematik nachholen müssen. Anspruchsvoller sind VWL und BWL nicht bei ihren Voraussetzungen, das bisschen Englisch erbringt ja der seither besser gewordene Englischunterricht. Aber neoklassische Volkswirtschaftslehre ist doch in diesem Rahmen hoch mathematisiert. Sie ist freilich von Leuten gemacht, die noch das alte Abitur haben, das hört also auch bald auf.

Auch wurde ich politoid, ich war – gewiss kommt das auch noch mal vor, »geschickt eingeflochten«, – Pressereferent des AStA, und weiß der Teufel was noch. Studentenvertreter war ich also. Um mich hiermit vor der Fachschaft zu verbeugen. Nach regulär acht, bei mir leider zehn Semestern kam die Diplomprüfung. Feste waren Klausuren zu schreiben. Innerhalb einer Woche wurde man sechsmal geholt, das ist heute heroisch, glaube ich – selbst Volks- und Betriebswirte ziehen ihre Prüfungen viel länger. War das schlimm? Im Grundsatz nur etwas mehr als im Abitur: Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag waren damals die vier fünfständigen Abi-Klausuren geschrieben worden. [Zuruf.] Griechisch, Latein, Mathe, Deutsch. Am Anfang haben Sie Bammel. Nach dem dritten Tag kann Sie nichts mehr erschüttern, Sie gehen hin und sagen: »Na, was ist denn heute?« Ja, so wurde man zum Diplom-Kaufmann hin gepeinigt. Beim ersten Anlauf fiel ich durch.

Und dann, irgendwann, etwa zehn Jahre später, fing plötzlich das Ganze an zu rumoren. Zehn Jahre habe ich meine humanistische Bildung praktisch nicht gebraucht. Wäre ich nach acht Jahren gestorben, so hätte ich gesagt, ich habe meine Schulzeit falsch angefangen. (Ein irrationaler Konditionalsatz, denn ich blieb leben.) Analog-Erlebnisse in ganz anderen Bereichen werden auch Sie eines Tages noch einholen. Dass einige Sachen erst spät wirksam werden. Ich weiß nicht, ob ich Sie sehr schlimm in meinen Veranstaltungen mit *Graeca* misshandle. Für mich ist es wenig, für Sie ist es vielleicht schon unerträglich viel. Ich urteile aber, dass man tatsächlich mit diesen Stoffen vorwärts kommt. Dass dank einer kommenden deutschen Bildungsform von einem Abiturientenjahrgang wenigstens sechs bis zehn Prozent derlei beherrschen sollten, halte ich für unverhandelbar. Mehr ist nicht nötig, sonst ist es *ein europäischer Verlust*. Es müssen nicht »alle Oberschüler« sein. Doch sollte es in Deutschland einige Leute geben, die das wirklich durchnehmen, daraus lernen, und durchaus nicht beruflich weiter machen müssen. Weil es so unsagbar fruchtbar ist. Sie können Vergleichbares davon haben, wenn Sie gut Französisch, Spanisch, Russisch, Arabisch lernen und dann viel Länderkunde dazu mit gereicht bekommen, also eine moderne Sozialgeographie, dann mag das also auch vergleichbare Effekte haben. Aber es fehlten dann immer doch sehr ausgearbeitete und sehr schlagende Beispiele. Gerade die griechische Geschichte ist unheimlich reich.

Danke. □

VON FRANK APUNKT SCHNEIDER

Es war einmal die Medien

Ein Arbeitszimmer. Auftritt Tonki Gebauer

ER: Ja, wissen Sie: Wo fängt man an ...? Wo beginnt so was ...?! So ein Wahnsinn, wie kommt der ... Wie geht sich das aus, dass so was passiert ... Wo sich dann praktisch alles verändert ... Wo die Zukunft beginnt ... Also wir ... die Zukunft von den Menschen, die damals gelebt haben ... wenn das nennen will: Leben ... dieses vorgeschichtliche Rumwuseln ... Wo man sagen könnte: Ohne das säßen wir jetzt nicht hier ... Und wenn man mal zurückschaut, was da war vor 30 Jahren, dann sieht man ja erst mal nichts ... Wie hätte man damals auch wissen können, was man vorher schon hätte sehen müssen ... (*zeigt ein Ultraschallbild*) ... Erkennen Sie was ... Eierstöcke ... Pimmel ... Oder wissen Sie eh nicht, wie das aussieht ... Bitte mal durchgeben (*gibt es jemand in der ersten Reihe*) ... Man muss sich eine Stelle suchen und sagen: Da liegt was in der Luft, und wenn's lange genug gelegen ist, fällt es runter wie ein Obst, also wenn das reif ist ... Genau ... Wenn Sie Fragen haben, dann trauen Sie sich ruhig und fragen Sie ...

Also: Am 23. Oktober 1989 wird die Republik Ungarn ausgerufen. – Wahnsinn, was es damals alles für Länder gab, kein Wunder, dass nix weitergegangen ist' ... – Am 25. März 1990 finden erstmals freie Wahlen statt, die das Demokratische Forum mit 43 % gewinnt.

Am 10. September 1990 eröffnet der designierte ungarische Fußballnationalspieler Tibor Szdascji die »Laterna Magica« in Sopron ... das ist praktisch ein Nachtclub ...

Sopron ragt wie ein Sporn in österreichisches Staatsgebiet und ist eine wichtige Kultur-Brücke zu den westlichen Nachbarn. Das wird auch im Stadtwappen symbolisiert (*das Wappen wird hochgehalten*). 115 historische Denkmäler und 240 interessante Gebäude locken BesucherInnen. Die »Laterna Magica« floriert.

Im August 2002 eröffnet der Kärntner Fuhrunternehmer Karl-Martin Hoffarek, genannt »Prince Charles«, das Bio-Hotel »Softways« für seine Tochter Mariella. 37 Arbeitsplätze sowie ein Reinigungskleinbetrieb entstehen. Ein behördlicher Kleinkrieg um die »Laterna Magica« entspinnt sich, die schräg gegenüber liegt und am 26. Juli 2004 infolge einer gesundheitsamtlichen Überprüfung geschlossen wird. Tibor Szdascji betreibt seitdem die Website www.fistjobsluts.hu

Im März 2006 übernimmt Tonki Gebauer die leer stehenden Räumlichkeiten und richtet dort ein Tonstudio sowie das Büro des Labels *Resolve Ungeheuer* ein. Als *Trockendock*, *Interphaser* und *AC/DJ* hat er sich einen Namen in der Szene gemacht. Seit Auflösung der Leobener Gitarrenrockformation *Skunkbutter*, 1994, arbeitet er als Musiker und im Kunstkontext (u. a. mit Georg Paul Thomann, Jason Kahn und Jerry Zachary Adamski). Als Soundtrackkomponist fällt er erstmals durch *Weites Land* auf, der 2005 den »Swami«, den österreichischen Dokumentarfilmpreis, erhält.

2006 attestiert die PISA-Studie dem österreichischen Schulsystem weit reichende Probleme. Zahlreiche Kabarettprogramme entstehen (z. B. »Der schiefe Bub von Pisa« von Ulrich Sterngassner) sowie ein Kompetenzzentrum in der Gas-

sergasse. Im Mai startet die Initiative »Wissen ist krass«. Im Dezember wird der erste »Schullehrfilm 2.0« bewilligt. Arbeitstitel: »Es war einmal die Medien«. Er soll Mediengeschichte in einer Form vermitteln, die der Lebenswelt der SchülerInnen entspricht. Als Regisseurin wird Amina Staniescu verpflichtet. Sie ist Trägerin des »Hans-Heinz-Hensler-Preises für media sculpture« und hat an der Videonale Zagreb 2004 teilgenommen.

Für den Soundtrack ist Tonki Gebauer angefragt. Am 26. Februar 2008 holt er Amina Staniescu am Bahnhof ab und geht mit ihr auf ein Bio-Fiakergulasch ins »Softways«. Am nächsten Morgen beginnt die Zusammenarbeit ...

(Amina kommt auf die Bühne, legt eine Arbeitsunterlagenmappe an ihren Platz.)

SIE: Sag' mal: Die Milch – ist die noch was ...

ER: Gestern erst aufgemacht ... Wenn ich jetzt gleich wieder wüsste ... Sorry, bin die letzten Wochen zu nichts gekommen, hier ... war schon wieder alles so dringend ...

SIE: Kein Problem ...

ER: Ah – da is' es ... *er hebt triumphierend ein Kaltgerätekabel hoch, geht nach vorne und fummelt das Kabel in einen Beamer und schaltet ihn ein ...* Scheiße, wieso hat der jetzt kein Bild ...

SIE: Du musst erst die Auflösung umschalten ... geh' mal aufs erste Menü ... Menüpunkt 3...

ER: Was ist denn jetzt wieder?

SIE: Trapez ...

ER: Und wie krieg ich das gerade?

SIE: Lass mich mal ...

ER: Läuft ... Können wir ja loslegen ...

SIE: Ich würd' sagen, wir schauen uns den Film mal an, damit du einen Eindruck kriegst ... von dem ganzen Schlamassel...

ER: Na komm' ... so schlimm wird's jetzt aber nicht sein, oder!?

SIE: Wart's ab ...

ER: Wenn mir was unklar ist, können wir ja kurz auf Pause ...

SIE: Genau ...

SIE: ... den Vorspann find' ich schon ganz gut so ...

ER: Ähä ...

SIE: Wenn schon plakativ, habe ich mir gedacht, dann plakativ plakativ ... Das Plakative mitplakatieren ...

ER: Logisch, plakativ rumdrucksen wäre ja fatal ...

(Schweigen und Schauen)

ER: Der Titelschriftzug in C-64-Font ... sagen wir mal: erwartbar ...

SIE: Ja, auch der Pac Man ... mein Gott ...

ER: Wieso, der ist doch lieb, wie er da den Titel verputzt: ... Stimmt doch auch genau: Medien fressen Medien ... eine Art Stoffwechsel ... damit genug Energie da ist, dass was weitergeht ... dazu vielleicht dröhnende, triefende Akkorde, so Hollywood um 1954, aber von John Waters aus gesehen ... und ab da, wo diese Dominosteine umrauschen, kippt das ins Verspielte ...

SIE: Das sind tote Medien ... hab' ich extra auf die Dominosteine von meiner Tochter draufkopiert ... Weißt es eh: Alle Medien sind sterblich und verschwinden: Schreibmaschine, Praxinoskop, 16-mm-Film-Jukebox, Apple Newton ...

ER: Die haben's nicht geschafft – sehr menschlich ...

SIE: Exakt. Hab' ich den billigsten After-Effects-Effekt genommen ... die klappen exakt in der Anordnung ihres Verschwindens um ... hat ewig gedauert ...

ER: Man könnte da Höhepunkte aus Vangelis-Stücken rauskopieren und zusammenpappen ... Spannungspartikel, die erschöpft und demoralisiert übereinander liegen wie verprügelte Römer ...

SIE: Ende Trailer ...

ER: Interessant ... Ist das eine Keilschrifttafel ...?

SIE: Das ist die Copyright-Warnung, aber als Keilschrift ...

ER: Lustig, glaubst du, da gibt's irgendwelche Verstöße ... – ich mein: Bei einem Schulfilm ... wer soll denn den ...

SIE: Nee, aber ein Medieninhalt, der nicht seine Begehrlichkeit als Drohung vorwegblendet ... kann nichts sein – oder?! ... Außerdem machen sie's dann vielleicht aus Trotz ... Das wäre ja gut für die Verbreitung ... Und als erzieherische Maßnahme ...

(Meeresrauschen ist zu hören)

ER: Aha, Meeresrauschen ... (schaltet kurz lauter, dann wieder leiser)

ER: Das zieht sich aber ...

SIE: Da kommen noch Inserts drüber ...

ER: Müsst halt auch was drunter ... eine Entspannungs-CD vielleicht ... Kennst du so was ...

SIE: Vom Geburtsvorbereitungskurs, ja ...

ER: ... nur statt Brandungssäuseln vielleicht Dschungelsäuseln ...

SIE: Im Sinne von: Medien ist, wenn alles kombinierbar ist ...

ER: Genau, und das stellt sich quer zu dieser Abspiegelungstheorie ... Medien als Werkzeug, als optisches Gerät ...

SIE: ... in der Realität erscheint ... hoffentlich adäquat ... Aber immer unter Missbrauchsverdacht: Medien verzerren Realität ...

KOMMENTATORENSTIMME: Die Medien sind so alt wie die Menschheit selbst ...

SIE: *(sie schnappt sich die Fernbedienung)* Ton brauchen wir ja jetzt nicht ... Das ist übrigens der Kommissar aus ...

ER: »Soko Donau« ...

SIE: Das war ein Kompromiss ... der Wechselberger wollte eigentlich den Pocher ... kennt ihn vom »Radio Regenbogen Comedy Award« ... da waren sie hinterher saufen ...

ER: Beschissenheit kennt keine Grenzen! ... könnte man ja gleich den Koschwitz nehmen ... den TV-Zombie der TV-Zombie-Kritik ... der das, was er parodiert, eigentlich genau selber ist ... halt nur auf der nächsten Inkarnationsstufe ...

SIE: Und du kannst ja nicht mal sagen ... »So kann ich nicht arbeiten« ...

ER: Sonst heißt's eh: »Stimmt, Sie können so nicht arbeiten« ...

SIE: Obwohl, da hab' ich mich mal durchgesetzt ... Ich oder der Pocher ... Allzu oft kannst du das aber nicht bringen, war quasi mein Fifty-Fifty-Joker ...

ER: Klar, dass das jetzt unmittelbar in die Lebenswelt der Schüler springen muss: SMS-Schreiben ... gut finde ich den dicken Typ im Tomte-Shirt ... als Behauptung ... so einer hört ja sicher nicht Tomte ...

SIE: Obwohl sich Tomte so anhört, als würde der das hören ... Hat der Döllinger drauf bestanden ... War selber früher bei den Minisex ...

ER: Er wirft das Handy hoch, das Handy dreht sich in der Luft und beim Runterfallen is' es ein Knochen ... und es ist Steinzeit ... Kommt mir bekannt vor ... die Steinzeit ...

SIE: Das Urgeschichte Museum Asparn an der Zaya ... wo die Wiener Schulklassen hintransportiert werden, um zu sehen, wie damals Brot gebacken wurde, aus Dinkel übrigens, falls das wen interessiert ... Und der Steinzeittyp, der den Knochen aufhebt ... erkennst du den ...

ER: Sieht aus, wie wenn ein echter Mensch den Alten aus »Es war einmal der Mensch« darstellt ...

SIE: Genau: den Maestro ... Der soll das auch sein ... Übrigens gespielt von Hermes Phettberg ...

ER: Der Phettberg ... cool ...

SIE: ... war nicht leicht, den nach Asparn zu kriegen, der will ja nicht weg aus seinem Bezirk. Kompromiss war, dass ihn sein Wiener Taxler hinchauffiert ... war nicht billig ...

ER: Gute Audiokommentar-Info ... die knallharte materielle Seite der ach so immateriellen Medien ...

SIE: ... die ja immer zumindest ein Taxi brauchen ...

ER: Ich hab' mal für die Bringdienstflotte vom ORF gejobbt ... und durfte DJ Ötzi aus dem Ötztal rüberkarren ... für irgendeine Klimaschutz-Gala ... sein Helikopter war kaputt ...

SIE: Medien machen einen Haufen Dreck – nicht nur als ihr sogenannter »Inhalt«, sondern auch als ökologischer Footprint, man muss immer erst mal wohin und zwar schnell ... Bei dem Film ja auch ... das Einzige, wo nicht rumgeknipst wurde, waren Flugtickets ...

ER: Fliegen gehört sich halt ...

SIE: Und genau diese materielle Seite hätte ich zu fassen kriegen müssen mit dem Film ...

ER: Die Kids wissen das eh: Ohne Weihnachten kein Handy ... Weil Handys kann man sich nicht downloaden, egal wie Wap-fähig ...

SIE: Was der Hermes mit dem Handyknochen an die Höhlenwand malt ... unglaublich beschissene Idee ... soll das Kommunikationsmodell sein ... der Speerwerfer als Sender mit S auf der Brust, das Mammut als Medium ein M und die Steinzeithausfrauen ein E ...

ER: Sender-Medium-Volksempfänger ... Kommunikation ist wie die Oma im Spital besuchen: Entweder du steigst in den richtigen Bus oder in den falschen ...

SIE: Scheiße, sind wir schon bei den Phöniziern ... die mussten natürlich auch rein ... wegen dem Mondkalender ...

ER: Eine rotierende Druckerpresse, aus der Schlagzeilen rauswirbeln ... »Kalendersteine in Ägypten« ... »Der hebräische Kalender entsteht« ... »Maya-Kalender« ...

SIE: Um den Gewaltmarsch auf den Punkt bringen, beide dem im Laufe von 7000 Jahren überall die gleichen Erfindungen aufpoppen ... erst Kalender, später dann Schrift ...

ER: Durchgezeitrafft kriegt das wirklich was Komisches ... was von Weltgeist ... Kulturgeschichte als Invasionsarmee auf dem Einmarsch in die Unkultur ...

hätte man als Wandkarte machen können, in einem Nazioffizierskasino in einem Amifilm ... mit Fähnchen ... drunter einen Marsch, aber vom Klavier aus dem Offizierskasino, wo dann die Karte hängt.

ER: Wie lang warst du da jetzt dran gesessen ...?

SIE: Fast anderthalb Jahre ... meist allerdings in Konferenzen ...

ER: Und immer mit dem idiotischen Wechselburger ...

SIE: Wechselberger, Karl Wechselberger, ich darf Charly zu ihm sagen ...

ER: Na gratuliere ... Den kennt man doch auch ... war der nicht bei der Hallucination Company?

SIE: Nee, im Buch vom Fritz Habedanz: über die Arenabesetzung – »Eine Art Grundfieber« – ist ein Foto drin, Arm in Arm mit dem Resetarits ... Ich glaub', er war bei Drahdwaberl im Showblock, hat wahrscheinlich rumgespuckt oder den Arsch ins Publikum gehalten ... und bei *Kottan* mal in einer Nebenrolle als Autoschieber ... Der Wechselberger war nur für die Produktion zuständig, es hat aber auch einen pädagogischen Fachausschuss gegeben ... mit denen hab' ich mich am meisten rumgeschlagen ... Du sollst dich da ja immer durchsetzen ...

ER: Die wollen spüren, dass du selber überzeugt bist ...

SIE: Obwohl sie's dann trotzdem ablehnen ... aber mit etwas mehr Respekt ... Am schlimmsten war die Eva Hausmayr von der IG Filmkultur ... so eine Rotweintante mit Manufactum-Katalog in der Konferenzpause ... hat den Wechselberger natürlich gehasst ... das Krachledern-Verkokste von dem ... Die haben sich gut gefetzt ... Und ich war dabeigesessen und hab mir nur überlegt, wie klein ich die Nachspannschrift machen muss, dass man meinen Namen grade nicht mehr lesen kann ...

ER: Kenn ich ... aber, von der Kohle kannst dich drei Monate zurückziehen und was Gescheites machen ...

SIE: Weißt eh, wie das so ist, grad hast dich noch selbst gegoogelt und gedacht: Mehr ist das aber auch nicht geworden die letzte Woche ..., und dann klingelt das Telefon ... Und ich hab halt einfach »Ja ...« gesagt, weil, was willst du schon sagen, wenn dich da einer anruft ... wie die Jungfrau zum Problemkind ... Die meisten Sachen gingen dann aber schon mal finanziell nicht ...

ER: Die gute alte Nichtfinanzierbarkeitsnotbremse ... klingt natürlich nach Verschwörungs- bzw. Verhinderungstheorie ... das ist ja der Trick ... deswegen traut sich keiner, was zu sagen ... Die meiste Kritik klingt von vorneherein platt ... aber eben weil die Sachen halt so platt sind, die man kritisiert ...

SIE: Kritik wollten die natürlich schon ... aber nur unterste Kajüte ... gutbürgerliche Medienkritik noch mal durchgejazzrockt ...

ER: *Kronzeitung* ... Privatfernsehen ... der Boulevard ... Vernebelung durch Symptomkritik ... (*ironisch*) Die Deutschen waren ganz schön unsportlich im Zweiten Weltkrieg ...

SIE: Ja, die »schlechten« Medien, die man sich genüsslich ausmalt ... das wird dann so zelebriert wie das Kinderschänderböse im Boulevard ... Wo man sich denkt, die sitzen den ganzen Tag da und rufen: Könnte gefälligt mal wieder wer ein Kind zerstückeln ...

ER: Im Prinzip ist das Klassenkampfsport ... Schau hin: Die blöden Medien für die Blöden ... der Unterschied von Qualitäts- und Schmutzjournalismus ist aber längst nicht so groß, wie er allgemein gefühlt wird ...

SIE: Eh nicht ... die stecken beide in der gleichen Warenform ... als Spiegel

... und wenn sie ehrlich sind, heißen sie wenigstens so ... Es geht doch eh nur um so eine verflixte Identität ... kein White Trash sein ...

ER: Sag mir, was du abonnerst, und ich sag dir, wie du dir vorkommst ...

SIE: Da werden keine Infos konsumiert, sondern ein Selbstverständnis ... so wie die Mittelschicht vor dem Bioregal steht und es sich was kosten lässt, dass die anderen Dreck fressen müssen ... Hinter ihnen steht Ulrich Beck und schiebt ihnen die Schlagworte in den Arsch ...

ER: Australischen Bio-Spitzenwein mit über die Kennermiene gezogener Umweltbewusstseins-Miene nippen ... auch so ein Spitzen-Widerspruch, wie ihn eben nur eine mitherrschende Klasse hinbekommt ... Die brauchen doch die ganzen Bildzeitungen und Talkshows, um sich ihrer selbst zu vergewissern – als Medienkompetenz, weil: Wir sind ja kritisch ...

SIE: Was wir natürlich auch gerade machen ...

ER: Klar ... sich als Intellektuelle über die bürgerliche Intelligenz in ihrem jeweils aktuellen Schwachsinnifizierungsgrad zu beömmeln ist auch nur »rat racism« ... aber in der Klassengesellschaft ist sich eben jeder selbst der Beste ... Bloß, wir wissen das wenigstens ... aber erklär' das mal so einer bürgerlichen Intelligenz, die knüpfen dich doch nur deswegen nicht an den nächsten Baum, weil sie gar nicht kapieren, wovon du sprichst ...

SIE: Alte Überlebensstrategie von uns ...

ER: Die Mediendoofen sind im Prinzip wie die Heiden für die Gläubigen ... Du kannst sie bekehren wollen, und du kannst dich als was Besseres fühlen ... Dazu hätte ich gerne mal einen Werbespot: »Unterschichtsmidien – mit der doppelten Distinktionskraft« ...

SIE: Das Wort stammt ja nicht von ungefähr vom obersten Klassenkampfkapler Harald Schmidt ... Aber apropos: Glauben ... wir haben uns schon halb durchs Mittelalter gelabert ... Verpasst haben wir eh nicht viel, ist ja klar, was da wie passiert und wie sich das anordnet ... Man könnte da natürlich auch Ereignisse von außerhalb einsammeln ... dass die Inder schon ein heliozentrisches Weltbild haben ... oder so ...

ER: Ist auch einfacher, wenn die zuständige Religion weniger abgefickt ist ...

SIE: Und in China drucken sie schon ...

ER: Das mittelalterliche Medium kommt immer von oben ... es enthält vielleicht auch Infos ... schau die Vögel auf dem Feld, sie sähen nicht ... aber das ist nicht das Entscheidende ... nimm die barocke Sprachtheorie ... Sprache ist göttlichen Ursprungs ... Man könnte da schon sagen: Das Medium ist selbst die Botschaft ...

SIE: ... sagt viel später ja Marshall McLuhan ...

ER: Ja, aber falsch ... oder vielleicht wurde das auch immer nur falsch rezipiert ...

SIE: Ja, unter anderem von ihm selbst ... aber ich verstehe trotzdem nicht ...

ER: Die bürgerlichen Medien sind Ersatzreligionsangebote ... Was sie dir anbieten, ist Sinn ... deswegen glauben die Leute ihnen so bedingungslos ... was sie aber nicht merken, weil sie ja glauben, dass sie ihnen nicht bedingungslos glauben ... So können sie ihnen umso bedingungsloser glauben ... Uralter protestantischer Trick übrigens ... Also ist die bürgerliche Medientheorie durch die Bank Medientheologie ... da ist ja immer das »medium« die »message« ... Marshall McLuhan hat das nur als Erster auch mal zugegeben ...

SIE: ... und dann gleich in so einer rockenden Form ...

ER: Ich sag's ja immer: der Neil Young der Medientheorie ...

SIE: Das wurde ja auch immer als Verkündigung genommen ... damals in den komischen 90er Jahren ...

ER: Die viel beschissener waren, als man das zunächst gemerkt hätte ...

SIE: Das Jahrzehnt, wo einfach alles schiefging ...

ER: Ob da mal jemand einen historischen Mehrteiler dreht ...

SIE: Wie denn?

ER: Na zum Beispiel als *Dinner for one*-Remake mit Guido Westerwelle als alte Dame und allen anderen als betrunkenen Butler, zehn Folgen zu je einer Stunde ...

(Schweigen)

ER: Okay, also: Die Medien sind die Heilsbotschaft ...

SIE: Genau, sie werden uns retten ... das heißt: erlösen ... Wenn wir erst richtig informiert sind, verschwindet das Falsche von selbst ... eine umgedrehte Anrufung ...

ER: Während draußen der freie Markt alles fröhlich weiter massakriert, was bei drei nicht in der Gewinnzone ist ...

SIE: Und die kritischen Mediennutzer stehen dabei und haben auf jeden Fall mal die richtige Meinung dazu ...

ER: Liberale wollen halt zu allem immer die ungefähr richtige Meinung haben ... Sonst wollen die eigentlich nix ...

SIE: Vielleicht kann man das per kritischem Mediengebrauch irgendwann ja wegbeten ... hat mit der Pest ja dann auch noch geklappt ...

ER: Stimmt, da sehe ich eine reelle Chance, dass am Schluss noch übrig ist, wer halt noch übrig ist ... Das müsste man mal alles auf einen kommunizierbaren Punkt bringen ...

SIE: Zu spät ... das Mittelalter ist nämlich schon wieder vorbei ... hier: Gutenberg ...

ER: ... als Goofy ...?!

SIE: Eine Idee von der Hausmayr ...

ER: Ganz lustig ... aber wieso ...

SIE: Sie hatte als Kind nämlich Läuse ...

ER: Es ist halt wirklich niemand gefeit ...

SIE: Die Mutter musste entlausen ... das grausliche Zeug in die Haare ... und damit nichts ins Auge kommt, muss man stillsitzen ... deswegen hat sie ein Comic gekriegt *Das große Goofy-Album* ... das war so eine Reihe, wo Goofy immer historische Personen ist ... und sie hatte Gutenberg ... hier dargestellt vom Dorfer, übrigens ... den Hader haben wir nicht gekriegt ...

ER: Echt, macht der nicht mehr jeden Scheiß mit ...

SIE: Nee, nur noch jeden zweiten ... Egal, jedenfalls hat das ihr Gutenberg-Bild nachhaltig geprägt ... Wenn sie Gutenberg hört, denkt sie: Goofy ... sagt sie ... Wir sind also in der Gutenberg-Galaxis, insofern man den gängigen Plot weiterspinnt ... was ich ja musste ... man hätte die Epoche auch im Sklavenhandel verankern können, der beginnt 1450 ...

ER: Ein Goofy-Album, wo er so einen Sklavenhandel-Bill-Gates spielt, das hätte doch was ... zum Glück verkauft sich so was ja nicht ... sodass man es auch nicht zu machen braucht ...

(Schweigen)

ER: Ich erkenne Luther beim Thesen-Nageln ... oder?! Als Baumaxwerbung ... Warum nicht ...?!

SIE: Die übrigens echt ist ... Der Wechselberger wollte, dass ich Drittmittel auftreib' ... Hab' ich mich aber geweigert, hat er's also selbst gemacht ... Die Hausmayr ist natürlich heulend raus deswegen ...

ER: Mit den Waffen einer Schöngestirn ... Aber hat sich wie immer im richtigen Moment nicht durchgesetzt ...

SIE: Nee, sie war aber pro forma empört ... Und wird das noch ihren Enkelkindern erzählen ... ihr schaurig-schönes Scheitern an irgendwelchen Verhältnissen ...

ER: Widerstand braucht Ritalin ...

SIE: Allerbestes Anekdotenmaterial für die Bewerbungsmappe, die man sich ja selbst ständig schickt ... Um sie zu ärgern, habe ich extra eingebaut, wie 1631 erstmals Werbeanzeigen in Zeitungen auftauchen ...

ER: Was sie aber eh nicht geschnallt hat ...

SIE: Was sie natürlich nicht geschnallt hat ... Mir ging's um diese angebliche diplomatische Immunität von Kultur im Kapitalismus ...

ER: Sonderkulturzonen, die dann eh keine sind ... Tagsüber ist man Dreckschwein und abends über einem guten Buch: Mensch ... Man weint dann bei *Olive Twist* ein bisschen, wie der da Dreck fressen muss ... und am nächsten Tag geht's frisch reproduziert wieder ins Weltverschlechterungsbüro ...

SIE: Charaktermaskenworkshop nenn ich das ... mit Marx übrigens ... jetzt mal nur fürs Protokoll ...

ER: Aber genau deswegen müssen Kultur und Ökonomie ... so strikt getrennt gehalten werden ... und man muss ihre Nichtvermischung bewachen ...

SIE: Das ist wie mit den Pornoheften von meinem Vater ... die waren ganz hinten im Schrank unter den Handtüchern ... Was jeder wusste ... mein Bruder, ich, meine Mutter, unsere Freunde ... aber offiziell gab's die nicht ... deswegen konnten wir uns umso ungestrafter daran gütlich tun ...

ER: Meiner hat sie im Hobbykeller gebunkert ... Auch gut! ... Findet man sie leichter ...

(Schweigen)

SIE: Kultur macht halt immer einen auf Parallelgesellschaft ... Und wenn sich die Verstricktheit mal nicht verschämt in die Ecke drückt, schreien alle: Kommerz ...

ER: Leerformel! ... Was ist denn bitteschön nicht kommerziell ... selbst, wenn man seine CD-Roms nur verschenkt ... die Währung wäre dann halt Nettigkeit ... aber auf einem Kapitalmarkt agiert man immer ...

SIE: Der Vorwurf kommt eh meistens von denen, die Kulturwaren verwalten und besitzen ...

ER: Würde aber auch von den Punks nachgeplappert ...

SIE: Die haben ihre historische Chance leider verplempert, indem sie sich blöd geöffnet haben mit bürgerlicher Moral ...

ER: Kapital und Kultur sind letztlich ein prima Good-Cop-Bad-Cop-Team ...

SIE: Exakt! Darum wollte ich hier den Knigge bringen ... Kennt man heute nur noch als Benimmbuchonkel ... obwohl halbwichtiger Aufklärer ... hat darüber räsoniert, was die Bauern zum Lesen kriegen sollen ... und was nicht ... wenn

die zu viel lesen, erkennen die nämlich am Ende ihre Situation ... was schlecht wäre, so als Rückgrat der aufgeklärten Wirtschaft ... Die ganze supertolle Aufklärung mit ihren supertollen Großes-Goofy-Album-Typen hatte doch von Anfang an Klassencharakter ...

ER: Kultur ist Ideologie ... alter Hut, den bloß wie aus Versehen schon lange keiner mehr aufgehabt hat ...

SIE: Genau: Der eigentliche Inhalt von Kultur sind die Produktionsverhältnisse ...

ER: Früher gab es das ja mal als Strategie: das kurzzuschließen ... es der Kultur als Wissen aufzuzwingen, es dranzuhängen als schockierendes Zeichen ... Der Verbrennungsofen von Auschwitz als Logo bei Throbbing Gristle ... Schockschwerenot! Skandal! ... Und die antworten ganz richtig: Warum sollen Sachen, die jeden Tag im Fernsehen vorkommen, bei uns nicht vorkommen ... Das ist dann eben kein Zynismus, sondern vielleicht Anti-Zynismus ... zynisch sind die anderen ...

SIE: Blöderweise wurde das aber sofort wieder beliebig, also Kultur ... im späteren Industrial zum Beispiel ... als Lernprozess: Mit dem Nazi-Schock-Kram können wir uns als Schockerarschgeigen unpersonmäßig ordentlich profilieren ... und nachher vielleicht noch richtige Nazis werden ... mal schauen, wie wir dann so drauf sind ...

(Schweigen)

SIE: Übertüncht wurde das ja zum Beispiel mit so einer Selbstreflexivität, die aussieht wie ein vom Hundertwasser entworfener Abenteuerspielplatz ...

ER: Romantik ... insbesondere: die deutsche ...

SIE: Deutschland ist ja das Geburtshaus des Idealismus ... deutsche Ideologie ... nennt Marx das ... Das zieht sich durch von Descartes über Fichte bis Habermas: Das Bewusstsein bestimmt das Sein ... Bewusstsein soll da so ein Briefkasten sein, auf dem Änderungsvorschläge drauf steht ...

ER: Genau das hätten wir ja vorhin sogar meinen können mit »Medientheologie« ...

SIE: Kann man sogar noch anders auf die Medien zurückwuchten ... in der Kunst ... der Körper vergeht zwar, aber die Seele kann sich eventuell in Medien retten ... Als die hängt sie dann die nächsten Jahrhunderte an der Wand ... ein Kruzefix ... hier wäre dann übrigens die Originalgitarre von Jimi Hendrix, der uns hätte erlösen sollen ... Dass wir ihn leider umgebracht haben, war Teil seiner Mission ... Damit er sich in seine mediale Hinterlassenschaft transsubstantieren kann ... da ist jetzt übrigens schon Erster Weltkrieg, frühe Hurra-Phase, wo vor allem Medien einberufen wurden ... Als Musterungsszene, wo neben den ganzen Zögling-Törleß-Visagen – das sind übrigens die Sofa Surfers, die ich für den Soundtrack abgelehnt hatte, die aber die Hausmayr wollte – auch Medien gemustert werden ...

ER: Als riesige Pappmachéfiguren mit echten Leuten drin ... ich erkenne das Morsealphabet und das Funkgerät ... aber was ist das ...

SIE: Edisons Wachszyylinder ... für untauglich befunden ... hat sich nie durchgesetzt und wird es auch hier nicht bringen ... Man hätte natürlich zeigen müssen, dass das kein Ausrutscher ist ... dass Medien nicht plötzlich eingezogen wurden ... sondern dass sie das schon immer waren ... embedded ... erstens ...

ER: Und zweitens ...

SIE: Zweitens ist die Kritik Teil des wenn überhaupt Kritisierten ... Information also Opium für das Volk ... das die Empörung genießt beim Zeitungsleseritual am Feierabend: Da schau hin, Schatz, schon wieder so eine Menschenrechtsverletzung da ... da müsste man echt mal ...

ER: Nur reicht dann der Feierabendrest nicht mehr ... maximal geht da eine Unterschrift-Mail ... Die eigene, freie, umfassend gebildete Meinung ist ein Placebo ...

SIE: Information ist Ruhe, weil beim Informieren liegt man auf dem Sofa – insofern: glasklare erste Bürgerpflicht ... Nimm den herrschaftsfreien Diskurs ... es gibt da nur den Problemfall, dass einer nicht zu Wort kommt ... dass einer ganz andere Probleme haben könnte, als seine Probleme angemessen zu artikulieren, das kommt praktisch nicht vor... Ab hier geht's dann jetzt übrigens richtig los ... die Medien kommen Schlag auf Schlag ... und man kennt das natürlich alles ... Kennedy in Berlin ... Beatles ...

ER: ... Man hätte vielleicht die letzte Viertelstunde als Standbild machen sollen, wo »Raum für Notizen« draufsteht ...

SIE: Der Gag hätte sein sollen, dass der Film kontinuierlich immer schneller läuft ... ganz minimal gesteigert ...

ER: Musst du aber aufpassen, nachher heißt's: eine bissige Mediensatire ...

SIE: Das wäre allerdings die absolute Stillstellung ... »Satire« erschöpft ja immer jeden weiteren Klärungsbedarf ... Ab hier hätten wir Sichtvorlauftempo und ca. bei der Einführung des Privatfernsehens in Österreich nur noch Flackern ... Aber weißt ja: Wenn man mal was Realistisches machen will, dann werden alle immer total illusionistisch ... ich konnte im Gegenzug wenigstens die Gegenmedien platzieren ... Du weißt schon: Repräsentation braucht Medien ... Repräsentative Toleranz ... geh in dein Medienkinderzimmer, da kannst du vorkommen ... Und trotzdem: Du musst halt Medien bilden ... um zu erscheinen ... dich in die Verkehrssprache des Systems, wo du vorkommen willst, übersetzen ... Es geht um die Kontrolle der Produktionsmittel von Realität ... Und das provoziert Alternativen, die das Medienestablishment angeblich radikal angreifen ... obwohl sie eigentlich nur romantisch sind ...

ER: Gegenmedien kleben ja noch an derselben Realität ... Protest wird dann Protestantismus ... gegen die Verknöcherung der alten Priesterkaste, die ihre Macht missbraucht ... Man will aber die wirkliche Realität, unverpanscht ... deutsches Reinheitsgebot ...

SIE: Wo man damit endet, dürfte klar sein ... Man rebelliert sich sukzessive in die Gesellschaftsmitte ... Und sobald sich die Bewegung verflüchtigt hat, ist man plötzlich am kläglichsten von allen ...

ER: Es gibt aber noch die autonomen Medien ... die ersten Punk-Fanzines ...

SIE: Kunstkontext für neben's Klo ...

ER: Und die Kommunikationsguerilla ...

SIE: Alter Wein in ganz okayem neuen Schlauch ... Je mehr Medien rumliegen, desto besser sieht das Ganze doch aus ... zumal im Systemvergleich: Der Ostblock ist hops gegangen, *obwohl* es keine offizielle Kritik gab ... dem freien Westen geht's blendend *trotz* Kritik ... oder sogar wegen: »Kritik ist das Immunsystem«, sagt der deutsche Staatsphilosoph Niklas Luhmann ... die DDR hat ihr Immunsystem geschwächt, der Westen hypersensibilisiert sich ... so einfach ist das ... leider ...

ER: Oh Gott, ist da jetzt etwa schon Internet ...

SIE: Ja, leider stark entchaotisiert ... Ich wollte da einen Splitscreen, auf dem Tetris läuft, aber der, der da spielt, schafft es nie, weil die Sachen, die runterkommen, gar keine Tetrisformen haben ... Die wollten aber eher so Motivpostkarten aus dem globalen Dorf ...

ER: Oh je, alles verpasst, inklusive Internet-Entstehung ... Ich krieg' ja immer sofort diese Angst vor einem Rezeptionsschwächeanfall, wenn ich mal was nicht mitgekriegt hab' ... Bin ich schon kultureller Legastheniker ...

SIE: Schrecklicher Gedanke: Man könnte erblinden im Reich der Einäugigen ...

ER: Ich befürchte manchmal, dass ich mich überhaupt nicht mehr konzentrieren kann ... zumindest nicht auf etwas Bestimmtes ...

SIE: Das musst du vielleicht als Chance begreifen ... Irgendein spät-postmoderner Theoretiker wird dich da schon raushauen ...

(Schweigen)

ER: Für die Epochenschwellen würde ich gerne charakteristische Musiken ineinander fahren – also Mittelalter wäre dann zum Beispiel Gregorianik ... Offenbach für die mittlere bürgerliche Kultur wird langsam zu Alban Berg für die späte oder Mahler zu Hazy Osterwald ... das konstruier' ich am Laptop, lass' es aber von einer nur ihren Fans bekannten Volksmusikband spielen, z. B. Wolfgang Edenharter & seine Original Naabtaler ... dann käme man vielleicht den entscheidenden Bruch weiter ...

SIE: Das wäre schon gut ... obwohl es natürlich auch kacke wär' ... aber was will man machen ...

(Schweigen)

ER: Wäre eh gut, so einen Rezeptionsstreik zu organisieren ... Wir weigern uns, überhaupt noch was zur Kenntnis zu nehmen ... Aber mit so einem Streikpostenpathos und dem ganzen Aufwand und Gulaschkanonen ... als total wichtiger Unterschied zu denen, die auch nichts mehr wahrnehmen, sich aber nicht im Streik fühlen ... sondern für arbeitslos erklärt wurden ...

SIE: Sehr lustig ... im ersten Moment ... aber auch ein alter Trick: Ignoriert, was euch ignoriert ... Die Nadelöhre der Geschichte müssen gestopft werden ... aber mit uns! Handelsübliche Kultur-Revolution von Bürgerkindern ... Punk und so ... Alles scheiße, solange wir nicht mitmachen dürfen ... Ihr könnt uns nicht beeindrucken – wir beeindrucken jetzt euch mit unserem kategorischen Unbeeindrucktsein ... Diesen Ignoranz-Kraftakt wird man auf Dauer nicht ignorieren können ... und die Kultur hat ja immer ein warmes Plätzchen für Kulturrevolten zum 20. Jubiläum ... Wenn erst mal alles in Anekdotenhaft genommen wurde ... in die individuelle Erinnerungsquarantäne ...

ER: Jemand müsste mal einen historischen Roman über die Web-2.0-Generation schreiben, der 40 Jahre später spielt ... und natürlich sieht alles aus wie heute ... wir schreiben immer noch SMS, wenn auch in doppelter Übertragungsgeschwindigkeit ...

SIE: Wäre jedenfalls gut gegen das Web-2.0-Gequatsche: Blogging als Graswurzelrevolution ... die, die sich entschließen, daran zu glauben, werden dann nur in eine umso umfassendere Verdammnis zurückgekehrt ... wenn die große Rückrufaktion startet ... eine Mediensekunde später ... mit dieser Genugtuung: Es darf so bleiben, wie es ist ... Achte mal auf den Tonfall ... wenn da einer mal echt frus-

triert wäre ... nur einer ... aber die sind alle so aalglatt und geschäftig und profil-neurotisch ...

ER: Journalistische Strukturzwänge ... Jeder möchte als Erster eine Utopie für null und nichtig erklären haben ... Vielleicht darf man dann ein Zeitgeistmagazin herausgeben ... Utopien sieht man noch lieber durchfallen als Castingshow-Heinis ...

SIE: Utopisch sind Medien eh nur in der Einführungsphase, wo sie noch so ein bisschen aktivistisch vor sich hin duseln können ... Medien-Revolten sind immer Produkteinführungsphasen ... was ja nicht schlimm ist ... außer man kapriziert sich darauf, dass so ein Medium einen bitte erlösen soll ... und man das nicht selber machen muss ...

ER: Es gibt halt keine richtigen Medien im Falschen ...

SIE: Aber dass man diesbezüglich aus der Geschichte nichts gelernt haben will, wirkt schon fast vorsätzlich ... dass alle Medienrevolutionen eh nur den väterlichen Betrieb übernehmen wollen ... letztlich auch nur ödipaler Verdrängungskampf gegen die durchgesetzten Väter ... die ja selber in ähnlicher Weise dahin gekommen sind, wo sie jetzt eben abgeschafft werden müssen ... So eine Revolte ist halt immer auch eine Biografielücke, die man zum Praktikum umschummeln muss ... Das ist alles total monoton und fad ... aber man hat bei Web 2.0 wenigstens den Eindruck, dass Hype und Anti-Hype ziemlich lustlos rüberkommen ...

(Schweigen)

SIE: Wenn man's recht bedenkt: Alles scheiße – oder ...?!

ER: Schon ...!

(Schweigen)

ER: Man müsste das alles halt sinnvoll zusammenkriegen ... Das könnte man ja schaffen ... vielleicht ... vielleicht auch nicht ...

SIE: Schwierig ... Jeder kann sagen: »Da ist was faul im Staate Mediamarkt« – und hoffen, dass es dafür ein bisschen Zeilengeld gibt, weil immerhin lustig ... Das aber aus der Mutmaßung in eine Analyse zu überführen ... das will und kann natürlich ca. niemand ...

ER: Also ich fänd's echt mal wichtig ...

SIE: ... schon, damit mal was weitergeht ...

ER: Stimmt, es müsst echt mal was weitergehen ...

SIE: Apropos weitergehen ... soweit der Film ... das ist quasi die Schlusseinstellung ...

ER: Schon ...?

SIE: Es kommen noch Abspanntitel, die noch nicht fertig sind, aber wir haben dir mal Schwarzfilm gelassen, damit du weißt, wie lange die Schlussmusik sein muss ...

ER: Ruhig was Klagendes ... trauriger Zigeunerswing ... Um zu untermalen, wie sinnlos das alles ist, aber wie okay es sich letztlich anfühlt, Teil dieser totalen Sinnlosigkeit zu sein ... verstehst du: das totale Umsonstsgewesensein von allem, was wir jetzt gesehen haben ... die Katastrophe der nie eingetretenen Katastrophe ... und das Wissen, dass das alles so weitergeht ... und dass man selber mitgeschleift wird ... und dass das aber auch geht ... man schafft das schon ... wie Millionen vor uns das eben auch schon irgendwie geschafft haben ... so eine Musik halt ... traurig, aber souverän ...

SIE: Das würde jedenfalls gut zum Film passen ... aber die Kids wissen ja eh

Bescheid ... Ungefähr bis zur Matura, nachher verblöden sie ja dann leider ...

ER: Ich denk', das krieg' ich hin ... ich schau' mir das noch mal in Ruhe an ... war auf jeden Fall ein interessantes Gespräch ...

SIE: Auf jeden Fall ...

(Schweigen)

SIE: Weil ich's grad sehe ... ich müsste dann mal relativ dringend zum Zug ...

ER: Und das Geld ... bis wann könnt' ich denn ...

SIE: Sobald was da ist, einen Entwurf zumindest ...

ER: Kann ich das irgendwo hochladen ... Hast du Gmail ...

SIE: Mail ich dir ... weil ich muss jetzt wirklich los ... Mach's gut ...

ER: Baba ...

SIE: Nett war's.

ER: Wir hören voneinander ...

SIE: Sowieso ...

SIE: Am 22. 09. 2008 findet eine erste Testvorführung mit der Klasse 11b des Dornbirner Immanuel-Franz-Gymnasiums statt. Dabei kommt es zu einem Schulverweis für Kevina Bruckner. ... Den Rest der Geschichte kennen Sie ja zur Genüge ... Der 10. April 2014 wird mit zum bedeutendsten Datum der Nachgeschichte. Die Ereignisse dieses Tages führen zum kompletten Zusammenbruch der bestehenden Ordnung. In den Umbruchswirren des Frühjahrs 2014 verlieren sich Kevina Bruckners Spuren, und wir können nur versuchen zu rekonstruieren, was damals wirklich geschah. Kevina Bruckner war vielleicht nur zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort, um alles in den Gang zu setzen ... Wie es dazu kommen konnte – das ist die vielleicht wichtigste Frage der Nachgeschichtsschreibung: Was hat Kevina Bruckner auf eine solche Idee gebracht? Die Reenactmentszene hat sich von daher mit so gut wie allen bekannten Stationen ihres Lebens befasst. *Es war einmal die Medien* wurde – als mögliches Schlüsselerlebnis – bisher jedoch kaum berücksichtigt, trotz des nachgerade prophetischen Titels und seiner gewissermaßen dunklen Geschichte ...

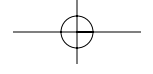
ER: Man weiß nur, dass der Film bei allen Testvorführungen durchfiel und im Filmarchiv Austria verschwand, wo er dann 2018 bekanntermaßen vernichtet wurde ...

SIE: Etwas Genaues wissen wir darüber nicht, wir können nur vermuten, wie er ausgesehen hat und wie er produziert wurde ...

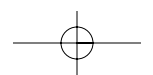
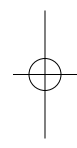
SIE: Aber irgendwie so ungefähr könnte es immerhin gewesen sein ...

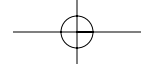
ER: Irgendwie muss es ja schließlich gewesen sein ...

□



Das Dossier »DROGEN« wurde
zusammengestellt von *Hans-Christian Dany & Max Hinderer*



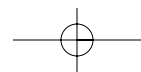
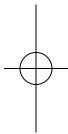
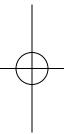


Von HANS-CHRISTIAN DANY & MAX HINDERER

MITTEL

&

WEGE 97



Es gibt Bücher, die ein romantisches Bild von Drogen zeichnen. Sie kommen aus einer Zeit, an die sich kaum noch jemand erinnern kann, deshalb sind diese Bücher wohl auch so populär. Meist lesen wir aber nichts zu dem Thema, sondern nehmen einfach so Drogen, ohne groß darüber nachzudenken. Warum sollten wir auch, nehmen wir sie nicht gerade, um die Gedanken ein wenig leiser zu schalten? Denken wir aber doch darüber nach, geht es eher um die Frage, was jetzt gerade das Mittel der Wahl sein könnte. Die Nervosität runterrauchen, Kopfschmerzmittel+C, mal eine Nacht ausklinken auf E oder ein schmutziger Ausflug mit H aus der bereinigten Welt. Es gibt Phasen, da glauben wir, es wäre gut, eine Pause zu machen, weil es heißt, die Drogen würden unserer Gesundheit schaden oder ihre Wirkung wäre nach einer Phase des Verzichts von neuer Frische. Beides mag richtig sein, beides hört sich langweilig an. Genau genommen nehmen wir selbstverständlich keine Drogen, sondern jeder tut es für sich allein. Gemeinschaftsgefühle kommen dabei genauso selten vor, wie sie auch in der Umgebung nur rar vorhanden sind.

Über mehr Energie zu verfügen, Muster der Wahrnehmung zu verlassen, die Selbstkontrolle zu verlieren oder über Wirklichkeiten zu schweben sind den meisten vertraute Wünsche. Ihre Erfüllung, zumindest eine Annäherung daran, lässt sich mit Drogen auf Zeit herstellen. Deshalb fügen sich Drogen so gut in eine Gegenwart, die auf prompte Bedürfnisbefriedigung und vorausseilenden Gehorsam höchsten Wert legt. Bei herstellbaren Befindlichkeiten geht es aber immer seltener um den Wunsch, sich kräftiger, komplexer, lebendiger, kontrollierter oder berauschter zu fühlen. Als Ziel der Drogennutzung setzt sich zunehmend durch, damit eine zur Norm erklärte Bringschuld erfüllen zu können. Das angenommene Soll fordert von den Verschuldeten, besser zu funktionieren. Innerhalb dieser an den Einzelnen ausgelagerten Disziplinierung scheint es weniger ein Bedürfnis als eine Pflicht zu sein, Drogen zu nehmen. Eingeladen wird zur Nutzung von Drogen zusätzlich durch eine Öffentlichkeit, welche sich zunehmend von der Vorstellung verabschiedet, bei Drogennutzern handle es sich um abgerissene Leute mit bleichen Gesichtern, die ihr letztes Hemd für Nachschub verkaufen. In der von den Massenmedien geprägten Vorstellung davon, wie das öffentliche Leben auszusehen hat, werden gegen die alten Schreckgespenster schon länger junge Gegenspieler starkgemacht, die als diskret Drogen nutzende Leistungsträger auftreten. Sie haben andere Probleme – sei es die Sicherung ihrer Position im Unternehmen, das Wandeln auf der Höhe der Zeit oder ein gutes Examen –, und sie haben ein breites Angebot an Lösungen. Als Benutzer ihrer pharmakologischen Werkzeugkisten zelebrieren sie eine erweiterte Idee von Eigenverantwortlichkeit und erproben verschiedene Investitionsstrategien an ihren Körpern. Manche nennen den zeitgenössischen Konsum »Alltagsdoping«, andere »Selbstmedikation«, was die Vermutung nahelegt, die Lebens- und Arbeitsbedingungen seien eine Krankheit, die hier behandelt werden soll. Neutral formuliert, handelt es sich um die Nutzung von Körpertechnologien aus einem erweiterten Warenangebot. Gesellschaftlich bedeutet die Nutzung von Drogen, mögen sie auch teilweise als illegal gelten, kaum ein moralisches und immer seltener ein strafrechtliches Problem. Ihre Anwendung hat sich mehr oder minder zur Ermessenssache und zum Risikofaktor des Einzelnen gewandelt. Was einer verbraucht, handelt er mit seinen Lebens- und Geschäftspartnern, Krankenkassen oder Arbeitgebern aus. Populäre Werbeträger vermitteln die Normalität einer drogengestützten Lebensführung

sowie die Anschlussmöglichkeiten an den Arbeitsalltag. Es entsteht der Eindruck, der Durchsetzungsstrategie seiner selbst kommt gar nicht ohne seine neurochemischen Verstärker aus. Noch ist es schicklicher, wenn auch etwas bieder, mit den zulässigen Substanzen auszukommen, die über Apotheken, Supermärkte und Schankstätten bezogen werden können. Längst sind aber auch die Schattenmärkte für Drogen in das gesellschaftliche Gefüge eingegliedert. Wo illegale Drogen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung beitragen können, gibt der Staat ihren Händlern und Verbrauchern den notwendigen Raum.

Auf einer weiteren Ebene sind Drogen der Kitt einer Ordnung, die zusammenbruchsgefährdet scheint. Nicht unerheblich tragen sie zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnungen und Sicherheiten bei, die der Einzelne mit den Drogen durch das Abhängigkeitsverhältnis konstruieren kann. Sie liefern Ersatz für den allgemeinen Mangel, den der perspektivlos schwankende Gesellschaftskörper nicht mehr liefern kann.

Was lange als »Recht auf Rausch« und Bewusstseinsweiterung oder freie Drogennutzung aus einer sich kritisch verstehenden Position gefordert wurde, scheint heute ein ungeschriebenes Gesetz der Normierung. Die Entgrenzung des Selbst oder dessen, was davon benötigt wird, hat sich zum Training in der neuen Arbeitswelt gemausert. Jene Instanzen, welche die Lohnarbeit mit scheinbar immer loseren Zügeln verwalten, haben gelernt, dass sowohl die beruhigenden und betäubenden Wirkungen wie die Intensitäten von Drogen produktiv gemacht werden können. Der geduldige Kiffer sitzt länger am Computer und gibt dabei den genügsamen Zeitgenossen. Kurzfristige psychochemisch provozierte Ausnahmezustände wie durch Ecstasy und Kokain sind Schulungen, um jederzeit zu Veränderung und Überschreitung bereit zu sein, sich immer kreativ und überaktiv in den Verwertungsprozess einzubringen. Das Gros der Drogen übt ein in die prompt abrufbaren Gefühlsaufwallungen, wie sie ein affektgetriebener Kapitalismus von allen Beteiligten erwartet. Egal ob legal oder illegal, Drogen helfen überall, um den vielfältigen Anforderungen der Arbeitswelten und Gefühlsökonomien gerecht zu werden – um zu tun, was sie Arbeit nennen, um eine kompakte Auszeit zu nehmen, um sich gerade jetzt für genau diese Sache zu begeistern. In einer Gewinnerwelt, in der sich angeblich keiner Fehler leisten kann und alle einander damit behelligen, wie viel sie arbeiten, werden Drogen nur noch selten »einfach so« genommen. Einen solchen Luxus kann sich kaum noch jemand leisten – wobei sich wesentlich mehr einbilden, sie täten es.

In den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts nahmen sich viele Versprechen, die Drogen als Körpertechnologien des Fortschritts priesen, noch recht aufgeblasen aus. Mittlerweile mögen bestimmte Visionen technisch etwas ausgereifter sein, hinter den Omnipotenz-Parolen der hypermodernen Technologiesellschaft bleiben sie aber noch weit zurück. Allzu oft verbergen sich hinter den »neuen« Drogen alte Bekannte, die kaum weiterentwickelt wurden, sondern nur neue Möglichkeiten zugeschrieben bekommen, sprich, mit einem verjüngten »Branding« oder »Image« ausgestattet werden, um sie so als Ware preisgünstig zu recyceln. Antidepressiva helfen dann gegen Menstruationsbeschwerden, Gras wird zum Schmerzmittel, MDMA kehrt in die Psychotherapie zurück, oder Appetitzügler sollen verhaltensauffälligen Kindern helfen. Selbst Rauschmittel, die jahrzehntelang gebrandmarkt wurden, können mit dem adäquaten Marketing an gesellschaftlich akzeptierte Ziele gekoppelt werden.

In einem vor 20 Jahren erschienenen Text von Gilles Deleuze deutete sich die aus Norm, Schuld, Technologie und Marketing gebaute Struktur der Gegenwart an, die auch den veränderten Umgang mit Drogen bedingt. Es ist eine Struktur, welche die Industrienationen mit einem feinmaschigen Gewebe durchzieht. Vielgestaltige Fühler, Apparate und Agenten tasten rund um die Uhr die jüngsten Wünsche und Normabweichungen ab, um sie an steuernde Kräfte zurückzumelden. Das Ziel dieses kybernetischen Gewebes aus Sensoren, Effektoren, Feedback-Schleifen und allgegenwärtigen Agenten wirkt banal, alle vorhandenen Energien sollen optimal der Wertschöpfung zugeführt und die überschüssigen Kräfte sauber entsorgt werden. Staunen lässt die kompakt geschriebene Ahnung der Gegenwart, nämlich die Freilegung eines technologischen Prinzips der Kanalisierung des Lebens, und damit die Verwirklichung offener Formen der Kontrolle, welche die Härten der »großen Einschließungs-Milieus« des 20. Jahrhunderts noch überreffen.

Ziel aller Kontrollmechanismen war, scheinbar paradox, schon immer die Produktivmachung von Freiheit: Die Ökonomie der Kontrolle baut auf der Verinnerlichung verschiedener Konzepte von Freiheit auf, denn Freiheit, selbst wenn sie gewährt wurde, war immer schon kompensiert durch Kontrolle. In den 1980er Jahren beschreibt Félix Guattari die Produktivmachung von individuellen Freiräumen, privaten Bindungen und Freizeit, als »semiotische Überformung des Kapitals«. Guattari beschäftigt sich aber in seiner Analyse der Produktivmachung von Freiräumen nicht mit Freiheit als Untersuchungsgegenstand, sondern mit Kontrolle. Was im Zeichen der Globalisierung freigesetzt wird, beschreibt er als einen »integrierten Weltkapitalismus«. Dieser kann dabei auf zweierlei Weisen verstanden werden, zum einen als Kapitalismus, der nun die gesamte Welt in seine Produktion eingegliedert hat, zum anderen als individueller Zustand der internalisierten globalen Produktionsverhältnisse. Für Guattari ist die Situation der Freiheit im integrierten Weltkapitalismus klar: Für eine richtige Revolution ist das hypothetische Mitbestimmungsrecht an einer semiotischen Überformung des Kapitals für die postindustrielle Chimäre der Ersten Welt einfach nicht genug und die damit einhergehende Illusion von Freiheit genauso hoffnungslos wie der Flug eines Vogels ohne Landeplatz. Allein deshalb wird eine Ersatzrevolution nach der anderen gefeiert. Die Konsequenz eines frei flottierenden integrierten Weltkapitalismus bedeutet für Guattari vor allem die Etablierung einer verschärften gesellschaftlichen Kontrolle in einer sich selbst frei und demokratisch wahnenden Gesellschaft. Hier knüpft wenige Jahre später Gilles Deleuze mit dem Begriff der Kontrollgesellschaft an, in der sich bis weit in die Geschichte zurückverfolgbare Linien zu einem alpträumenhaften Gefüge verknüpfen.

Spätestens im viktorianischen Zeitalter hatte sich Macht in Europa in eine Angelegenheit gewandelt, die nicht mehr zentral gesteuert wurde im Sinne von repressiver, strikt vertikal ausgeübter Macht. Mit dem Liberalismus und dem freien Markt wird auch die Verantwortung des Despotenkörpers für den gesellschaftlichen Körper outgesourced. Dem Bürgertum dient der individualisierte Körper, den es zu waschen und zu pflegen gilt, nun als Rückzugsraum für die Reproduktion von Subjektivität. Institutionell findet damit auch eine Transformation im Produktivkörper der Gesellschaft statt. Aber wohin mit all der Freiheit, wenn Regierung nicht mehr repressiv, sondern internalisiert und durch den Drang zu Leben produktiv gemacht wird? Die Freiheit, eine große Bandbreite an Entscheidungen treffen zu

können, macht Freiheit nicht nur interessant, sie macht sich selbst zur Möglichkeit – und zum Investment.

Mittlerweile sind wir noch ein paar Schritte weiter, heißt es. Was bis in die 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts »Leben« genannt wurde, bedeutete, von einer geschlossenen Umgebung in die nächste verschoben zu werden. Von der Familie führte der Weg in die Schule, von dort aus wurden die jungen Männer in die Kaserne eingezogen, um anschließend gedrillt für die Fabrik oder das Büro als Arbeitskräfte verfügbar zu sein.

Zur längeren Erhaltung der eingeforderten Arbeitskraft wurde eine Zone des Lebens erfunden, die sie »Freizeit« nannten. Sie erlaubte neben Erholung durch Schlaf, Rausch und andere kontrollierbare Vergnügen, die in den Fabriken hergestellten Waren zu verbrauchen. Ließ die Arbeitskraft des Einzelnen nach, wurde sein unbrauchbarer Körper in die »Klinik« oder das »Gefängnis« verlegt. Fruchteten die Anstrengungen der Reparatur nicht, schob die Verwaltung des Lebens den wertlosen Rest ins soziale Abseits. An den Rändern gab es noch mehr Drogen, mit denen Unbrauchbare, die es nicht mehr wert waren, eingeschlossen zu werden, sich kostengünstig im Griff behielten. Ihre Abhängigkeit von Alkohol, Psychopharmaka oder Heroin baute Ordnungen in den Wüsten der Nichtarbeit (und Arbeit), mit denen die Einschließung an den Einzelnen ausgelagert werden konnte, der nun mit der Aufrechterhaltung seiner auf Drogen gebauten Ordnung beschäftigt war.

Schon länger gibt es ganze Industrien, welche mit Billigdrogen den Markt der Unbrauchbaren bedienen, aber auch den der von der allgemeingültigen Ordnung Unbefriedigten. Ihre oft stattlich subventionierten Produkte sind ein großes Geschäft. So errechneten Schweizer Ökonomen jüngst anlässlich einer Volksabstimmung: Jeder vom Staat in Heroin-Ersatz investierte Franken würde sich volkswirtschaftlich 14-fach zurückzahlen. Ein rentables Investment, für welches das Elend mit dem Ersatz in Kauf genommen wird. Um solche Geschäfte menschlich zu legitimieren, hat man sich darauf verständigt, die Abhängigen als krank, genauer »suchtkrank« zu kategorisieren. Selbstredend sind die Patienten nicht an den gesellschaftlichen Umständen »erkrankt«, sondern in ihrem Leben ist halt etwas schiefgelaufen. Dass der Mangel an Perspektive in einer sinnlosen Ordnung ohne Zukunft der Motor für die Nachfrage nach den Stoffen der vielfältigen Drogenindustrien sein könnte, kommt als Gedanke eher selten vor. Aber wie sollte auch über das Unerträgliche all der Anstrengungen ohne jede Perspektive gesprochen werden? Für die große Leere, welche die Verdrängung hinterlässt, erfindet man einfach andauernd das, was sich dann Innovation nennt.

Gilles Deleuze prognostiziert in seinem *Postscriptum über die Kontrollgesellschaften*¹ die Anfänge einer radikal veränderten Ordnung, nachdem alle Versuche, die Institutionen der Einschließung zu reformieren, scheiterten. An ihre Stelle treten nun »offene Milieus«, in denen »ultra-schnelle Kontrollformen mit freiheitlichem Aussehen« für die Aufrechterhaltung der Ordnung sorgen. Die Autoritäten treten immer unschärfer auf, bevorzugt in Gestalt von freiwilligen und unfreiwilligen Stellvertretern. Überall scharren die Agenten der Kontrolle und machen sich ständig selbst gegenseitig den Prozess. Die Versprechen der Freiheit führen vor, dass

¹ Gilles Deleuze, »Postscriptum über die Kontrollgesellschaften«, in: *Unterhandlungen 1972–1990*, Frankfurt/Main, 1993

alle ständig davon bedroht sind, selbst zum Helfershelfer der Kontrolle zu werden. Bald scheint jede Bewegung umwölkt von einer Angstlust auf dem schmalen Grat zwischen An- und Ausschluss.

Neben der Allgegenwart ihrer Agenten baut die Kontrollgesellschaft auf den Ersatz. Alle sind und alles ist austauschbar. Im grenzenlosen Spiegelkabinett aus Millionen Ersatzteilen und -persönlichkeiten muss kaum noch jemand diszipliniert werden, jeder hilft und straft sich selbst. Ich, du, er, sie tun es in Form eines andauernden Selbstgesprächs über ihr Sein in der Welt und dessen Verhältnis zu den Ersatzteilen und -welten. Wer bin ich? Was kann ich? Wie kann ich besser werden? Werde ich den Anforderungen meiner Umgebung genügen? Warum will ich mich bücken und weinen?

Von der Flut aus Fragen und Widersprüchen dahingespült, spaltet sich das Ich in Neben-Identitäten, die das jeweils Aktuelle erledigen: Aufgaben, die den sich als zwingend aufblähenden Umständen und Sachzwängen geschuldet sind, oder Verhalten, welche einen rauschhaften Spagat einfordern. Genau an dieser Stelle beginnt die gegenwärtig so beliebte Geschichte von der Leistungsdroge. Sicher kann sich ein Versicherungsvertreter immer wieder mit Kokain aufblasen, um seine Police zu verkaufen. Fragt sich nur, ob dabei etwas geleistet wird?

Egal ob wir nun etwas leisten, führen wir, die vielfach gespaltenen Bewohner der Kontrollgesellschaft, bei unserem gedanklichen Eiertanz, sei es auf Droge oder nicht, einen andauernden Monolog. Obwohl wir mit und über uns selbst, genauer, unsere Funktion im gesellschaftlichen Gefüge sprechen, bedeutet dies aber nicht, als Beobachter neben uns treten zu können. Obwohl wir aufgefordert sind, als Beobachter oder Agenten unserer selbst zu agieren, können wir uns kaum noch selbst sehen. Was bleibt, ist bestenfalls der funktionale Anteil, der Rest vom Selbst verschwindet in einer Unschärfe. Hier gerät der vereinzelte Beobachter seiner selbst in die unauflösbar kränkende Situation, dass er wie alle in der Kontrollgesellschaft zur Selbstbeobachtung verpflichtet ist, sein Selbst aber, außer als Punkt im Gewebe, gar keine Rolle spielt, es weder Instrumente noch eine Sprache gibt, um es überhaupt sichtbar werden zu lassen. Jeder soll sich selbst verantworten, während das zu verantwortende Selbst für ihn unsichtbar bleibt. Man beugt sich über etwas, und da scheint nichts zu sein. Also muss das vom Selbst Verbliebene so tun, als könnte es sich sehen, sonst würde es noch disqualifiziert im Wettkampf der Subjekte. Und wer über die Demütigung trauert, disqualifiziert sich. Wer trotz der Kenntnis um den Regelverstoß weint, lässt sich am besten sofort als depressiv pathologisieren – als Kranker hat er zumindest eine Idee von Identität und Funktion. Wem der Mut zur Selbstpathologisierung fehlt, der brabbelt mit frisiertem Frohsinn vor sich hin.

Folgt man Deleuze, tritt in der Kontrollgesellschaft an die Stelle einer »gemeinsamen Sprache« eine »variable Geometrie«. Die Flexibilität dieser sprechenden Neo-Geo-Oberfläche bastelt sich andauernd in die veränderten Umgebungen hinein, ihre verflüssigten Formen oder »Modulationen« passen sich speziell und verfeinert an die jeweiligen Zellen und Tonspuren an. Das Leben vorspiegelnde Selbstgespräch der Getrennten wirkt für den unverständlich, welcher gerade nicht zu der kommunizierenden, multiplen Persönlichkeit, Teilöffentlichkeit, Zelle oder Firma gehört. Aber alle haben sich daran gewöhnt, dass sie ständig nichts verstehen, weder von dem, was sie selber reden, noch von den Stimmen um sie herum, soweit sich dieser Unterschied überhaupt noch markieren lässt. Was als Sprache

übertragen wird, hat keine Form, sondern verharrt in Vorläufigkeit und Möglichkeitsform. Sie erlaubt es den Getrennten für Momente, in denen die Situation ihre Funktionalität erfordert, verbindlich zu werden. Anschließend löst sich die Übertragung wieder in Wohlgefallen auf, scheint alles schon wieder ganz anders, da sich die Bedingungen andauernd in Bewegung befinden oder zumindest den Eindruck erwecken.

An den Oberflächen, die das Leben bestimmen, soll nichts fest sein, jedes Selbst, jeder Andere, jeder Ersatz, jede Beziehung, jede Zelle, jede Umgebung, jeder Tarif, alle Umstände formen sich ständig neu. In diesen »Verhältnissen permanenter Metastabilität« gibt es keine Verbindlichkeit, kann nichts eine Form finden, geschweige denn widerständig werden. Doch wer in den altbackenen Vorstellungen von Verbindlichkeit, Form oder Widerstand denkt, beweist sich sowieso als sentimental und jenseitig, macht sich lächerlich, weil er die Möglichkeiten der Flüssigen noch nicht verstanden hat. Kurz, wir benehmen uns sowieso schon wie im Rausch, bevor wir überhaupt Zeit hatten, die modernsten Drogen einzuwerfen.

In der Kontrollgesellschaft geht es darum, in jedem Moment die jüngste Ordnung des Jetzt anzunehmen. Wer sich in einfältige Ideen von Vergangenheit oder eine Vorstellung von Zukunft versteigt, wird untergehen. Wer zu schwach ist sowieso. Kann einer sich nicht selber retten, kann sowieso nicht mehr geholfen werden. Für alle Nebenwirkungen der Konzentration, des Untergangs oder der unterlassenen Hilfeleistung gibt es Tabletten. Wer auf den Wellen der ewigen Gegenwart mit dem Wind segeln will, lernt die Selektionen zu ertragen. Sich bei diesen Wettkämpfen um die Kompetenz des Überlebens gegenseitig unter Druck zu setzen gilt als gute Umgangsform und wächst sich aus zu einer »unhintergehbaren Rivalität«. Sie lässt die in Selbstgesprächen Verfangenen in Konkurrenz zueinander treten, und der Wettbewerb wird zu einer Art Ersatzkommunikation. Alle Up-to-date-Communities oder sonstige Subjekte wehren sich andauernd gegenseitig ab, weil sie auf dem nächsten Level überleben wollen. Alle Regeln appellieren an ein Selbst, dessen Vorhandensein meist nur vermutet wird. »Unternehmen« sind der steuernde Antrieb der Rivalität. In, auf, neben und zwischen den virtuellen Rümpfen der Wertschöpfung werden in Millionen »Projekten« die Kampfzonen ausgeweitet. Die Mitarbeiter verausgaben sich in einem ewigen Weiter, bei dem keiner jemals mehr »mit irgendetwas fertig wird«. Die in Millionen Köpfen verteilte Steuerung der Kontrollgesellschaft kennt weder Siege noch Ziele, alle manövrieren bestenfalls zwischen Hausse und Baisse, oder wie das Auf und Ab eben gerade genannt wird.

Die Mitarbeiter der Unternehmen sind immer seltener von Gefäßen wie der Fabrik eingeschlossen. Das humane Kapital wird vielmehr von den »Seelen« erfasst, welche sich die Unternehmen erfinden. Da sich die Mitarbeiter zwangsläufig mit diesen Seelen, dem vergemeinsamten Selbst – Corporate Identity – der Unternehmen, identifizieren, kommt es zu einer monströsen Metamorphose der Arbeitsverhältnisse. Deleuze findet für diese Steuerung das Bild vom »Gas«, welches ungreifbar an jedem Ort hervortreten kann und vom Raum Besitz ergreift. Die vom Gas erfassten Mitarbeiter sitzen jetzt in Auto, Zug oder Flugzeug, stehen vor einem Kaufhaus, campen in Wohnungen, trainieren auf Ertüchtigungsmaschinen und empfangen Nachrichten, Marketing oder Arbeitsanweisungen am Strand. Sie verstehen alles, und sie verstehen nichts von diesem allgegenwärtigen Seelenfunk. Wie Pilze schießen 1000 Fragezeichen aus dem Boden und vergammeln schon im

nächsten Moment. Denn es geht gar nicht darum, irgendetwas zu verstehen, denn bald gibt es schon wieder eine neue Nachricht, welche das Vergangene, die letzte Frage vergessen lässt. Wozu noch antworten? Jede Information bleibt vorläufig und wartet auf ihren Verfall. Alle müssen im Fluss bleiben. Jedes Update könnte zu einem Upgrade werden. Die verunsicherten, ständig auf kommende Informationen vorbereiteten Empfänger reden, während sie warten, immer weiter mit sich selbst. Sie sagen, wie großartig und aufregend ihre bewegte Existenz doch sei. Und sie hoffen, wenn sie nur laut genug mit sich selbst reden, werden sie weiterhin als Empfänger für die gasförmigen Nachrichten wahrnehmbar bleiben und irgendwann die Fortsetzung der letzten Nachricht erhalten. Denn ohne die Nachrichten des Unternehmens oder gar isoliert im Funkloch glaubt sich der vereinzelte Empfänger schnell verloren in der Weite des Raums. Wer den Anschluss verliert, gehört zu den Toten.

Was von den weiterhin wartenden Körpern bleibt, wird in einer numerischen Sprache erfasst. Die so statistisch besser auswertbaren Reste der Verlorenen checken, scannen, empfangen und senden die ganze Zeit, behaupten sich als einer von Millionen Netzknoten der gigantischen Informationsgewebe einer abstrakten Maschine, deren Datenkreisläufe sie ununterbrochen füttern. Was sie von ihrem Ich verloren haben, versuchen sie durch die Teilhabe an der Fata Morgana eines Ganzen zu ersetzen. Eine der wesentlichen Verkehrsadern in diesem halb wirklichen, halb halluzinierten Netzwerk einer Gemeinschaft, die sich oberhalb der Unternehmen »Kommunikationsgesellschaft« nennt, bildet das »Marketing«. Das Gewebe ihrer Sensoren und Effektoren verbindet die getrennten Zellen: Seien es die Mitarbeiter, Vermittler oder Verbraucher. Deren Teilhabe am Leben in der Gesellschaft verkürzt sich neben Herstellung und Verbrauch darauf, als Empfänger für die Ausstrahlung des Marketings erreichbar zu sein und durch strukturierte Eingabefelder, die MySpace, Facebook oder wie die anderen Fühler noch heißen, Feedback zu liefern. Die auszuwertende Masse füttert die kybernetischen Schlaufen mit Rückmeldungen über den letzten Stand ihrer Entfremdung. Wer bin ich? Wo stehe ich? Wen kenne ich? Wohin will ich? Was sind meine Wünsche und Ängste? Damit sind alle andauernd beschäftigt. Die Statistiker des Marketings werten die Masse der Impulse aus. Ihre Erbsenzählerei will immer wissen, in welche Richtung sich die Begehren an welchen Punkten zu welchen neuen Verbindungen aufspalten, was die Impulse brauchen, wofür sie gebraucht werden können, wie sie sich fühlen, wovon sie träumen, was sie sich wünschen, für wen sie sich gerade halten. Dabei interessiert weniger der Einzelne als das Volumen der Impulse, die mögliche Leistung, die Verbindungen der Kommunikation, sprich die Nachfrage und der Verbrauch samt seiner Wege, die in der nächsten Zukunft zu erwarten sind.

Deleuze vermutete, an die Stelle des eingeschlossenen Menschen würde in der Kontrollgesellschaft der »verschuldete Mensch« treten. Neben den in Geld bezifferbaren Schulden lauert überall vor allem die schwer fassbare Schuld, nicht zu genügen. Ich habe Schuld, zu schwach zu sein, und es gibt kaum Instanzen, welche vom Gegenteil überzeugen könnten.

Jeder bleibt für sich, muss sich selbst davon überzeugen, okay zu sein. Gebetsmühlenartig wiederholen wir uns bei unseren Anstrengungen im Vakuum, alles immer besser machen zu wollen. Würden wir nur tief genug in unseren funktionalisierbaren Möglichkeiten graben, würden wir möglicherweise zu den verwert-

baren Energien gelangen, mit denen sich ein wenig von der Schuld abtragen ließe. Für die Verbesserung, den ersten Schritt zur Entschuldung, müssen wir in Erfahrung bringen, was das optimal Verwertbare an uns ist. Jeder ahnt, was das Verwertbare an seinem Selbst sein könnte. Und an dessen Verwertung sollen alle lebenslänglich arbeiten und lernen. Arbeit heißt: *es* zu finden, die besondere Energie, das Talent, die Zugehörigkeit, den Unterschied oder den Wahnsinn der Wertschöpfung zu finden. Was in dieser ewigen Schule der Bewusstseinsweiterung mit sich herumgetragen wird, verwandelt sich in Welten, in denen sich seltsame Dinge zutragen. Denn alles, was in der singulären Wertschöpfungsmaschine neben dem einen großartigen *Es* herumspukt, sollte entsorgt werden. Manchmal können die mit dem ständigen Rausschmiss der ineffizienten Teile ihres Selbst befassten Bewohner des entwohnten Ich-Hauses ihren Rückkopplungs-Schlaufen noch beschreiben, wie es in ihrem Haus einst zugeht, wo ihr Zimmer war; immer öfter sind sie aber einfach nur Empfänger, durch die hindurch gesprochen wird. Irgendwann wissen die Stimmen es wirklich besser. Wahrscheinlich wissen sie es besser, weil dieses Selbst, das sich da immer weiter zerschlagen lässt, kaum jemals eine Ahnung gehabt haben mag. – Die Stimmen des Marketings, der Maschinen, der Unternehmen oder unbekannter Instanzen sprechen immer seltener in vollständigen Sätzen. Was übertragen wird, sind meist kurze Verweise und verstümmelte Referenzen, deren Geschwindigkeiten es den Körpern erlauben, sich weiterhin auf der Höhe der Zeit zu bewegen, wo der versprochene Schwindel und die Möglichkeiten zur Neuformation grenzenlos scheinen.

In diesem Sinne heißt aber, das Recht auf Rausch zu fordern, bloß, am Wahnsinn der Normalität teilzuhaben. Was Drogen als solche auslösen, ist im Vergleich dazu eher aufgeräumter Natur. □

Von CHARLOTTE BRANDT

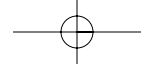
VIERTELLEBEN

Die Tür schließt sich. Das war's. Hier komme ich so schnell nicht mehr raus. Ich höre ein Geräusch, ein Pingpong-Spiel. Ich weiß nicht, ob es in meinem Kopf oder das Schließen der Tür ist. Ich habe das Falsche gesagt – aber was ist das Richtige? Dieser Dr. Ruhrup ist widerlich. Er sieht aus wie ein Physiklehrer, mit seiner Kassenbrille und den beigeen Plastikschuhen. Niemals werde ich ihm meine Gedanken anvertrauen. Er verstünde sie ohnehin nicht, es ist ihm egal, was ich erzähle. Ich sei nicht »stabil«, hat er zu meiner Schwester gesagt. Und ich müsste hier bleiben.

Stabil bin ich wirklich nicht. Ganz im Gegenteil, 100 Prozent instabil. Und was viel schlimmer ist: außer mir. Randvoll mit Fantasie und Selbstvorwürfen, mager wie eine Fixerin, mit blauen Flecken am ganzen Körper, die von den zudrückenden Fingern meiner Mutter stammen. Sie wollte mich von irgendetwas abhalten – um ehrlich zu sein, ich weiß noch genau, von was sie mich abhalten wollte: das ganze Röhrchen Schlaftabletten in mich hineinzuschütten.

Alte Leute sitzen beim Abendbrot. Es ist 17.30 Uhr. Im Aufenthaltsraum starrt ein vielleicht 60-jähriger Mann mit grauem Bart vor sich hin. Ich blicke in den verschlossenen Glaskasten, in dem die Schwestern die Schicht übergeben. Die Tür ist fest verschlossen. »Übergabe« steht auf einem Pappschild. Ich gehe in mein Zimmer. Einzelzimmer, braunes Bett, keine Krankenhausatmosphäre, angeblich. Was dann – ein Altersheim? Ich bin 25 Jahre, habe blonde Haare, bin endlich so dünn, wie ich immer sein wollte, und dachte, Berlin läge mir zu Füßen. Ich sei sexy und gleichzeitig intellektuell, hat ein Literaturagent zu mir gesagt, die »Heike Makatsch der Theorie«. Damit hat der ganze Wahnsinn angefangen, vielleicht. Ich gehe wieder in den Aufenthaltsraum, setze mich in eine Ecke und rauche. Bald kommen die anderen und stecken sich auch eine ins Gesicht. Nirgendwo – das werde ich bald herausbekommen – nirgendwo wird mit mehr Genuss geraucht als in der Psychiatrie.

Wo sind die Jungen? Die Fixer, die Schizos, die Clubber, die auf einem Trip hängen geblieben sind, wo sind sie? Außer mir gibt es nur Rentner, gefrier-geschockt. Auf der P 16, antwortet eine Schwester, nicht hier auf der Privatstation. Kann ich da runtergehen? Nicht jetzt, so spät am Abend, morgen früh. Es ist 20 Uhr.



Die Nachtschwester kommt. Ich kann mich zu den Alten auf das lilasamtige Sofa setzen und *Der Fahnder* gucken oder in mein Zimmer gehen und schlafen. Ich lege mich auf mein Bett und denke zum 1000. Mal darüber nach, wie es so weit kommen konnte. Ich finde keinen Anfang und kein Ende, mein Kopf ist ein Mistelnest.

6.30 Uhr, Wecken. Eine junge Auszubildende, noch keine 18, trippelt herein und strahlt mich an. Sie hat kalte blaue Augen und einen silbernen Lidschatten, wie ein Reptil. »Coole Levi's«, sagt sie zu meiner blauen Cordhose, und: »Hatten Sie eine angenehme Nacht?« »Ja«, sage ich, »nur geschlafen habe ich nicht.« »Bekommen Sie keine Schlaftabletten?«, fragt sie mich. Ich sage: »Doch, nur bewirken sie nichts.« Sie schüttelt mein Kopfkissen auf und verspricht, mit dem Doktor zu reden. Währenddessen klopft eine 40-jährige Frau zaghaft an meine offene Tür. Sie wischt mit einem nassen Tuch das Waschbecken und mit einem trockenen Tuch die Ablage aus Kirschholzimitat. Nach einer Woche weiß ich, dass sie jeden Tag kommt, um zu wischen und freundlich zu sein. Sie lächelt mich mitleidig an. Mit ihren blonden hochtoupiereten Haaren sieht sie aus wie ein Transvestit. Vielleicht ist sie das, wir reden nicht.

Ich gehe in den Frühstücksraum. Er ist klimatisiert, hat Fenster, die man nicht öffnen kann, und auf jedem Tisch steht ein kleiner Topf mit falschen Blumen. Ich habe Hunger. Weil ich so dünn bin, schiebt mir der alte Mann, der links neben mir sitzt – es ist derselbe, der am Abend zuvor auf *Der Fahnder* startete – noch ein Brötchen zu. »Essen Sie, Fräulein, Sie müssen kräftiger werden.« Ich schaue ihn dankbar an, er scheint nett zu sein. Eine Schwester ruft meinen Namen.

»Haben Sie Sportschuhe dabei?«, fragt sie mich. Offensichtlich handelt es sich um die Oberschwester. »Gehen Sie runter zum Sport. Mit dem Aufzug in den Keller und dann den Schildern nach. Und vorher nehmen Sie noch Ihre Tablette. Hier.« »Was ist das?«, frage ich sie. »Das hat Ihnen Dr. Ruhrup verschrieben.« Der Physiklehrer. Ich muss die Tablette vor ihren Augen schlucken. Ich tue es, drehe mich um und gehe in mein Zimmer. Ich ziehe meine Joggingschuhe an, mit denen ich im letzten Monat wahrscheinlich ungefähr 1000 Kilometer gerannt bin, und gehe zur Tür. Wieder das Pingpong-Geräusch. Das ist beruhigend, anscheinend kommt es von der Tür. Ich drehe mich nach links, gehe in den Fahrstuhl, drücke »Keller« und merke, wie die Pille langsam wirkt. Leicht sind meine Beine nun, ich spüre sie kaum noch. Das macht mich irgendwie froh. Im Keller steige ich aus und renne in den Sportraum.

Hier sind die Jungen. Die meisten von ihnen sind übergewichtig und haben einen Kuhblick. Sie starren mich an wie Zombies. Man muss ihnen etwas gegeben haben, sie bewegen sich ganz steif, als könnten sie ihre Gelenke nicht mehr knicken. Später werde ich erfahren, dass das Neuroleptikum Haldol diese Nebenwirkung hat. Wir sollen mit Medizinbällen spielen. Ich hasse Ballspiele. Die Zombies rollen die Bälle hin und her, als wäre es Schwerstarbeit. Die Tablette verursacht mir inzwischen eine leichte Übelkeit. Ich bin wütend: Warum wird man hier wie ein unmündiges Kind behandelt? Ich mache gerade meinen Magister, gelte als intelligent. Warum, zum Teufel, sagen sie mir nicht, was sie mir geben? Wollen sie mir hier helfen oder mich fertigmachen?

Nach einer halben Stunde ist der »Sport« vorbei. Keiner außer der Sportlehrerin, deren lange schwarze Haare zu Squaw-Zöpfen geflochten sind, hat ein Wort zu mir gesagt. Die übergewichtigen Jungen verunsichern mich. Ich fahre mit ihnen

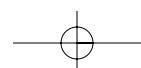
Fahrstuhl. Sie steigen im dritten Stock aus, zum Abschied lächeln sie mich an, ich im fünften. Vielleicht lass ich mich auf die P 16 verlegen: Lieber mit stupiden Jungen rumhängen und Musik hören als mit depressiven Rentnern *Der Fahnder* gucken. Ich gehe zum lila Sofa, um eine zu rauchen. Neben mir sitzt eine rothaarige Frau in den hässlichsten Leggings, die ich je gesehen habe. Sie labert mich sofort an. Sie sei manisch-depressiv, sagt sie in breitem Ruhrgebiedtsdialekt, und ihr Mann habe sie hierhin gebracht, weil er es nicht mehr aushalte mit ihr. Ihre manischen Phasen kämen aus heiterem Himmel, mehrmals am Tag, und abends sei sie immer depressiv. Ich dachte immer, die manischen und die depressiven Phasen würden Wochen andauern, wenn nicht sogar Monate. Die Rothaarige blitzt mich an, ihre Augen funkeln. Ist sie jetzt gerade wieder manisch geworden? Der Professor, erklärt sie mir, ohne dass ich sie etwa gefragt hätte, der Professor wolle es jetzt mit Elektroschocks bei ihr versuchen. Dann holt sie Fotos von ihrer Familie hervor, sie ist schon Großmutter. Am liebsten sei die ganze Familie mit dem Euromobil auf einem Campingplatz, erzählt sie und belegt ihre Aussage mit einem Foto, auf dem eine lachende Großfamilie rund um einen kleinen Grill zu sehen ist. Mich beschäftigen immer noch die Elektroschocks. Werden die wirklich immer noch angewandt? Sind die nicht lebensgefährlich? Ich muss mit dem Professor reden. Ich habe einmal eine BBC-Dokumentation über Versuchslabors der CIA gesehen, in denen man an den Gehirnen lebender Menschen herumexperimentiert hat. Daran muss ich jetzt denken. Ich bekomme Angst.

Mein Name wird von einer Schwester gerufen. »Bitte gehen Sie auf die P 16, Sie dürfen dort am Computer arbeiten«, sagt sie zu mir. Am Computer arbeiten? Was soll das denn, muss ich Texte schreiben? Ich gehe runter. Zwei jüngere Ärzte begrüßen mich und setzen mich an einen Computer. Ich soll Erinnerungsspielchen machen. Solche, in denen ein Strichmännchen Dinge in seinen Nick-Knatterton-Wagen lädt und man sich daran erinnern soll, was das war. Wenn man sich gut erinnert, ist man nicht mehr psychisch krank und darf raus. Ich rege mich auf, versuche mir nichts anmerken zu lassen, lächle freundlich, sage, ich hätte jetzt Ergotherapie, stehe auf und gehe. Wahrscheinlich kostet mich diese renitente Haltung zwei Wochen meiner Freiheit. Draußen soll man kreativ und originell sein. Hier drinnen sind die Maßstäbe der Außenwelt umgekehrt: ein Irrenhaus.

Nach dem Abendbrot lauf ich den Stationsflur entlang. Wieder das Pingpong-Geräusch, diesmal so laut, dass ich nach dem Ursprung suche. Ich öffne die Stationstür, zum ersten Mal fällt mir eine Tischtennisplatte auf, an der vier junge Leute Rundlauf spielen. Und warum habe ich das Geräusch schon vorher gehört? Wieder dieses Gefühl der Angst: Bin ich wirklich verrückt?

Ich schaue den Spielern zu und merke erst nach einer ganzen Weile, dass da ein hübscher Junge dabei ist, den ich noch nie gesehen habe. Er hat lange wellige Haare, zum Pferdeschwanz gebunden, und ein breites, offenes Gesicht. Er ist völlig auf das Spiel konzentriert. Nach einer halben Stunde bemerkt er mich. Er lächelt. »Wo kommst du denn her?« »Von hier«, sage ich und zeige mit der Hand hinter mich, auf Station P 18. »Was, von da?«, fragt er mich, »aber da sind doch nur alte Leute.« »Das stimmt«, antworte ich, »und ich.« Er lacht. »Kannst du noch mit runterkommen? Wir könnten noch ein bisschen Musik hören.« Ich nicke. Ich frage niemanden von der Station, ich gehe einfach mit.

Ich heiße Thomas, sagt er im Fahrstuhl. Ich heiße Charlotte, sage ich und bin auf einmal sehr schüchtern. Wie beginnt man ein Gespräch in der Psychiatrie,



wahrscheinlich eher nicht mit: »Warum bist du hier?« Schon ist es mir rausgerutscht. »Ich gehörte zu einer Gruppe, die hier in der Gegend House-Partys organisiert hat. Wir haben alles geschluckt, was wir kriegen konnten. Irgendwann gab es dann kein Morgen und kein Abend mehr für mich. Jetzt bin ich hier.« »Wie alt bist du?« »23.«

Die P 16 sieht genauso aus, wie ich sie mir vorgestellt habe: wie ein abgewracktes Jugendzentrum. Es gibt Vierbettzimmer und einen Aufenthaltsraum mit einem alten Kicker. Überall hängen Teenies rum. Ich setze mich auf eines der alten Sofas, neben einen Kassettenrekorder, aus dem die Red Hot Chili Peppers rocken. Alle starren mich an, als sei ich ein Alien. »Das ist Charlotte«, sagt Thomas erklärend, »sie ist von der P 18.« Die Mitteilung trägt nicht zur Beruhigung bei, im Gegenteil, jetzt schauen mich die meisten fast feindlich an. »Von den Reichen?«, fragt einer, »Von den Alten?«, ein dickes Mädchen fast gleichzeitig. Ich muss mich wohl verteidigen. »Ich bin da nicht freiwillig« und »ich will versuchen, mich verlegen zu lassen«. Thomas lächelt mich an: »Sehen wir uns morgen bei der Ergotherapie?« Ehrlich gesagt, obwohl ich sie heute schon als Entschuldigung benutzt habe, weiß ich überhaupt nicht, was Ergotherapie ist. Das sage ich Thomas. Er lacht. »Basteln halt.« Aha, basteln. »Ja, da sehen wir uns«, versichere ich ihm und mir und gehe. Es ist fast 20 Uhr, die Nachtschwester kontrolliert, ob alle da sind. So gegen 22 Uhr gehe ich noch einmal in die kleine Patientenküche, um mir etwas zu trinken zu holen. Da steht eine rothaarige Bohnenstange und löffelt einen Diätjoghurt. Ich gucke sie erstaunt an. »Ich heiße Martina«, sagt sie zur mir und reicht mir ihre perfekt manikürte Hand. Dann guckt sie mir direkt ins Gesicht: »Ich bin hier auf Entzug.« »Entzug?«, frage ich schüchtern und etwas begriffsstutzig. Das ist ganz nach ihrem Geschmack. Heroin, sagt sie und saugt betont lässig an einer Benson & Hedges. »Lass uns lieber nicht in der Küche rauchen«, sage ich zu ihr. Wir gehen in den Aufenthaltsraum, in die Raucherecke. Eigentlich ist der ganze Raum eine einzige Raucherecke, aber es gibt noch eine Raucher-Raucherecke. Dort lächelt Martina einer exaltiert angezogenen alten Dame zu, die auf dem lila Sofa sitzt und mit einem Mundstück eine extra leichte Zigarette inhaliert. »Das ist meine Oma«, sagt Martina, einfach so, als sei es das Normalste der Welt, dass die halbe Familie hier eingezogen ist. »Wir haben einen Gutshof in der Nähe von Köln«, erzählt mir Martina. Ohne Aufforderung holt die Großmutter die obligatorischen Fotos hervor: Ein riesiges Schloss ist auf ihnen zu sehen, eine wunderschöne Frau (Martinas Mutter?) und Martina selbst, auf einem edlen Pferd, ganz höhere Tochter. Oma und Fixerin haben ihr Ziel erreicht: Ich bin beeindruckt.

»Kann ich dir die Haare schneiden?«, fragt die Millionärstochter plötzlich. Was, jetzt mitten in der Nacht, wo denn? »Im unreinen Raum«, sagt sie grinsend. Die scheint auch schon öfter hier gewesen zu sein. Ich habe keine Kraft, nein zu sagen. Wir stehen auf, schleichen uns an der Nachtschwester vorbei in den »unreinen« Raum, dort gibt es Putzsachen und eine riesige Badewanne. Wahrscheinlich gab es hier früher Behandlungen, als man noch glaubte, man könnte Depressionen und Hysterie durch kalte Abreibungen heilen. Ich setze mich auf einen kleinen Hocker und schaue mein Gesicht im Waschbeckenspiegel an. Noch nie habe ich so sehr dem Schönheitsideal der Magazine entsprochen. Und nie konnte ich weniger damit anfangen.

»Wann hast du dir die Haare gefärbt?«, fragt mich Martina wie eine professionelle Friseurin – und wirft mich um Monate zurück. Wann war das, wann hat

meine Verwandlung begonnen? Von einer ganz normalen Studentin in Berlin, die sich für Sex, Drugs, Rock'n'Roll, Niklas Luhmann, Gilles Deleuze, Pierre Bourdieu und Julia Kristeva interessierte, zu einem durchtrainierten Amok laufenden Vamp mit wasserstoffgefärbter Modelfrisur? Ich weiß es nicht mehr so genau. Vor drei Monaten, sage ich zu Martina, damit sie Ruhe gibt. Sie zückt die Schere und schneidet systematisch alle Stufen aus meinem Glamrock-Haarschnitt. Es ist, als wolle sie mir die Flügel stutzen. Sie schneidet mir einen langweiligen Pagenkopf und ist sehr zufrieden mit ihrem Werk.

Wir verabschieden uns etwas kühl, ich gehe auf mein Zimmer, schaue aus dem Fenster. Öffnen kann man es natürlich nicht. Ein Parkplatz, ein Hochhaus gegenüber, ein Park. Das Hochhaus gehört zur Universität, hat man mir gesagt. Ich stelle mir vor, dass dort Studentinnen und Dozenten durch Flure laufen und in Vorlesungen sitzen. Nichts wünsche ich mir sehnlicher, als wieder eine von ihnen zu sein. Ich möchte hinüberlaufen, mich unter sie mischen, den Horror der letzten Monate einfach vergessen. Oft habe ich das versucht, habe die Augen zugemacht und mir ganz fest vorgestellt, alles sei wie früher, der Tag verplant, die Freunde zahllos und der *big Sinn* einfach da. Aber irgendwann musste ich die Augen wieder aufmachen und erkennen, dass ich noch nicht einmal wusste, ob ich mir erst die Haare waschen und dann die Dusche putzen sollte. Und dass ich nass und nackt wieder unter dem Wasserstrahl rausgekrochen bin, um doch erst zu putzen.

Die Nacht ist das Schlimmste. Ich kann nicht mehr schlafen, und das schon seit Monaten. Eigentlich hat mit der Schlaflosigkeit alles angefangen, in einem eiskalten Februar in Berlin, nicht wirklich mit dem Literaturagenten. Wochenlang war ich übermüdet, manchmal war es so schlimm, dass ich mich in einer Bar im Prenzlauer Berg vor dem Zigarettenautomaten auf den Boden legen musste, weil mein Kreislauf zusammengebrochen war. Glücklicherweise kam niemand, während ich da lag. In meinem Kopf war Theorie. Ich war eingetaucht in die Gedankenspiralen einer anderen sozialen Wirklichkeit, philosophische und soziologische Konstrukte gaben mir Halt und neue Freiheiten, gleichzeitig hielten die Ideen meinen Kopf gefangen wie ein Schraubstock. Werdet zum rosaroten Panther! Bildet Banden! Lebt eure Intensitäten. Glaubt nicht mehr an das Subjekt, wir sind alle ein Rhizom. Wir können Gemeinschaften bilden mit Gesteinsschichten und Tieren. Werdet fremd im eigenen Land!

Mir selbst fremd geworden, das bin ich. Wenn mich ein Psychiater hier fragen würde, wer ich bin, ich würde immer noch sagen: ein metaphysischer Sozialist. Und damit in der Geschlossenen landen.

Wer nicht mehr schlafen kann, der denkt. Und wer zu viel denkt, brennt irgendwann durch. Das *Pop-Life* und die Kifferei haben mir den Rest gegeben. Grübelnd schaue ich aus dem Fenster auf den Parkplatz. Dann lege ich mich aufs Bett, auf dem ich jetzt die nächsten sechs bis acht Stunden eine andere Frage beackern werde: Wie und wann komme ich hier wieder raus? □

Von RAMIN RAISSI

ICE COLD ICE

107

Der vorliegende Text *Ice cold Ice* von Ramin Raissi entstand 2004 als Auftragsarbeit für den Künstler Mandla Reuter, wurde aber nicht veröffentlicht.

Der ganze Text erschien 2008 als schmales Buch im Rahmen der Ausstellung *Under Influence – Drogen und Rausch in der Gegenwartskunst*, die

Susanne Weiß für das Kunsthaus Dresden kuratierte.

Ausgabe 11, Sommer 2010

Angeheitert spaziere ich durch die Straßen, wo sich das Heer der Roboter auf den Weg in ihre Zellen macht. Angewidert von den Massen der Werktätigen setze ich mich auf eine Bank, um zu trinken und zu beobachten.

Just a visitor.

Hausfrauen mit Einkäufen hasten nach Hause, Männer mit Aktentaschen, die alle gleich aussehen, junge Leute, die lachend Verabredungen für den Abend treffen. Ich nehme alles wie durch Milchglas wahr.

Die Dunkelheit senkt sich wie eine schwarze Decke über die Stadt. Die Neonschilder von Kneipen und Geschäften leuchten wie Inseln im Dunkeln.

In meinem Player läuft immer noch *No More Shall We Part* – diese Platte ist Balsam für meine geschundene Seele und für mich ein Grund weiterzumachen. Vorerst mit dem Trinken.

Nach einem großen Schluck stehe ich auf, merke, wie betrunken ich bin, als der Wodka in meinen Kopf schießt, setze mich, in der Hand den ominösen kopierten Flyer. Die Adresse liegt außerhalb meines Viertels, dort wo Onkel Atze & Gang vom 1000-jährigen Reich halluzinierten. Mit der U-Bahn fahren kommt für mich nicht infrage, ich halte die eng aneinander gedrängten Menschen nicht aus, so gehe ich zu Fuß, trinkend, rauchend, in neugieriger Erwartung. Auf was eigentlich – »didn't know what I was hoping for ...« Als ich die Grenze meines Viertels erreicht habe, überlege ich kurz umzukehren. Ein Schluck, und ich habe die Grenze überquert.

Es ist keine Grenze, die nur in den Köpfen der Menschen existiert, die diese anerkennen, allein von der Bebauung merkt man, dass ab hier was anderes beginnt. Kaum Wohnhäuser, dafür mächtige Bürobauten, die verlassen und dunkel, bedrohlich auf mich wirken. In einzelnen Fenstern brennt noch Licht für die Leute, die nie genug bekommen können. Der Staat und multinationale Konzerne haben hier in einer neowilhelminischen Architektur Tonnen von Beton verbaut.

So grässlich, dass die Neon-Schriftzüge, die hier und da leuchten, von mir als schön empfunden werden. Ich laufe durch die Häuserschluchten und versuche zu verstehen. Warum stehen dort vor dem riesigen Rathaus, das verlassen wie ein zu groß geratenes Spukschloss dasteht und in 1000 Jahren noch dastehen wird, BMW, Mercedes und andere Limousinen herum? Wer fährt diese Autos, die so neu sind, dass der Lack selbst im Dunkeln funkelt ...?

Keine Seele auf der Straße, das kalte Herz der toten Städte ...

Zum Glück habe ich genug Wodka bei mir, der mir bei jedem Frösteln, das mir diese spooky Umgebung einflößt, Wärme spendet.

Wärme – das ist das, was ich mein Leben lang suchte und auch jetzt suche – es ist der Wunsch nach Wärme, der mich am Leben hält.

Ich meine, den evil Geist zu spüren, der hier wütete und immer noch wütet. Noch ein Schluck und um eine Ecke und ich stehe vor der auf dem Flyer geschriebenen Adresse. Trotzig wirkt dieser Seitenflügel eines wohl im Krieg weggebombten Hauses, das auf einer Brachfläche inmitten der Machtzentralen steht. Wie ein Relikt aus einer längst vergessenen Zeit – komisch, dass mir das nie aufgefallen ist. Ist wohl der Tunnelblick, den meine *addiction* mit sich brachte. Alles im Haus ist dunkel – nur über dem Eingang leuchtet eine 40-Watt-Glühbirne. Fröstelnd nehme ich 'nen Schluck, unsicher, ob ich reingehen soll.

Am Klingelschild stehen Namen, die mir nix sagen und ganz unten »HOME-VIDEO«.

Es ist kurz nach 20 Uhr und ich klinge, um es im nächsten Moment zu bereuen. Zu spät, es summt, und die Eisentür öffnet sich und gibt den Blick auf eine eiserne Treppe frei, die hinunterführt. Teelichte weisen den Weg nach unten. Unten ein langer Gang, von dem Türen abgehen. Unsicher gehe ich vorwärts ... Am Ende des Ganges kann ich fluoreszierendes Licht unter einer Tür erkennen. Die schwarzen Steinwände strahlen Kälte ab, ich stehe in der Mitte des Flurs, unschlüssig, ob ich vor- oder zurückgehen soll ...

Ein Schluck Wodka, und ich gehe auf das Licht zu. Vorsichtig öffne ich die Tür.

Der Raum, der sich vor mir öffnete, war groß und strahlte Wärme aus.

Ein Flatscreen, auf dem gerade *Bad Lieutenant* mit Harvey Keitel läuft, hängt an der Wand. Davor im Halbdunkel Sofas mit Tischen davor. Die Menschen, die ich sehen konnte, drehten sich nicht nach mir um – niemand nahm Notiz von mir. Ich ließ mich auf ein freies Sofa fallen, trank einen Schluck und wurde wieder mal Zeuge, wie Harvey – der dreckige alte Mann – sich einen Blow-Job verpassen ließ.

Mein Blick wanderte durch den Raum – Menschen meines Alters, rauchend, trinkend und mehr oder weniger konzentriert auf das TV guckend.

Aus dem auf dem Tisch liegenden Programm erfuhr ich, dass es sich um eine temporäre Filmvorführung von irgendwelchen Künstlern handelte.

Wenigstens hatten sie bei ihrer Filmauswahl Geschmack bewiesen:

Natural Born Killers

Reservoir Dogs

Christiane F.

Filme, die mich früher begeistert hatten, als ich mich noch für irgendwas begeistern konnte ...

Irgendetwas stimmte nicht, die Optik im Raum schien sich zu ändern, minimale Verschiebungen. Cool bleiben, Jona – no need for paranoia.

Trinkend und unkonzentriert versuchte ich, dem Film zu folgen. Es ging nicht – unruhig rutschte ich hin und her. Ich hatte gerade beschlossen zu gehen.

»PSST.«

»Häh« – ich hatte gar nicht gemerkt, dass ich nicht allein auf dem Sofa saß, neben mir eine Frau, vielleicht 25 Jahre alt. Was mir sofort auffiel, waren ihre unglaublich intensiv leuchtenden grünen Augen.

»Spielt das 'ne Rolle?«

»Für mich schon!« Ihr Gesicht nahm einen trotzigsten Zug an.

»O. k. – ich heiße Jona. Du?«

Konversation war nicht gerade meine Stärke.

»Kira!«

»Prost, Kira« – ich war ein Arschloch und würde wohl immer eins bleiben. Da sitzt eine wunderschöne Frau vor mir, versucht mit mir zu reden und ich mache auf cool.

»Komm, ich zeig dir was ...«

Nach einem tiefen Schluck stand ich wackelnd auf meinen Beinen, zu allem bereit, zu nix in der Lage ...

Sie nahm wieder ganz selbstverständlich meine Hand und wir gingen entgegen der Richtung, aus der wir gekommen waren. Wir gingen stumm, meine Gedanken jedoch rasten, ihre kleine Hand war warm, so warm, dass ihre Wärme durch meinen ganzen Körper pulsierte. Ich wusste nicht, wann ich mich das letzte Mal so wohl gefühlt hatte.

Eben noch einsam unter lauter Zombies und jetzt hier Hand in Hand mit einem Wesen, das mich faszinierte ... Wie so oft verstand ich nicht, was hier passierte, aber wozu das unverhoffte Glück, das mir zuteil wurde, hinterfragen. Ich hatte lang genug im Feldzug gegen mich selbst gelitten.

Von der Tankstelle gingen wir durch die jetzt ausgestorbenen Straßen des Regierungsviertels.

Vor einem mit Stacheldraht umzäunten Gebäude hielt sie an und führte mich durch ein Loch im Zaun. Vor mir zeichnete sich eine riesige Silhouette eines mir unbekanntes Gebäudes ab.

»Komm!«

Wir gingen hinten um das Haus herum, wo wir vor einem altertümlichen Lichtschalter stehen blieben. Klack.

Das ganze Riesenhaus leuchtete mit einem Mal. »Was ist das ...?«

Sie antwortete nicht, nickte mir stattdessen zu, ihr zu folgen.

Ich trank mir Mut an – das Haus war mehr als gruselig. Es sah aus wie die Eukodal-induzierte Vision eines Tempels. Ich stieg, darauf bedacht, keinen Wodka zu verschütten, durch das riesige Fenster, und stand in einem Raum, in dem man problemlos Reichsparteitage abhalten konnte. Am Kopfende war ein großer Adler angebracht, das Hakenkreuz war jedoch entfernt worden. An den Wänden Bilder, die irgendjemand wohl für Kunst hielt.

»Kira ...« – laut hallte meine Stimme durch den riesigen Saal, und ich konnte geradezu die Anwesenheit von etwas wirklich Bösem spüren. Ich durchschritt den Saal und ging unter dem mächtigen Adler hindurch, vor mir eine weitere Tür, die allerdings durch eine zweite Tür ähnlich den Gittertüren, die in Gefängnissen vor die eigentliche Tür gebaut sind, versperrt war. Ich rüttelte an der Tür – nichts. Wo war sie? Mit einem Quietschen gab die vergitterte Innentür den Weg frei. Gerade noch rechtzeitig schlüpfte ich hindurch, ich konnte den Zug noch an meiner Jacke spüren.

Ich war jetzt in einem kleineren Raum, meine Wahrnehmung veränderte sich und ich konnte erst nicht sagen, woran das lag, bis mir auffiel, dass sich die Lichtverhältnisse langsam und beständig änderten. Auch dieser Raum war leer, keine Spur von Kira. Ich fröstelte, trank 'n Schlückchen und kam nicht darauf, was das alles bedeuten sollte. Wie 'n verfluchter Irrgarten von Nazis für Volksschädlinge, wie ich einer bin, konzipiert und am Ende – als des Rätsels Lösung – ist man im Duschaum gefangen.

Ich fröstelte und verließ die Hermann-Göring-Lightshow. »Kira?« Ich konnte nichts sehen und gelangte auf einen Hof.

Dort, angelehnt an ein Treppengeländer, das wahrscheinlich in einen Keller voller Goldzähne führte, stand Kira und rauchte.

»Was soll das? Wo sind wir hier?«

»Das ist mein Spielplatz – immer, wenn mir alles zu viel wird, gehe ich hierher.«

»Mir is gerade alles 'n bisschen viel ...«

»So ging es mir beim ersten Mal auch, inzwischen ist es der Ort, an dem ich atmen kann, wenn ich das Gefühl habe, dass das Leben mir die Kehle zuschnürt.«

»Was ist das hier?«

»Keine Ahnung. Spielt das 'ne Rolle?«

»Ääh ...«

»Komm, du hast noch nicht alles gesehen ...«

Jetzt wusste ich es – sie war 'ne neo-heidnische Gothic Frau, die auf S/M in Uniformen an blutgetränkten Orten stand. Aber weder ihr Outfit, das eher klassisch englisch war – sie trug einen Schottenrock, eine schwarze Jacke, eine schwarze Strumpfhose und passend dazu rosa Chucks – noch ihre warme Ausstrahlung ließen darauf schließen, einzig ihre magnetischen grünen Augen. Ach was – durch meine *streetfighting years* hatte ich 'nen Instinkt, wenn Gefahr drohte, und bei ihr fühlte ich mich geborgen, hatte ein Urvertrauen, was rational nicht erklärbar war. Sie nahm wieder meine Hand und, obwohl es draußen kalt war, spürte ich die Kälte nicht. Wir gingen an der Rückseite des Gebäudes entlang, und dort stiegen wir durch ein anderes Fenster wieder in das unheimliche Gebäude ein. Wir betreten eine gigantische Halle, die früher wohl als Fabrikhalle konzipiert war, ich konnte es an den Hebewinden an der Decke erahnen, jetzt jedoch als Lagerraum für Schaufersterpuppen genutzt wurde. Tausende stehend, liegend, manche merkwürdig verdreht. Tickte ich durch oder glaubte ich allen Ernstes, Schmerz auf den toten Plastikgesichtern zu sehen? Ich musste raus hier – das war alles 'n bisschen zu viel für einen, der es gewohnt war, alleine seinen Kummer zu ertränken.

Hastig stieg ich durch das Fenster, ohne mich nach ihr umzudrehen, so hastig, dass ich mich an der Hand schnitt. Fuck!!! Ein Schlückchen und durchatmen.

Das alles hier is zu spooky für mich. Was soll das? Wer ...

»Alles o. k.?«

»Geht schon – komm, wir holen was zu trinken und suchen uns 'nen wirklich netten Ort ...«

An ihrem Gesichtsausdruck erkannte ich, dass ich was Falsches gesagt hatte.

»Äh, mir is so kalt hier ...«

Sie nahm meine Hand und augenblicklich strömte Wärme durch meinen Körper. Was den Ort auch nicht gerade heimeliger machte, aber ich war es gewohnt, Zweifel wegzuwischen und erst mal den Moment zu genießen.

Durch das Loch im Zaun gingen wir wieder auf die Straße. Ich wollte Richtung Tankstelle gehen, aber mit ihren kleinen Händen hielt sie mich fest. Unter der Laterne konnte ich das Glitzern in ihren Augen sehen.

Schweigend sah sie mich an, und ich hatte wieder das Gefühl, als ob sie das tiefste Innere meiner verkommenen Seele nicht nur sehen, sondern verstehen konnte. Ein Gefühl, das ich von sehr guten Freunden kannte, aber Kira kannte ich keine zwei Stunden.

»Du bist süß.«

Das letzte Mal, als mir jemand sagte, ich sei süß, das war am Hauptbahnhof, als ich zwischen Strichern auf meinen Pusher wartete, und ein fetter, gut situierter Freier mich anekelte.

Aber das hier war was anderes – wir hatten kaum gesprochen, und trotzdem herrschte tiefes Verständnis zwischen uns.

Hand in Hand gingen wir durch das völlig unbekanntes Berlin.

Das hatte gar nichts mit dem Viertel, in dem ich wohnte, zu tun, es gab keine Läden, keine Kneipen, und die Straßen waren menschenleer.

Konzernzentralen, Bürogebäude, Ämter und immer wieder Brachflächen.

Wir gingen am ehemaligen Todesstreifen, der jetzt eine friedliche grüne Schneise zwischen Neubauten bildete. Durch eine Einfahrt führte mich Kira auf einen Hügel, vielleicht ein alter Trümmerberg ...

Von oben konnte ich auf ein Gebäude blicken, das mit einem rot-weißen Band und Gerüsten umgeben war. Das Dach fehlte, und ich konnte wie in einen hohlen Zahn von oben ins Innere gucken. Es sah aus wie ein altes Kraftwerk, ich konnte elektrische Apparaturen und Metalltreppen erkennen. Stumm schauten wir, und ich genoss die Wärme, die durch Kiras Hand in meinen Körper floss.

Ich weiß nicht, wie lange wir dort oben gestanden hatten, ich wachte aus meiner süßen Betäubung auf, als sie sanft meine Hand drückte.

»Komm! Ich hab nicht mehr viel Zeit ...«

Langsam stiegen wir den Hügel hinab. Unten angekommen, ich surfte immer noch auf 'ner Welle von Wodka und Wärme, die ich nicht erklären konnte, gingen wir weiter. Stumm, ich wusste eh nicht, was ich hätte sagen können, obwohl ich mehr als eine Frage hatte, gingen wir weiter, und ich ließ mich führen. Verantwortung abgeben war ich gewöhnt, und ich wollte nur bei ihr sein, auch wenn ich nichts verstand.

Wir waren immer noch im Regierungsviertel, liefen aber auf Wegen, die abseits der betonierten Straßen entlangführten.

Nach einigen Minuten blieb sie vor zwei identischen Gebäuden stehen, die wie gespiegelt in der Dunkelheit glänzten. Sie sahen aus wie aus Metall, chromglitzernd und ohne Fenster, wie Pyramiden. Wer lag dort begraben?

Ich versuchte zu reden, aber nichts kam über meine Lippen. Wir standen in der Nacht vor den Chromkathedralen, und dieses Bild tätowierte sich in meine Hirnhaut. Gesichtlose Herrschaft, wie vom Himmel gefallen.

Ohne Kira hätte ich diesen Anblick nicht ertragen, wie 'ne Stadtführung, die die Abgründe beleuchtet, die uns alle begleiten, die aber niemand sehen will.

Ich hatte so viele Fragen, war aber unfähig zu sprechen. Verstohlen versuchte ich immer wieder, in ihre Augen zu schauen, doch sie war es, die bestimmte, was ich sehen durfte.

»Was ist das?«

Ich hatte doch nicht die Fähigkeit zu sprechen verloren.

»Nichts Besonderes.«

Es hatte keinen Sinn, sie irgendetwas zu fragen, also genoss ich ihre Anwesenheit und ließ mich führen. Wir glitten durch die Nacht.

Ich gab ihr meinen Player, auf dem die Tindersticks liefen, und zum ersten Mal sah ich sie richtig lächeln.

Sie bewegte leicht ihren Kopf zu der Musik, und Hand in Hand schwebten wir durch das Regierungsviertel.

Es war ALLES klar zwischen uns, etwas, was ich bisher nur von guten alten Freunden kannte, die jetzt entweder tot, im Gefängnis oder nicht hier waren, obwohl NICHTS geklärt war.

Der Gedanke an meine Freunde machte mich traurig, und ich hielt ihre Hand etwas fester.

»Mach dir keine Sorgen, du bist nicht allein.«

»Kannst Gedanken lesen? Du machst mir Angst.«

»Du brauchst keine Angst zu haben ...«

Sie redete wie eine Mutter mit ihrem kleinen Kind mit mir, und ich, der ich glaubte, alles durchzuhaben, glaubte ihr.

Wir verließen die grässliche Bebauung der alten neuen Mitte des blutgetränkten Berlin und gingen Richtung Tiergarten. Auf einer Bank angekommen, schwie-

gen wir uns an, es war kein unangenehmes Schweigen, und ich trank mit ihr gemeinsam den letzten Wodka.

»Da, guck!«

Ihre zarten kleinen Finger zeigten auf ein Reh, das direkt vor uns auf der Lichtung stand. Ich hatte noch nie 'n Reh in dem Moloch hier gesehen, allerdings habe ich auch noch nie Ausschau danach gehalten.

Sie sprang auf und ging auf das Reh zu, ich hatte immer gedacht, dass Rehe scheue Tiere seien, aber dieses machte keine Anstalten zu flüchten. Langsam ging Kira auf das Tier zu und das Reh auf sie.

Spinn ich – aber ich meinte, das Funkeln in Kiras Katzenaugen im Dunkeln leuchten zu sehen, als sie das Reh umarmte und völlig harmonisch mit ihm auf der Lichtung stand. Mucksmäuschenstill beobachtete ich und fragte mich, ob mein alkoholvernebeltes Hirn mir 'nen Streich spielte.

Noch ehe ich die Frage für mich beantworten konnte, stand sie wieder vor mir, von dem Reh war nichts mehr zu sehen.

»Ich muss gehen«, sagte sie unvermittelt.

»Warum?«

»Ich muss!«

Sie umarmte mich und gab mir zum Abschied einen Kuss auf die Wange.

Mein Gesicht war heiß, heißer als 1000 Sonnen. Ich fühlte mich wie auf E, meine Hirnhaut und mein ZNS kribbelten. Ich war erfüllt von einer Woge der Liebe, ich hatte das Gefühl, die verflixte Welt umarmen zu können – »he ain't heavy, he is my brother« schoss mir der Multitrackgesang der Hollies in den Kopf.

»Sehen wir uns wieder?«

»Ich weiß es nicht ...« Sie drückte mir einen Zettel und zwei kleine Muscheln in die Hand.

»Die Muscheln, das sind wir ...«

Und schon war sie aus dem Lichtkegel der Laterne verschwunden.

Ich blieb noch 'ne Weile stehen, alleine mit Gefühlen, die ich nicht mehr zu kennen glaubte.

Verwirrt und voller Hoffnung.

Ich sah sie schemenhaft aus meinem Blickwinkel verschwinden ...

Der Zettel, den sie mir gegeben hatte, war ein Ausdruck der Bahn, auf dem »ICE 6667 16.02 Gleis 2 tägl.« und in einer Kinderhandschrift »Warteraum« stand, der Rest des Zettels war abgerissen. Na ja, ich werd sie schon finden, und dass ich sie treffen wollte, war mehr als klar. □

Von INES DOUJAK

El Ishpingo, la Mucurita, el Tabacito, la Chacrana, el Ajo Quiro, la Ayahuasca, la Catahua, el Huacamayo Caspi, la Chicosa, el Wancausui Sacha, la Ayahuama, el Pinshacallo, la Muira, la Planta de Paico, el Chiri Sanango, la Chulla Chaqui Caspi, el Tahuari, la Camalonga, el Tamamuri, la Papaya, el Oje, la Albaca, el Came Renaco, la Copaiba, el Shihuahuaco, la Renquille, el Pinon Colorado, la Uña de Gato, el Shuchuhuasi, la Bobinzana, el Chicuro piri piri, el Achote, la Abuta, el Temo Caspi, la Canela, el Huassai, la Wanawana, el Toé, el Poshporote, la Wergulaga, el Motelo Sacha, el Shuasahaci Caspi, la Chanca Piedra, el Ashote, la Macá, el Anamu, la Sacha Mangua, la Ajasacha, el Ipopuri, la Jergon Sacha, el Pinon Blanco, la Marosa, la Manayupa, la Datura, el Huito, la Guayusa, el Anamu, la Guaba, la Patiquina, el Clavo Huasca, el Tahuari, la Oja de Coca, el Copal, la Muña, la Pasuchaca, el Paico, la Cumaseba, el Huacapu, la Catuaba, la Andiroba, el Camu-Camu, la Bobinsana, el Achiote, la Caigua, el Ajos Sacha, la Icoja, el Clavo Huasca, la Chaliponga, el Piri Piri, la Lupuna, el Chu Chu Huasi, la Ayapana, la Sangre de Dragon, la Puama, la Calaguala

115

AUF DER SUCHE NACH DEM,

WAS ES NICHT GIBT

Als Bild können wir überall hingehen, wo wir hingehen wollen. Wenn ich tief in das blaue Meer hinaus will, kann ich dort als Bild hingelangen.

Auf dem Weg in den Urwald las ich im Hotel in einer Zeitschrift einen Artikel mit der Überschrift »Der Maler im Raubtier«. Darin wird ein Mörder beschrieben, der in strikter Isolationshaft zu malen begonnen hatte, um nicht den Verstand zu verlieren. »Dieses verdammte Grün«, sagt er darin, »das ist am schwierigsten«. Die Farben gewinnt er aus *M&Ms*, deren Hüllen er mit Wasser anrührt. »Raubtiere« werden die Häftlinge von der Anstaltsleitung genannt.

Dieser Artikel war für mich nur ein weiteres Indiz, auf dem richtigen Weg zu sein. Ein bisschen wie diese berühmte Graugans mit den gebrochenen Flügeln, die sich im Herbst zu Fuß in den Süden aufmacht, war ich zu einer Reise zu einem Schamanen¹ aufgebrochen, der in der Nähe des Rio Ucayali im peruanischen Urwald wohnt und ein anerkannter Maestro/Lehrer ist. Dieser Schamane zählt zur Gruppe der Asháninka², die über ein geradezu enzyklopädisches Wissen über Pflanzen und Tiere verfügen. Die Sprache der Asháninka kennt mehr Pflanzen, als wir im Lateinischen benennen können. Das Wissen über die Pflanzen erlangen sie von den Pflanzen selbst. Denn die Schamanen sind in der Lage, mit anderen Wesenheiten, mit den Ahnen, den Toten, mit Tieren und mit Pflanzen, zu kommunizieren. Dazu trinken sie das starke Halluzinogen Ayahuasca³ und lernen, sich in Visionen zu bewegen und kontrolliert mit den Geistern oder den Seelen ande-

116

- 1 Der Anthropologe Claude Lévi-Strauss hat als einer der Ersten den Schamanismus auf die gleiche intellektuelle Ebene gestellt wie die westliche Wissenschaft. Statt Schamanismus und Wissenschaft gegeneinander auszuspielen, ist es gemäß Lévi-Strauss adäquater, sie als zwei parallele Methoden zur Erlangung von Wissen zu betrachten. Die eine lehnt sich an die subjektive Wahrnehmung und Vorstellungskraft an, die andere entfernt sich möglichst weit davon. Meiner Meinung nach bewahrt der Schamanismus einen Freiraum für Wissen, das aus anderen Systemen herausfällt.
- 2 Von den 300 000 Indigenen aus 65 verschiedenen Ethnien des peruanischen Urwalds sind die Asháninka mit ungefähr 40 000 zahlenmäßig die größte. Die spanischen Eroberer beschrieben die Asháninka als »tapfer und unabhängig«. Während des Kautschukbooms (1839–1913) wurden sie versklavt und geschätzte 80 % ihrer Population getötet. Seit über einem Jahrhundert widerstehen sie der Invasion von Holzfällern, Drogenhändlern, maoistischer Guerilla, Ölgesellschaften und Missionaren. Im Bürgerkrieg in den 1980er Jahren wurden von der terroristischen Bewegung »Leuchtender Pfad« 10 000 Asháninkas vertrieben, 6000 getötet und 5000 gefangen genommen. Die Vorstellung der Völker des Urwalds von Geist oder Seele beruht auf der fundamentalen Gleichheit von Mensch und Nichtmensch, einem radikal anderen Verständnis von Natur. Zum *hombre blanco*, dem weißen Mann, haben sie kein oder wenig Vertrauen. Wobei die Farbbezeichnung keine Frage der Hautfarbe, sondern eine des Respekts vor der Natur und der Geschichte ist.
- 3 Ayahuasca wird von den Schamanen des Amazonas seit Urzeiten hergestellt. Es besteht aus zwei Pflanzen, die stundenlang zusammen gekocht werden. Der Busch *Psychotria viridis* enthält das Halluzinogen Dimethyltryptamin. Dieses wird im Magen durch Magenenzyme blockiert. Die Ayahuasca-Liane *Banisteriopsis caapi* aber enthält mehrere Substanzen, die diese Magenenzyme deaktivieren, sodass das Halluzinogen aktiv werden kann. In europäischen Ländern fällt der in Ayahuasca enthaltene Stoff DMT (Dimethyltryptamin) unter das Betäubungsmittelgesetz. Zubereitung, Weitergabe und Handel sind strafbar.

rer Lebewesen in Kontakt zu treten, jenseits von räumlichen und zeitlichen Begrenzungen. Ein Maestro oder eine Maestra kann die Gestalt wechseln und vermag zwischen den Zeiten und Orten zu schweifen. Über eine totale Identifikation mit der Natur verwandeln sie sich beispielsweise in einen Jaguar, indem ihre Herzen zu »Jaguarherzen« werden. Das ist keine Metapher, sondern die Beschreibung eines realen Vorgangs. Erreicht wird diese Fähigkeit durch jahrzehntelange Unterweisung, durch intensive Perioden des Fastens und der Isolation im Urwald. Die Schamanen erhalten Informationen von den Pflanzen und Geistern. Diese projizieren visuelle Musik und dreidimensionale Bilder, die zu Tönen verschmelzen. Schamanen imitieren diese Klangbilder durch entsprechende Gesänge. Die Gesänge sind sorgfältig elaborierte metaphorische Umkreisungen, die den Weg zur Geisterwelt öffnen. Um die darin enthaltenen Zeichen zu interpretieren, bedarf es einer eigenen Sprache, einer paradoxen und zwiespältigen Sprache, denn die Geister sind autonome Ganzheiten mit einer eigenen Agenda und einer eigenen Intelligenz. Sie sind den Dingen, die sie beleben, sowohl »gleich und nicht gleich«. Aufgrund dieser Vieldeutigkeit gibt es überhaupt nur eine Methode, ihre Zeichen zu deuten: die »verdrehte Sprache«, die nie direkt ist, die sich immer in Bildern, Geschichten, Mythen äußert. Ihr Wissen befähigt die Schamanen, in dieser verdrehten Sprache zu singen und in ihrem Gesang die Metaphern miteinander zu verweben. »Mit meiner Sprache will ich sehen, singend untersuche ich sorgfältig die Dinge. Die verdrehte Sprache bringt mich nahe heran, aber nicht zu nahe. Mit normalen Wörtern würde ich mit den Dingen zusammenkrachen, mit der verdrehten Sprache kann ich sie umkreisen und sehe sie klar.«⁴

Die indische Mythologie lehrt, dass zuerst der Klang da war, dann die Welt, dann der Mensch. Jetzt, da ich in den verschneiten österreichischen Bergen sitze und diesen Text schreibe, kann ich die Gesänge des Schamanen wieder hören. Er singt für mich in der Dunkelheit, in der heißdicken Nachtluft des südamerikanischen Waldes. Dadurch, dass er auf die Welt eingestimmt ist, hat er sich von ihr befreit, und mit ihm tauche ich in einen merkwürdig losgelösten Zustand ein. Durch seine Musik höre ich Farben und Formen. Meine Augen sind in meinem Körper und blicken auf etwas nie zuvor Gesehenes: auf rhythmische Bilder von vibrierenden Landschaften und klingenden Farben.

Gebirge können wachsen, wenn man sie gut wässert. Geologen der Universität Potsdam haben festgestellt, dass sich Teile der nordöstlichen Anden am Rande des Amazonasbeckens in den vergangenen drei Millionen Jahren stellenweise bis zu zwei Kilometer gehoben haben. Niederschläge von sieben Metern pro Jahr lassen die Berge schnell verwittern, dadurch verlieren sie an Masse und steigen auf wie ein Schiff bei der Entladung.

Auf eben diesen wachsenden Bergen befand ich mich, beladen mit Aufnahmegerät, Kamera (die nicht, wie prognostiziert, von merkwürdigen Schimmelpilzen zerstört wurde), mit Stift und Schreibheft und mit Lektüre. Meine Interessen waren vielfältig. Ich hatte gehört, dass die Bewohner des Amazonas 150 verschiedene Sorten Grün erkennen und benennen können. Ich wollte in diesem Sehen unterwiesen werden und ein Buch produzieren, bestehend aus 150 Seiten mit diesen Grüntönen, und ein zweites mit erklärenden Interviews. Ein Buch, das diesen Wald auf Papier übersetzt und das den Leser »reisen« lässt. »Estas viajando«, hat

4 So beschreibt ein Yaminahua-Schamane diesen Prozess.

117

der Schamane später oft zu mir gesagt, immer mit einem amüsierten Lächeln. Er war der Erste, der sagte, ja, ich kenne die Bezeichnungen für alle Grünfarben. Als er dann bei meinem begierigen Fragen zuerst von dem Regenbogen, dem Zwilingsregenbogen erzählte, der ihn zu dem Ort geführt hatte, an dem wir sprachen, und dann auf mein »Aber das Grün?« mit der Geschichte über den kristallinblauen Ring um den Bauch – »kein Künstler kann diese Farbe malen, so fein und transparent war sie« –, den er erblickte, als er vor Jahren an Malaria erkrankte und im Sterben lag – »Ich war gut vorbereitet« – antwortete, um in der Folge von dem Holzprügel zu erzählen, den er sah, als er eines Tages vor einer Hütte saß, und dass dieser vor sich hinkrabbelte, um sich beim Einfangen in einen blauen Vogel zu verwandeln und dann wiederum nach einiger Zeit in ein weißes Huhn, da sind mir die Fragen eigentlich schon ausgegangen. Irgendwann erzählte er dann auch noch von der Riesenschlange, die bei Berührung die Farbe wechselt und alle Farben annehmen kann. Die sich immer höher emporwindet, bis ihr Haupt in den Himmel ragt und die Sterne eine Krone für sie formen.

Die Farben, sagte Delacroix, »haben einen geheimnisvolleren und mächtigeren Einfluss auf uns als alles andere, sie handeln auch ohne unser Wissen«. Wie Gewürze und Pelze, Gold und Silber, Sklaven, Frauen und Federn kommen die begehrtesten Farben von Orten außerhalb Europas, von Orten, die wir exotisch nennen, womit wir farbig meinen.

Seit ich mich erinnern kann, leitete mich die große Sehnsucht, meinen Körper hinter mir zu lassen. Ich suchte etwas, das mich wahrhaft außer mich bringt. Die Vorstellung, der Mensch unterscheide sich grundsätzlich von anderen Spezies, war für mich nie etwas anderes als eine Illusion. In meinen Träumen wollte ich mich in eine Pflanze verwandeln und in eine andere Welt entkommen, in der es keine Verletzungen gibt, in der ich fliegen kann, in der alles leidenschaftlich schön ist. Ayahuasca, im wahrsten Sinne des Wortes eine Lehrerin und Heilerin, sollte mir helfen, meine Sinne zu schärfen und mir den Weg in einen Garten ohne Grenzen zeigen. Zu dem Unvorhersehbaren. »Con palabras me hago piedra, pájaro, puente de serpientes arrastrando a ras del suelo todo lo que soy, todo lo que algún día seré.« (Gloria Anzaldúa) Alles, was ich eines Tages sein werde.

Eine meiner Collagen zum Thema Biokolonialismus zeigt die griechische Nymphe Daphne auf der Flucht vor Apollon im Moment ihrer Pflanzenwerdung vor dem Hintergrund einer historischen Südamerika-Landkarte. Zwischen den beiden windet sich eine Schlange, die verführerische Zeichnung der Schlangenhaut setzt sich in einer tätowierten DNA-Doppelhelix an Daphnes Körper fort. Das Schlangemotiv, eine häufige Vision bei der Einnahme von Ayahuasca, insbesondere in Form von zwei gepaarten Schlangen, taucht weltweit in archaischen Kulturen auf, so auch im Heroldsstab des Hermes und dem Emblem der westlichen Medizin, dem Askulapstab. In dem Buch *Die kosmische Schlange* bringt Jeremy Narby das Schlangemotiv mit dem schlangenartigen Doppelstrang der kodierten DNA-Daten in Verbindung. Ihm zufolge empfangen Schamanen Bilder und Informationen von der DNA, da diese ultraschwache Strahlungswellen, Photone, ausstrahlt, die sich zwar mit Messmethoden bislang nicht eindeutig erfassen lassen, in Halluzinationen und Träumen aber wahrnehmbar sind, einer Art vegetabilistischer Gnosis. Die DNA wird von den Schamanen als »Doppel-Doppel-Text« bezeichnet.

In der Sprache der Asháninka bedeutet Ayahuasca Schlangenkotze. Denn durch die Pflanze kotzt man oder man sieht Schlangen. Tatsächlich kann man auch Schlan-

INES DOUJAK, O. T., 2007
Collage (Fotografie / Historische Malerei)



Images fall slow and silent like snow ... Serenity ... All defenses fall ...
Everything is free to enter or go out ... Fear is simply impossible ... A beautiful
blue substance flows into me. Plants growing out of my body ... People look
like flowers at last. (Charles Bukowski)

gen kotzen.⁵ Vor der ersten Begegnung (el encuentro) mit der Pflanze verabreichte mir der Schamanenlehrling einen bitteren Brei aus einem zerstoßenen Blatt, von dem mir speiübel wurde. Einen ganzen Tag habe ich in nahezu unerträglichen Konvulsionen erbrochen, gefolgt von ohnmächtigen Zusammenbrüchen. Das Sich-Übergeben will eingeleitet werden durch Gebrochenes, Herausgebrochenes. Denn die Pflanze braucht Platz, um zu lehren. Die Schamanen machen einen praktisch nur mit ihr bekannt.

Als es vorbei war, war es vorbei, wie bei allem in dieser Welt. Den einen Tag ist man berauscht und hat die unglaublichsten Visionen, und am nächsten Tag wird nicht mehr darüber geredet. Mit unserem unstillbaren Mitteilungsbedürfnis stoßen wir bei den Urwaldbewohnern auf ganz grundlegendes Unverständnis. Als ich mich auf einer meiner Wanderungen im Wald verirrt hatte, was ungemein bedrohlich war, und schließlich den Weg zurück zur Siedlung fand und da dem Schamanen aufgeregt, auf Mitgefühl hoffend, davon erzählte, meinte er nur stoisch: »Ya paso / Schon vorbei!« Dieses »Ya paso« begleitete mich die nächsten sechs Wochen, in denen ich auf strenger Diät neben mehreren Pflanzentinkturen jeden dritten Tag Ayahuasca nahm. Und in denen ich zwei eitrig-mittellohrentzündungen hatte und mehrere Tage nicht gehen konnte.

Ich wusste nicht, wie groß das Innere einer Pflanze ist und wie unfassbar schön. Wie ein Raumschiff raste ich im Inneren des Stiels hoch vorbei an den wunderlichsten Formen und Farben. Ein hungriger Wind fegte mich an Bündeln nadel-förmiger Kristalle vorbei, an Röhrennestern, an siebartig durchbrochenen Querwänden, an in Schichten übereinander gelagerten Geweben, an Zellen mit kristallinen Einschlüssen, an Blütendüsen. Jedes Mal, wenn ich bereit war, meinen schraubenartigen Körper wegzulassen, setzte der Gesang des Schamanen wieder ein und holte mich zurück, ein stundenlanges Tanz, leicht, fröhlich und voller Freude, einfach. Und dann sah ich weit weg eine Person, die ich immer dringlicher bat: »Lleva me / Nimm mich mit«, und die immer strenger erwiderte: »No, tu te quedas / Nein, du bleibst.«

Das Vermächtnis der Nymphe zeigt, dass moderne Subjekte es unter Nutzung ihrer anorganischen Widerstände geschafft haben, sich in eine Kommunikation über die Gattungen hinweg mit anderen Formen von Bedeutung einzulassen: pflanzlich, tierisch, mineralisch – alles, was sie von dem, was wir menschlich nennen, trennen kann. Das bedarf keiner großen Opfer, wie ich erfahren habe, es bedarf nicht langwieriger Übungen und Anstrengungen, sondern nur einer simplen wollenden Frage oder, ja, eines Befehls. »Da me!« / »Gib mir!«

Ich bin in eine Krise gefallen in der Zeit meines Aufenthalts, eine Krise, die mich flüssiger zurückließ. Ich hörte auf, auf die Ereignisse einwirken zu wollen, dadurch wurde mir unerwartet ein Zustand des Schwebens gesichert. Ich gab es auf, begreifen zu wollen, und hatte das erste Mal in meinem Leben das Gefühl, da

5 Sueño con serpientes, con serpientes de mar, I dream of serpents, serpents of the sea,
Con cierto mar, ay de serpientes sueño yo. A certain sea, oh, of serpents I dream.
Largas, transparentes, en sus barrigas llevan Long, transparent, in their bellies they carry
Lo que puedan arebatarle al amor. All they can snatch away from love.
Oh, oh, oh, la mató y aparece una mayor. Oh, oh, oh, I kill one and a larger one appears.
Oh, con mucho más infierno en digestión. Oh, with more hellfire burning inside!
(Silvio Rodríguez, gesungen von Mercedes Sosa y Milton Nascimento)

INES DOUJAK, *Daphne*, 2007
Collage (Fotografie / Historische Landkarte)



Eine verdrehte Daphne-Metamorphose: Für die ersten Telefonleitungen in den Amazonas sind Baumstämme gefällt, geschält und gestrichen worden. Durch die Hitze und die Feuchtigkeit fingen sie an zu treiben, bekamen Äste und Wurzeln. Telefonmasten, die sich an ihr Leben als Baum erinnerten und wieder einer sein wollten.

gibt es nichts, was ich verstehen kann. Ich, die immer unbedingt wissen wollte, die vergessen hatte und sich jetzt erinnerte.⁶ So war ich gezwungen, Beziehungsformen herzustellen, die nicht über Wissen und Verstehen funktionieren, sondern bevorzugt über Erscheinungen in einer undarstellbaren, unverfügbaren und unkontrollierbaren Welt. Der Schamane sagte: »Wir kennen uns schon ewig, und jetzt treffen zwei Welten aufeinander, und man hört nur die Stimmen. Man sieht nichts, es gibt keine Bilder. Nur einen Ton: zuerst ein Gemurmel und dann ein Singen.« Doch wie eine Welt begreifen ohne Bilder? Ohne ein Nachbild? Ohne Übersetzung?

Ein Bildband über eine der ersten Expeditionen in den Amazonas zitiert einen Forschungsreisenden: »This band of Indians, which could have been mistaken for a moving forest, streamed alongside us at a easy trot.« Der bewegte Wald, der furchtbar teilnahmslose Blick der Natur nahm mir immer weiter den Atem. An so einem Platz befand ich mich, in vollkommener zärtlicher Einsamkeit, dort, wo ein Vogel mit gelben Federn im Wasser still steht. Bei meinen Wanderungen, zufällig und zukünftig, im anderen Teil, wo die Dinge und die Menschen stets gingen und kamen. Es war das unvergessliche Plötzlich, das mich durchstieß, und die darin beschlossene Ruhe. Kaum ein Nichts, wie der verschwimmende blaue Dunst und was im Menschen keinen Platz findet: alles, was den Rahmen sprengt. Wie leben wir mit denjenigen, die wir nie kannten und die wir nie gewählt haben?

Ich konnte mich in die Geräusche des Regenwalds zoomen, in die unterschiedlichen vibrierenden Kräfte. Ein Summen senkte sich auf die Kronen der Bäume, fiel und stieg an. Diese Bäume, sanfte Gespenster im knochenlosen Grün, machten mich zur Nachtreisenden. In der Dämmerung drang ein Baum als Hauch durch meinen Mund ein und zog sich durch den Körper. Die Haltetaue schießen lassen, nannte es Rimbaud.

Nach meiner Rückkehr habe ich noch monatelang jede Nacht einen Sog gespürt, als würden mich die Stämme, der Schamane und die Geister ansaugen. Im Schlaf bin ich über dem Bett geschwebt, nicht hier, nicht dort: Wie uns Ovid erzählt hat, wird auch Daphne durch den Wald rennend, von ihren Schwesterbäumen verschlungen. Einmal, während einer dieser Bootsfahrten über einen dieser braunen Urwaldflüsse, als ich am Boden des Boots lag in Augenhöhe mit dem grünen Dickicht am Ufer, überfiel mich eine nahezu unerträgliche Sehnsucht nach Veräußerung, danach, mich in dem Grün aufzulösen, und das Gefühl, nicht mehr weiter zu können und nicht mehr weiter zu wollen. Das also wollte ich: verschlungen werden von meinen Schwesterbäumen.

J.-P. Sartre meditierte auf einer Gartenbank, als er plötzlich eine Vision hatte. »Categories collapse and the first to do so is that of color, specifically of the color green, like the green of the sea. It turns out that color is the mediator between hard-edged categories and the nothingness of being. Reality is no longer an object out there, over there, as in a cliché, the green ocean«, as in a picture on a gallery wall. J. P. Sartre is passing into the object in front of him. Existence has unveiled itself. ›The chestnut tree pressed itself against my eyes, green rust covered it half-

⁶ »So that, as rational metaphysics teaches that man becomes all things by understanding them, this imaginative metaphysics shows that man becomes all things by not understanding them; and perhaps the latter proposition is truer than the former, for when man understands he extends his mind and takes in the things, but when he does not understand he makes the things out of himself and becomes them by transforming himself into them.« (Giambattista Vico, *The New Science*)

way up, ... my nostrils overflows with green, putrid, odour ... I thought without words, on things, with things ... lost in it, nothing but it ...« (Michael Taussig, in: *Shamanism, Colonialism, and the Wild Man*).

Gestern blubberte aus mir, der Blase, unbeschreiblicher Schmerz, wie der angekündigte Ausbruch eines unterirdischen Vulkans. Ich die formlose graue Erde, und die Pein steigerte sich ins Unermessliche – ein Strömen und Blitzen und Wallen, ich der Schmerz. In einem nach oben erweiterten Trichter, in rotierenden Luftwirbeln, zog es mich weg, irgendwohin. Eine riesige bewegungslose Bestie hatte sich schwer auf mein Herz gelegt. Mein Oberkörper verwandelte sich in etwas Großes, Altes und Steinernes, das unbewegt auf den Tod wartete, während sich die Qualen in den Unterkörper verlagerten und ein weiterer Teil von mir fortlaufend wiederholte: »Yo, nunca!« / »Ich, niemals!« Nichts wird mich jemals besiegen, und doch war es gleichzeitig ein Kampf, der schon verloren war, den ich nur noch aus Prinzip weiterkämpfte. Der Schamane sang unbeschreiblich schöne Melodien, und entlang dieser Melodien erschienen mir kaleidoskopartige Bilder von Räumen, die mich mit berauschter Besessenheit ergriffen. Wer war es, der diese erfunden hat? Hatte ich nur einen Raum als Beweis für die außergewöhnliche Plastizität meines Begehrens geschaffen? Mein Körper hat sich geschüttelt und geschüttelt und gleichzeitig vertikal um die eigene Achse gedreht. Schlangen und Blüten, die einen wachsen aus den anderen und dann aus mir.

Am letzten Tag lag ich gänzlich nüchtern im Bett unter dem Moskitonetz, und plötzlich stand ein Mann an der Tür, im dunklen Anzug. Neugierig fragte ich mich, wer das sei, bis mir lapidar einfiel: »Ach, der Tod.« Wir beide blickten uns eine Weile mit gelassener Heiterkeit an, und dann ging er. War das vielleicht nur mein Schatten? Als ich dem Schamanen davon erzählte, sagte er: »Ja, der ist immer da, besonders bei dir.« In Quechua⁷ wird Ayahuasca meist mit »Liane der Toten« übersetzt. Er sagte: »Wir suchen das, was es nicht gibt.«

Vorbereitet wurde ich aus diesem Urwaldgarten, indem alles ständig seine Form zu verändern schien, aus diesem dünnen Ort ohne Grenzen entlassen. Es ist so eine Sache, wenn man sich für diese Pflanze zu interessieren beginnt, und eine gänzlich andere, wenn sich die Pflanze für dich zu interessieren beginnt. □

⁷ Quechua ist eine indigene Sprache, die von Millionen Bewohnern des andinen Hochlands von Peru, Bolivien und Ecuador in einem ihrer Dialekte gesprochen wird.

Von ASTRID V. W.

27 DECEMBER 2008 – 1 MAY 2009

a	schedule	composed
out of	fragments	from my diary,
personal notes,	medical	documents
and	memory	

Date	Diary	Medical	Physical	Personal
Diagnosis Sun 27/12/08	With family in Beaingwood (Christmas)		Pain in neck	Had dad look at left side of neck, because of muscle tube. He discovered enlarged lymph node. Guessing it's nothing serious. He said called colleague at VUMC hospital for advice and she tells me to come in immediately on Monday; they'll probably do a biopsy to make sure. She, incidentally, we're all worried, especially as a sign of infection, Pfeiffer's disease?
Sun 28/12/08	8 am VUMC Haematology, dr. Charalena Radkovic	Examination neck & body Blood lab (10 tubes) Bone marrow aspiration and biopsy Thromb photo	Nearly fainted	In hospital from 8 am - 2.30 pm. Lymph node is size of small egg, also enlarged node on right side of neck. Blood and thromb showed nothing. It's not Pfeiffer's disease as we were hoping. Bone marrow stuff (thrombosis pain (radiation didn't work properly) traumatic, had to cry during and nearly fainted) still. It's something else to be found in bone marrow. It's bad. Through Charalena suspects form of lymphoma, it could be metastases of other tumour. What if I have brain tumour or something else I could die of?
Tue 30/12/08	7.30 Ned arrives at St. Joseph	Lymph node biopsy (white)	Nearly fainted	Preparing gift for Ned & Phil's wedding, good vibrations.
Wed 31/12/08	VUMC Ear Nose Throat (ENT), dr. De Bree Pathology: biopsy Anesthesiology: pre-surgery consult New Year's at Sijr & Mirne			Biopsy to make sure they're not metastases (in which case node cannot be simply removed for further analysis. Necessitates from pathologic to biopsy and tumour node in neck to get best angle. Neck is, from some, air, postural top of lung, but no complications. Nearly fainted. Was good to be at Sijr & Mirne's, but get sick so went home on Mirne's side (thromb node not really bad and frequent all around). While other people celebrate the new year, I'm home alone sick and scared for results, awful.
Thu 1/1/09	Dr. De Bree calls with result biopsy		Dizziness, sick (sore throat II)	Relatively good news: not metastases of other tumour, so it must be form of lymphoma. Surgery as planned. De Bree is really nice. Awful to see jump to neck and realize it's something malign growing there.
Fri 2/1/09	Bachelor party Ned & Phil			First time I saw Ned & Phil after arrival, was nice but felt bit like party pooper.
Sat 3/1/09	10 am VUMC ENT Surgery, dr. De Bree	Removal left lymph node for diagnosis Complete anastomosis, Morphine	Sleepy, dizzy	Given Morphine for pain when I woke up, though it turned out later that's not allowed when you don't stop overnight. De Bree visited with students. RH had commented later when I realised how they had seen me: half naked, swollen neck, metastases all over body on arm and I put metastases on my yellow skin (born in India, with black X's to mark the right side of my neck).
Sun 4/1/09	3 pm VUMC Haematology			
Mon 5/1/09	CEMEX Master of Ceremony at Wedding Ned & Phil	Examination and area Removal stitches neck	Lumps/scar in neck	Difficult to join the party, though good to have distraction. Covered sore and swollen neck with scarf, looked okay considering. Strange to be around guests who don't know about all this. Was a nice party and managed quite well. Ned and Phil seemed very happy. Ned gave me very nice thank you speech. Am trying to prepare myself for bad news.
Tue 9/1/09	ASCA office			
Wed 10/1/09				
Thu 11/1/09				
Fri 12/1/09				
Sat 13/1/09				
Sun 14/1/09				
Mon 15/1/09				
Tue 16/1/09				
Wed 17/1/09				
Thu 18/1/09				
Fri 19/1/09				
Sat 20/1/09				
Sun 21/1/09				
Mon 22/1/09				
Tue 23/1/09				
Wed 24/1/09				
Thu 25/1/09				
Fri 26/1/09				
Sat 27/1/09				
Sun 28/1/09				
Mon 29/1/09				
Tue 30/1/09				
Wed 31/1/09				
Thu 1/2/09				
Fri 2/2/09				
Sat 3/2/09				
Sun 4/2/09				
Mon 5/2/09				
Tue 6/2/09				
Wed 7/2/09				
Thu 8/2/09				
Fri 9/2/09				
Sat 10/2/09				
Sun 11/2/09				
Mon 12/2/09				
Tue 13/2/09				
Wed 14/2/09				
Thu 15/2/09				
Fri 16/2/09				
Sat 17/2/09				
Sun 18/2/09				
Mon 19/2/09				
Tue 20/2/09				
Wed 21/2/09				
Thu 22/2/09				
Fri 23/2/09				
Sat 24/2/09				
Sun 25/2/09				
Chemotherapy Mon 26/1/09	8.30 am VUMC Lab & Haematology ward St. Johann 1)	Blood lab ABVD 1 st chemo through IV: A (Doxorubicin) B (Etoposide) C (Vinorelbine) D (Dacarbazine) 3 x Zofran	Feeling a bit down all the while red urine from Doxorubicin At home high fever, cold shivers, nausea	When entering Haematology ward you have to go through 2 doors and disinfect hands. Strange everybody there knows I'm sick, but nurses at other new ones there. Nurses Anita and Anne Marie very kind, look on of face to inform me of what will happen, side effects etc. Sucky to know chemo will destroy good cells as well, a necessary attack on your body. Horrible to share room with three sick people, some are in such bad states can't comprehend I'm one of these cancer patients now. Was hoping to have direction from nurses but I'm told to avoid them and trans-etc. because my immune system will be down so should try not to catch something. First chemo treatment roughly 3 hours of chemo bags plus saline bags, then stayed there entire time. IV in right hand, cold fluids going through veins was very uncomfortable. Intense pain with entering of Doxorubicin, lasted for more than half an hour; more bad to enter me because it was almost unbearable. Aorta pushed extra saline to dilute D, as much as possible, made pain less strong but also hot longer. Quite a challenge to take IV, standard to bathroom and lower your pants and all with one hand, turn behind. Being sick means giving up your privacy.
Tue 27/1/09		2 x Zofran	Tired, nauseous	Thank god for Zofran, keeps me from throwing up, but causes constipation. Felt like fired eggs when I woke up, which means telling everybody who calls to see how I am, it's the joke of the day! But able to go for a walk, very tired though. Dad took pictures to document my hair

Wed 28/1/09	3 pm hairdresser	1 x Mov colken 2 x Zofran	Tired, bowel cramps, constipated, painful mouth	before I might love it. Next picture of us together, as if nothing's the matter, people who mean us when you have to die about.
Thu 29/1/09	10.30 am so wig shop with mum	2 x Mov colken	Painful mouth, constipated, skin on head itches	Hair cut half short, maybe better should I fall out. Hairdresser Boos shocked to hear the news, but wouldn't I get giant curls in return. Again news pictures, very nice one with mum and dad. I sat down to them and then to see them turning, four memorable. Sign and Sharon are very involved and call a lot, really feel part of a family. Back good.
Fri 30/1/09	11 am Andrea, Zofran	2 x Mov colken	Mouth less painful, bowel cramps, constipated, pain right arm	So strange: bump in neck has already shrunk a bit, comforting: it's working. Hated to be at the wig shop. They'll make one with half long blond hair. Ee I have now, I can double hair or better to collect 3. or not. AM: not sure I would.
Sat 31/1/09	2-4 am Ivika	2 x Mov colken	Mouth very painful, bowel cramps, constipated, pain right arm	What I could go to toilet, such belly pain!
Sun 1/2/09	fall back to Bertha	Chemo from body	Extreme pain arm, mouth, diarrhoea	Up to now I kept emphasizing I was relatively lucky that of all types of cancer, it was Hodgkin. But this pain is unbearable. Feel beaten and full of self-pity, occurs so unfair that people around me get amazed and have kids and I'm going through all this, worrying about my life, fertility etc. Sometimes can't believe this is really happening.
Mon 2/2/09	Call Haematology about pain arm (7 am India)	2 x Mov colken 2 x 10 mg Morphine	Pain arm, diarrhoea	Was told cytotoxicity take needs to give your system, feels good to know they're out of my body now.
Tue 3/2/09		2 x Mov colken 3 x 10 mg Morphine at 3.20 am, 10.50 am, 2 pm, 11 pm	Pain arm, diarrhoea	Arvia fixed prescription for Morphine to pharmacy. Strange how medicine are like chain reaction: Zofran and Morphine to counter effects chemo, Metoclopramide to counter effects Zofran and Morphine (vomiting), then obviously diarrhoea from Metoclopramide. Arvia contained how more effects from chemo are to do with your mucous membranes (fast-dividing cells) which are damaged like bowels at night.
Wed 4/2/09	Visit Refina in town, then to parents Upticure: use gloves	2 x 10 mg Morphine at 6.45 am, 12.45 am; 1 x 5 mg at 3.15 pm	Pain arm, diarrhoea	Had to go home to parents again, on Morphine I can't be close. Making bad jokes with mum about chemo tests and chemo trips. Mum and dad bought me new pair of gloves: can't wear any contacts now because of the breastcancer. Feel ugly.
Thu 5/2/09	11 am Marni, Vespa, Sue, Paul 8.15 pm Concertgebouw Sanita	2 x Mov colken 2 x 10 mg Morphine at 6.45 am, 12.45 am, 1 x 5 mg at 3.15 pm	Pain arm, diarrhoea	Couldn't focus on concert because of pain, but good to be out. It's like stepping into a different world where people are healthy, but also like I'm separated from all the rest and everybody else, very strange.
Fri 6/2/09	Shopping with Adela	Paracetamol	Pain arm usually over, dry mouth, nose	Grading hats and scarves through Internet, medians.com etc. Bought make-up with Joana. Spending lots of money on sunglasses as best I can.
Sat 7/2/09	2-5 pm Judith's birthday mtg. Pwolle by car with Frank and Andrea		Very tired, arm okay, normal poo	Thank god I got my period, maybe chemo won't affect fertility at all then.
Sun 8/2/09		Bleed lab ABVD chemo: 1 x Zofran against nausea 1 x Lorazepam 1 x Mov colken	Sick, high fever, cold shivers, headache	LV: now in elbow, bigger vein so less pain in arm. Took agas before chemo got there from pharmacy, turned out there less machine was done. Nice distraction from Sharon food warren Marjorie who basically kept exclaiming 'oh my god and ecstasy' who sang along with radio. Like all episode. Guy next to me was of austral transplant.com (now Hodgkin) and kept repeating how interesting he finds it that his body will be built from scratch: makes him feel reborn; pass it's stained and this is how he deals with it.
Mon 9/2/09		2 x Zofran 2 x Mov colken	Headache, armsores, chest pain breathing, itchy scalp, skin head/ear itches	When wind blows through my hair it really itches.
Tue 10/2/09		1 x Mov colken	Sore on head, throat, mouth burns, mouth, eye	With Pat and Kent went here.
Wed 11/2/09	Fall in Besscha till 14th		Mouth itches, throat, tired	Somewhat complaining in know some of what will happen these weeks from first chemo.
Thu 12/2/09		1 x Mov colken	Ear starts to tingle, ear, very itchy, mouth less, bowel cramps, normal poo!	Was something my hair and ear came out, it's appearing after all. Shit. Am panicking.
Fri 13/2/09	(10 am Defence Exa)			
Sat 14/2/09	Fall in Dublin till 25 th 2 pm AGS with family, niece JH Marni and Sadie	1 x Mov colken	Ear filling out, extreme bowel cramps, muscle pain	Terrible. Lots of hair falling out under shower, can hardly wash it. Seeing myself makes me cry. Arvia was nice, very tired though, couldn't combine with stress for fear of infection.
Sun 15/2/09	Call Mrs Koel	Chemo from body	Muscle pain, belly, hair, arm	Called Mrs Koel, overwhelmed to tell her. They lost their son due to cancer aged 18, I remember well, used to make puzzles with him.
Mon 16/2/09	1.30 pm hairdresser with Noy film & dinner with Tom and Julie		Bowel cramps, diarrhoea, hair	Hair cut short by trendy Vietnamese hairdresser with phone on ear, felt very embarrassed about all the hair falling out, he ignored it which actually didn't help. Glad Noy was with me. Surprised there's still hair left, won't last long.
Tue 17/2/09	Birthday Marni: 2 pm (at Kasel) Eilan with mum		Extreme bowel cramps, diarrhoea	Thank god arm didn't get so bad as last time. Mrs Koel told me she didn't sleep after my call. Have never seen her emotional like this, (she had for living there reassure me while their son died. Strange, I remember him as clearly as) but now I'm not the only one from chemo.
Wed 18/2/09	1 pm Lurch Lady and Luke at Court Evening: Iris, Jan and Gips		Extreme bowel cramps	Lady brought me beautiful box of chocolate from Blijmarkt. Jan cooked really nice Indonesian food. Gips is good distraction.
Thu 19/2/09	2 pm Judith ASC's office			Want to say hi at work. People are nice. Some look at me as a weaker patient, as if I'm about to die any minute. It's awful to stand in front of people and realise you're making them uncomfortable. I keep reassuring everybody that this is other best kinds and that I'll be fine, which makes them all concerned or show well I deal with it.
Sat 21/2/09	Manija walk in park, coffee with JH			Nice to go away, though I couldn't really focus on the art much and get quite tired.
Sun 22/2/09	Shah Exhibition De Pont Tilburg with Daniela and Rob by car			Hair on my pillow every morning. Don't get used to it, it's awful. Katie calls more NV a bit, she feels very close even though she's far away. Uncle Tante called from Belgium, rest of family stays silent. I don't mindforme, but they don't ever call dad.
Mon 23/2/09	8.30 am VUMC Lab & Haematology (disease 3)	Bleed lab ABVD chemo 3 x Zofran	Nauseous, sick, arm	Arvia put LV in right arm again because she wants to spare my left arm. I assume pain from the Discharge again, doctors explain vein is sort of burned from white, but this much pain is rare. Googling I found two people who report on it online. Feb sick (sounded flu or something), didn't help but worried: next to me was certainly throwing up.
Tue 24/2/09		3 x Zofran 2 x Morlockin	Nauseous sick, tired	
Wed 25/2/09		3 x Zofran	Nauseous, arm, mouth	Hair so thin now I'm wearing hats when I go out: I hate hats.
Thu 26/2/09	Iris and Jupp come over	2 x Morlockin 1 x Zofran 2 x Morlockin	Mouth, arm, tired	Her brother Narmendi (by which friends brought for me, they're great. At parents again because I had forgotten the Zofran, back to Amsterdam tomorrow. Four men who began driving me back and forth. Mum and dad take such good care of me, don't know what I'd do without them.
Fri 27/2/09	Fall here till 5.3	6 x Paracetamol 4 x 5 mg Morphine	Arm, bowel cramps, tired	We'd how you almost get used to extreme pain, I feel weaker and more tired than I did after the first chemo.
Sat 28/2/09	Pauline comes for dinner		Arm worse, extreme bowel cramps, tired	Had to have extra blood exam to test amount of leucocytes, they're getting lower but still okay. Dizzy from Morphine
Sun 1/3/09		7 x Paracetamol 4 x 5 mg Morphine Chemo from body	Extreme pain in arm, bowel cramps, tired	
Mon 2/3/09	8.30 am VUMC Lab 9.45 am Haematology	Bleed lab 3 x 2 Paracetamol 4 x 10 mg Morphine 2 x Morlockin	Extreme pain in arm, extreme bowel cramps, dizzy, tired	
Diak	Blary	Medical	Physical	Personal
Tue 3/3/09	appt Defence Alex Barthoven, by car with Iris and Andrea	2 x 2 Paracetamol 3 x 5 mg Morphine 2 x Morlockin	Extreme pain in arm, extreme bowel cramps, high, dizzy, very tired	Very dizzy from Morphine. Trying to know to do your shower at the point earlier on the way, like a drug addict. Also funny moment when Iris whisper on the bus: I felt as if I'd fly through the front window. Never thought that even in my life I'd be so high!
Wed 4/3/09	8.30 am Kaijser: arm about reoperation Brose		Arm bit better, leg poo	Have never been this exhausted with my stuff: it's like a day job keeping track, as I'm told to do of what and how I go!
Thu 5/3/09	Call Joe with Pat 1.30 pm Defence Tech party at 8 pm			Went to last's party. Left straight being there but was good to dress up, put heels on etc. Got lots of comments on my short hair, a whole new look. Miss my long hair though.

Thu 6/3/09	11 am coffee at neighbors' house 4 pm Miami, sit in on Susana's class				Nice to be back in academic context, but strange. Feel very disconnected from know, if all seems inappropriate, hope I'll be able to get back into my dissertation soon, had expected to be able to work a little bit, but haven't been able to. Mike and Maria (my supervisors) are nice and understanding.
Sun 7/3/09	12 pm at Singel 404				
Sun 8/3/09					
Mon 9/3/09	8 am VUMC Lab & Haematology (chemo 4)	Blood lab APVD-chemo 3 x Zofran 1/2 Lemsopran Morphine	Very sick, high fever, cold shivers		Anti tried IV on right in spare left arm, but didn't work, very painful. Because this was the first time any left arm was used, the flecainide caused little pain, thank god. Cocktail of Lemsopran and Morphine through IV, sloopy and calm throughout chemo. Blood lab shows haemoglobin too low; normally, need to give chemo in 2.5 and time were 1.7 which means the edge that follows after a few days will get a better 1 fibrosis 1 you have to stay in hospital because of infection risks). Doctors decided to give chemo after all, but tomorrow morning and god's gift will have to give me injection to boost my bone marrow to make more white blood cells.
Tue 10/3/09		3 x Zofran 3 x 1/2 Lemsopran 2 x Morpholin Narbain injection 2 x Morpholin	Bowel cramps, tired		GP gave injection in leg, bit painful. He was quite excited about administering an injection with some EULAR 13000. As was it kept telling everybody, as if it's something really cool. Scavage to be in Benninghove's so much and to be so dependent on him and dad at this age, with the situation was different and I had someone near to me to care for me. Puffed is much lighter now, is supposed to be normal but am bit worried.
Wed 11/3/09		2 x Morpholin no further notes 2 x Morpholin	Bowel cramps, tired, hypersensitive		I feel very strange, effect injection? Washing my hands with solid water or even holding a water bottle in my hands recalls the uncomfortable sensation of saline entering my arm, the smell of disinfectant soap makes me feel sick, sounds are too loud, feel nauseous and strange. Very hypersensitive.
Thu 12/3/09		2 x Morpholin	Bowel cramps, tired, hypersensitive		Hair gets thinner by the hour now.
Fri 13/3/09		2 x Morpholin Chemo from body	Bowel cramps, tired, hypersensitive		
Sat 14/3/09			Bowel cramps, tired, hypersensitive		
Sun 15/3/09			Bowel cramps, tired		
Mon 16/3/09			Bowel cramps, tired		
Tue 17/3/09	3:30 pm VUMC Radiotherapy, dr. Meijer (Infusion Support, Aginertapap)				Had asked for consent with dr. Meijer, who has experience with Hologic, to get clearer information than I've been given so far. He said risk of long term effects is increased only slightly, not as drastically as other nuclear agents had said. Only 1 in 10 people get the real problem for example. Very relaxed. Maybe it all won't be that bad. The dose I'll get is 30 Gy (whole body) (but means) in 12 fractions.
Wed 18/3/09		Blood lab	Bowel cramps, tired		Having blood drawn is getting more difficult and painful. I dread it more and more.
Thu 19/3/09	11 am VUMC Dental Surgery 2:45 pm Lab 3:15 pm Haematology 12-9 pm ASCA (drinks) 18 pm Art. & Research Openings		Tired		I hope the damage to my veins won't be permanent. I'd really anyone wanted to extract my 1 wisdom tooth! If they ever need to be removed there's a risk of infection (Gavacoxin will be permanently affected by radiotherapy). Thank god not enough cause to postpone biopsy.
Fri 20/3/09			Tired		
Sat 21/3/09		Medical	Physical Tired		Personal
Sun 22/3/09			Tired		I now go out wearing scarves, as first barely dared to leave my house. Don't think I'll get collect the wig, feels strange to not like hair on my head. I'm like old woman, when I get home I need to sit down before taking my coat off. Am quite tired by now.
Mon 23/3/09	Lunch Soghis, shop for scarves Ray presents. Seven and Jolien		Tired		Discovered two eye-like marks, one on my belly one on my right leg. Strange, but apparently skin and nail deformations are an effect of chemo. Nails still normal.
Tue 24/3/09			Tired		
Wed 25/3/09	12 pm VUMC Nuclear Medicine: PET/CT (PET to Anti at 2h for IV.) 2 pm Dental Surgery: Jyaktin	Blood lab PET scan, drinking 3litre water in advance. IV with 2 injections, 1 radioactive	Tired		PET broke down so no scan today! Lots of hassle to get a rescheduled for tomorrow so that I can still go to Terschelling. Was very tired from arranging all that. Keeping mouth clean will be lot of work, 4x a day gargling with saline solution. 2x a week fluoride applications, when I'll have to continue years after treatment. Annoying, last thing you think about when diagnosed is having to do all this. I've never had dental problems, hope that won't change, especially since I'm scared of dentists. Looks as that source's now that something's really wrong.
Thu 26/3/09	3:30 pm VUMC Nuclear Medicine (PET to Anti at 4h for IV.)	PET scan, drinking 3litre water in advance. IV with 2 injections, 1 radioactive	Very sick (stomach flat, tired)		Shit all reacting, barely managed to drink a litre of water for the scan and then it all up over Anti, myself and a chem had all thrombocytopeny as she was putting in IV for scan - "have good scan, want ahead anyway. Maybe I won't be able to go to Terschelling, not because of R, but because of that". Am very sick now.
Fri 27/3/09	12:30 am VUMC Haematology: PET & blood results (with parents) 1:15 pm Radiotherapy (with Jolien): face mask and CT After back to Benninghove Partyday Jolien (Lyophorus conference) Weekend at parents with family	Face mask CT scan	Sick, tired		PET results good: complete remission. Thank god it's gone, so extra chemo necessary. Marae drawn on my body for CT; making of face mask very claustrophobic, for a while only able to breathe through nose. Am advised showing my nearly bald head to radiology people, looks disgusting, like a doll's head with most of the hair pulled out. Still a 4 cm lump in my neck, should disappear with time. Struggle to look at myself with marks on my body, like I'm an object. Celebrating good result with family, nice to all be together, including nices. I had expected to be scared but am not. I now realize it's not over plus was very worried about chemo. Realizing this will affect my entire life, not 2. Also, there's still radiotherapy. Throwing up from flu, but strong association with chemo. Am determined to go to Terschelling, no matter how I feel.
Sat 28/3/09	Trenchelling with Soghis		Sick (will stomach flat, tired)		Great to be away; without a formal I managed much better than expected. Flu is over, still bit weak. Tons of needles on face, nobody warned me my skin would be that much more sensitive, but at least I had healthier. Am getting bit used to going out with scarf on, in some parts of Antwerp I don't work, am sure some people think I'm Muslim. Here at Terschelling I feel quite a strain on though.
Sun 29/3/09			Tired		Enjoying 'Terschelling': I am of hassle with scarf and hose hairs all the time, wishes a lot we're taking it easy, are outside at the sea a lot and watch movies at night. Nice.
Mon 30/3/09			Tired		Marae energetic again. Starting to realize what it means that PET was good, more cheerful now. These Marae will get good results. Suddenly we are one big experience.
Tue 31/3/09	Trenchelling with Soghis Marae has scan VUMC Radiotherapy: 2nd Day mask and CT scan Dinner Jolien's birthday (Turfseer, Neuwantafel)	New face mask New CT (mask)	Noting head		Marae and CJ had to be creative, had to fill head backwards so that maraehops kept as much out of radiation field as possible; now the back of my head will enter field and will say said longer, shit. There's something really creepy about a room full of people's masks, self. Marae have to remain on body, so careful with showering. When they time mask on for CT it wouldn't fit, so obviously it had to be done a 2 nd time, very annoying. Not only claustrophobic experience but also 2 litres radiation from CT scan. Phased off about head looks absurd of radiotherapy securities. Uncomfortable during dinner Jolien, first time in public place with scarf on, dirt's stay on properly and felt very apprehensive, as if everybody was looking at me thinking my god she must have cancer, while probably hardly anybody noticed me. Was nice to be out with Jolien, Petra, Anika and Lisa.
Sat 3/4/09					
Sun 5/4/09					
Mon 6/4/09	1:30 pm scan > IBEA VUMC Radiotherapy	Fluocade	Tired		Hair has been falling out for 7 weeks or so. Because of mask problems, 1 st radiation postponed till Wednesday.
Tue 7/4/09			Tired		
Radiotherapy					
Wed 8/4/09	11:45 am Test: Toxicology movies 3:30 pm VUMC Haematology: Cocaine finger to 60:45, ask for referral letter rehab programme letter travel costs decision insurance 4:30 pm Radiotherapy	Radiation 1 Fluocade Gargling saline	Tired		Dreams continue on stress came up from behind and tore my scarf off. Now that radiotherapy has started, Cocaine will be at some point later.
Thu 9/4/09	2:33 pm VUMC Radiotherapy dr. Meijer	Radiation 2	Tired		

Fri 16/4/09	VUMC Radiotherapy 2.30 pm Ermer, JH & Maria			Tired	Maria's room was good, thank god. Nice to be at their house. It always succeeds in making me laugh, a welcome break from all the drama.
Sat 11/4/09		Radiation 3 Gauging saline		Tired	
Sat 12/4/09		Urocode Gauging saline		Tired	
Mon 13/4/09	8.10 am VUMC Radiotherapy 8.30 am Hansbesor at hospital	Gauging saline Radiation 4 Gauging saline		Tired, throat, gullet	Hospital Hansbesor shaved my head. Finally no more hair falling out, but awful to see myself like this. Went to an salon, went to Strip after, he embarrassed to show him my head, he was bit emotional as well. It looks too horrible now than with a few hairs left, but I love it that, despite radiation. I really look like a scrotal patient to me.
Wed 15/4/09	8.10 am VUMC Radiotherapy Lab and Haematology (Cochine)	Radiation 5 Blood lab Fluoride Gauging saline		Tired, throat, gullet	I hope it because neighbours across can look into my kitchen I'm wearing a hat in my own home! Eyebrows are getting thinner, lashes are falling out, only short ones seem to remain, thank god for make-up. No more pubic hair, no more shaving of armpits. Shaving takes much shorter now!
Thu 18/4/09	2.25 pm VUMC Radiotherapy - dr. Meijer 4 pm Andrea visiting home, ward 11	Radiation 5 Gauging saline		Tired, throat, coughing from stone, excessive saliva, gullet	Uncle Frans is dying from lung cancer, am so sad for dad. For me a bit sad close to home as well, though of course I realise it's a very different story from mine. Have to decide whether to go to funeral. I want to.
Fri 17/4/09	9.05 am VUMC Radiotherapy 9.30 am Dental hygiene Pauline Fim Martijn	Radiation 7 3 x Urolegant Gauging saline		Tired, throat, coughing from stone, excessive saliva, gullet	Meijer presented Ultrareg for pain relief. Vivien Andrea after her surgery, funny to see her high on Morphine (was I like that?) but understandable to be in hospital ward. Lee LV, and such reminded me of extreme, strange, that such associations are so strong.
Sat 18/4/09	Weekend at Steven in The Hague	3 x Urolegant Gauging saline		Tired, throat, coughing from stone, excessive saliva, gullet	Throat hurts constantly, stone and saliva very annoying. Sometimes need to keep handkerchief under mouth because I'm drooling, almost funny.
Sat 19/4/09	The Hague, also to Petra	3 x Urolegant Gauging saline Fluoride		Tired, throat, coughing from stone, saliva, gullet	
Mon 20/4/09	9.05 am VUMC Radiotherapy Call Appri to say I won't collect vig	Radiation 8 3 x Urolegant Gauging saline		Tired, throat, coughing from stone, saliva, gullet	
Tue 21/4/09	8.50 am VUMC Radiotherapy Lashes for dinner Kirst have been NY for week!	Radiation 9 3 x Urolegant Gauging saline		Very tired, throat, mouth, gullet, rashes, dry/red skin	Pain attack under mask, it's so debilitating to be left alone during the radiation, looked to be back knowing you can't get out or move or cough. As soon as I ran out of my hand, the lab people immediately came back to attack me, they were all very understanding. One really nice girl comforted me by stroking my bald head, it really has touched me there, was nice because she did it in such a normal gesture as if no being bald was the most normal thing.
Wed 22/4/09	8.10 am VUMC Radiotherapy 10.30-11 am Maria	Radiation 10 3 x Urolegant Gauging saline Fluoride		Very tired, throat, mouth, gullet, rashes, dry/red skin	Radiation 9 tougher than expected, receiving back and forth is all I can handle in a day, am very tired very quickly, but I refuse to take rest, would make me feel more like patient. Other lab and team full of people because therapy usually scheduled early morning, so I have to travel in peak hour. Somehow I'm scared to ask people if I can sit down, though sometimes they stand up for me.
Thu 23/4/09	Pygling with me to VUMC 2 pm Radiotherapy + dr. Meijer 1 pm Haematology lab + Corinne Boudley Martijn	Radiation 11 Blood lab 3 x Urolegant Gauging saline		Very tired, throat, mouth, gullet, rashes, dry/red skin	Had expected to be able to get back to work during this period but there's no way.
Fri 24/4/09	8.30 am VUMC Radiotherapy 9.10 am Dental hygiene	Radiation 12 1x Carbocystin		Very tired, throat, mouth, gullet, rashes, dry/red skin	Throughout because of attacks in mouth, painful throat and gullet.

Sat 25/4/09	7 pm Galerie Opzet Pineal uncle Frans, Belgium	3 x Urolegant Gauging saline		Very tired, throat, mouth, gullet, rashes, dry/red skin, strange taste	Had time at funeral of Frans. First time Beglar finally saw me, and in this context. Was scared to go in coffin or church, comforting. Couldn't help thinking what if there was not I feel guilty, was thinking in me about myself than about Frans.
Sat 26/4/09	Kirst home!	3 x Urolegant Gauging saline Fluoride		Very tired, throat, mouth, gullet, rashes, dry/red skin, strange taste	Great to see Kirst and have her here, it's like she's never been away.
Mon 27/4/09	8.20 am VUMC Radiotherapy Kirst's grandmother's cremation	Radiation 13 1x Carbocystin 3 x Urolegant Gauging saline		Very tired, throat, mouth, gullet, rashes, dry/red skin, strange taste	Have lost over 3 kgs since start treatment, for first time in my life it's not good for me to lose weight! I'm considering my life-long weight obsession. Will meet nutritionist to learn how best to eat the coming winter.
Tue 28/4/09	9.35 am VUMC Radiotherapy 10 pm acetabular osteotomy	Radiation 14 1x Carbocystin 3 x Urolegant Gauging saline		Very tired, throat, mouth, gullet, rashes, dry/red skin, voice	The art of making vegetable soup: nutritional's tip to get necessary minerals and vitamins etc. Almost nothing tastes nice now though, can only drink tea or water. Really felt like a deevooke but when I took a sip it tasted awful.
Wed 29/4/09	11 am Kirst here, with me to VUMC First to Corinne at Haematology 5 pm Radiotherapy, last radiation	Radiation 15 1x Carbocystin 3 x Urolegant Gauging saline Fluoride		Very tired, throat, mouth, gullet, rashes, dry/red skin, voice, sick	Last radiation. Went together with Kirst by car. Cried leaving the hospital, pretty relieved am to get it's over. Kirst, Jap and I came for celebration dinner, ate spaghetti, knew I'd throw it up but really enjoyed it. Kirst drove me to my parents, then I got sick again. Scary that treatment is over, felt strangely safe to be looked after in hospital. In about 2 months time they'll do a final PET scan, which they expect to be good since the one preceding radiotherapy already showed complete remission. Finally some rest now.
Thu 30/4/09	Queen's Day Petra's birthday	3 x Urolegant Gauging saline		Very tired, throat, mouth, gullet, rashes, dry/red skin, voice, sick	Skin from patches to neck, chest and neck, like it's burned. Painful when clothes rub against it. Meijer says it'll last couple of weeks, hopefully no permanent discoloration. Apparently, the remaining hair in my neck from surgery is normal and will disappear with time.
Fri 1/5/09	Kirst's birthday 2 pm Judith in A'dam	3 x Urolegant Gauging saline		Very tired, throat, mouth, gullet, rashes, dry/red skin, voice, sick	Can only eat very light food, otherwise I throw up. Voice gone entirely now (local chords are temporarily damaged). Frustrating that rest of hair is growing but the back of my head will stay bald longer.

* ABVD Chemotherapy (info from Wikipedia):

ADMINISTRATION:

One cycle of ABVD chemotherapy is typically given over 4 weeks, with two doses in each cycle (on day 1 and day 15). All four of the chemotherapy drugs are given intravenously. ABVD chemotherapy is usually given in the outpatient setting – that is, it does not require hospitalization. Typical dosages for one 28-day cycle of ABVD are as follows:

Adriamycin 25 mg/m² IV on days 1 and 15

Bleomycin 10 units/m² IV on days 1 and 15

Vinblastine 6 mg/m² IV on days 1 and 15

Dacarbazine 375 mg/m² IV on days 1 and 15

The total number of cycles given depends upon the stage of the disease and how well the patient tolerates chemotherapy. Doses may be delayed because of neutropenia, thrombocytopenia, or other side effects.

SUBSTANCES:

Doxorubicin (trade name Adriamycin): Also known as hydroxydaunorubicin. A drug used in cancer chemotherapy. It is an anthracycline antibiotic, closely related to the natural product daunomycin, and like all anthracyclines it works by intercalating DNA. It is commonly used in the treatment of a wide range of cancers, including hematological malignancies, many types of carcinoma, and soft tissue sarcomas. The drug is administered intravenously, in the form of hydrochloride salt. It may be sold under the brand names Adriamycin PFS, Adriamycin RDF, or Rubex. It is photosensitive, and containers are often covered by an aluminium bag to prevent light from affecting it.

Systematic name: (8S,10S)-10-(4-amino-5-hydroxy-6-methyl-tetrahydro-2H-pyran-2-yloxy)-6,8,11-trihydroxy-8-(2-hydroxyacetyl)-1-methoxy-7,8,9,10-tetrahydro-tetracene-5,12-dione

Bleomycin: A glycopeptide antibiotic produced by the bacterium *Streptomyces verticillus*. Bleomycin refers to a family of structurally related compounds. When used as an anti-cancer agent, the chemotherapeutical forms are primarily bleomycin A2 and B2. The drug is used in the treatment of Hodgkin lymphoma (as a component of the ABVD regimen), squamous cell carcinomas, and testicular cancer, as well as in the treatment of pleurodesis and plantar warts.

Systematic name: (3-[[[2'-[(5S,8S,9S,10R,13S)-15-(6-amino-2-[(1S)-3-amino-1-[[[2S)-2,3-diamino-3-oxopropyl]amino]-3-oxopropyl]-5-methylpyrimidin-4-yl]-13-[[[(2R,3S,4S,5S,6S)-3-[[[(2R,3S,4S,5R,6R)-4-(carbamoyloxy)-3,5-dihydroxy-6-(hydroxymethyl)tetrahydro-2H-pyran-2-yl]oxy]-4,5-dihydroxy-6-(hydroxymethyl)tetrahydro-2H-pyran-2-yl]oxy] (1H-imidazol-5-yl)methyl]-9-hydroxy-5-[(1R)-1-hydroxyethyl]-8,10-dimethyl-4,7,12,15-tetraoxo-3,6,11,14-tetraazapentadec-1-yl]-2,4'-bi-1,3-thiazol-4-yl]carbonyl]amino]propyl)(dimethyl)sulfonium

Vinblastine: An antimicrotubule drug used to treat certain kinds of cancer, including Hodgkin's lymphoma, non-small cell lung cancer, breast cancer, head and neck cancer, and testicular cancer.

Systematic name: dimethyl (2 β ,3 β ,4 β ,5 α ,12 β ,19 α)-15-[(5S,9S)-5-ethyl-5-hydroxy-9-(methoxycarbonyl)-1,4,5,6,7,8,9,10-octahydro-2H-3,7-methanoazacycloundecino[5,4-b]indol-9-yl]-3-hydroxy-16-methoxy-1-methyl-6,7-didehydrospiropermidine-3,4-dicarboxylate

Dacarbazine: Brand names DTIC, DTIC-Dome; also known as DIC or Imidazole Carboxamide. An antineoplastic chemotherapy drug used in the treatment of various cancers, among them malignant melanoma, Hodgkin lymphoma, sarcoma, and islet cell carcinoma of the pancreas. Antineoplastic drugs are drugs which interfere with cell growth and impede the formation of new tissue – in this case, tumor tissue. These drugs are also known as cytotoxic drugs. Dacarbazine belongs to the family of chemicals known as alkylating agents. It is normally administered by injection (a shot) or intravenous infusion under the immediate supervision of a doctor or nurse.

Systematic name: 5-(3,3-Dimethyl-1-triazenyl)imidazole-4-carboxamide

ACUTE SIDE EFFECTS:

Hair loss, or alopecia, is a fairly common but not universal side effect of ABVD. Hair that is lost returns in the months after completion of chemotherapy.

Nausea and vomiting can occur with ABVD, although treatments for chemotherapy-induced nausea and vomiting have improved substantially.

Low blood counts, or myelosuppression, occur about 50% of the time with ABVD. Blood cell growth factors are sometimes used to prevent this. Blood counts are checked frequently while receiving chemotherapy. Any fever or sign of infection that develops needs to be promptly evaluated; severe infections can develop rapidly in a person with a low white blood cell count due to chemotherapy.

Allergic reactions to bleomycin can occur. A small test dose of bleomycin is often given prior to the first round of ABVD to screen for patients who may be allergic.

Neuropathy Numbness in tips of fingers and toes, this can be temporary or permanent.

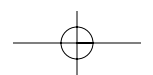
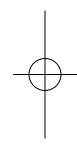
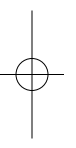
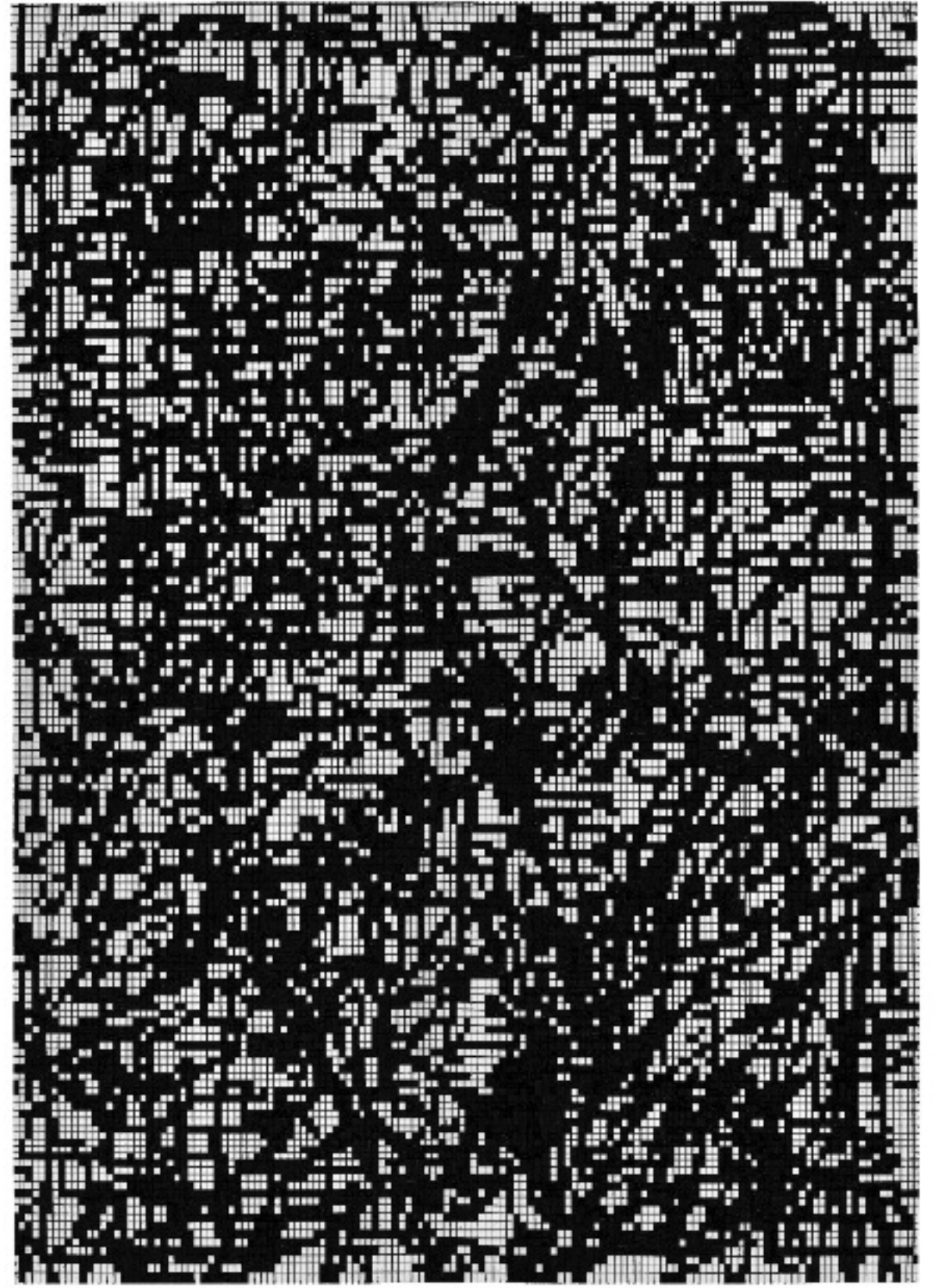
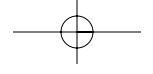
DELAYED SIDE EFFECTS:

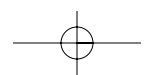
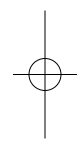
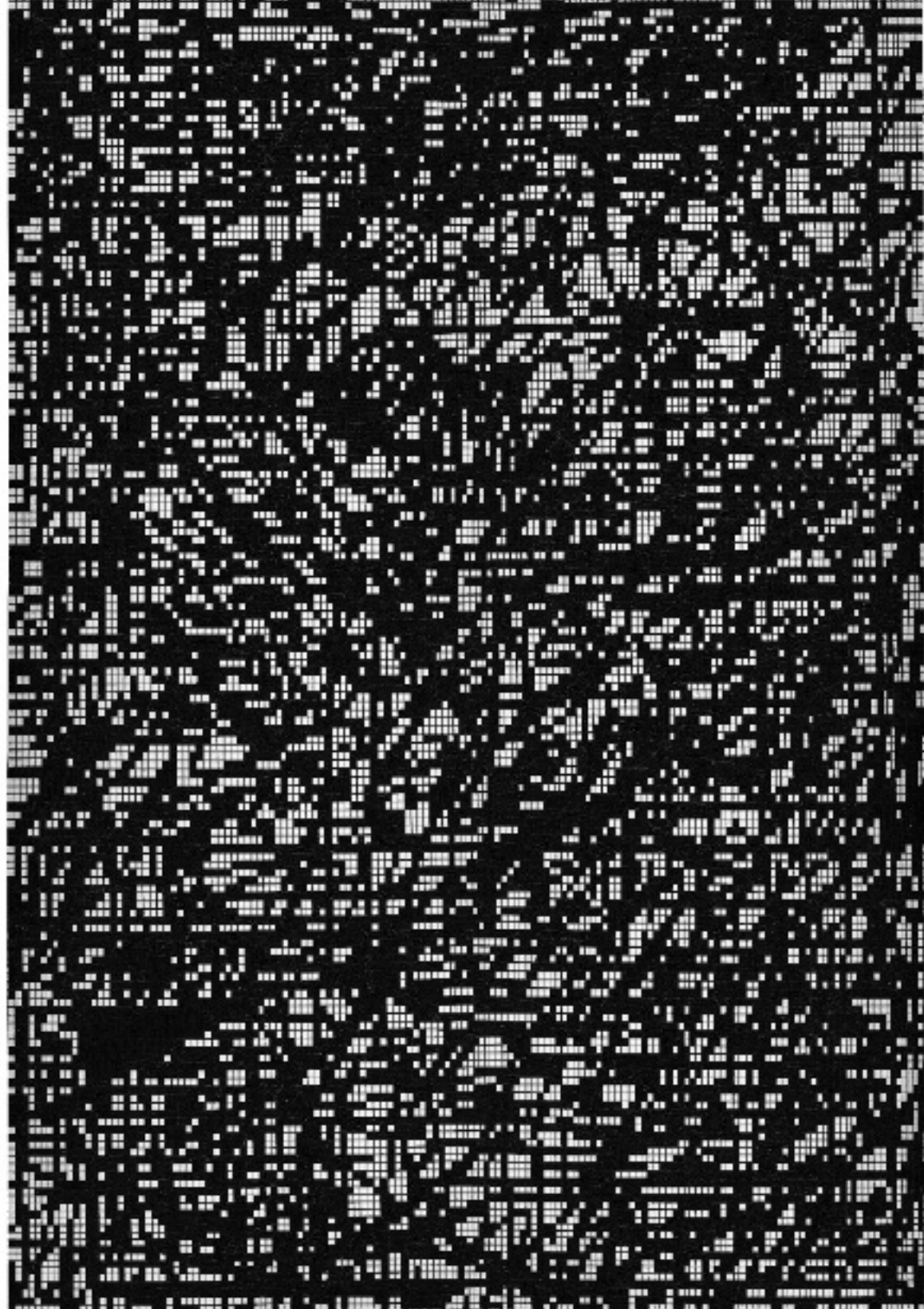
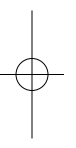
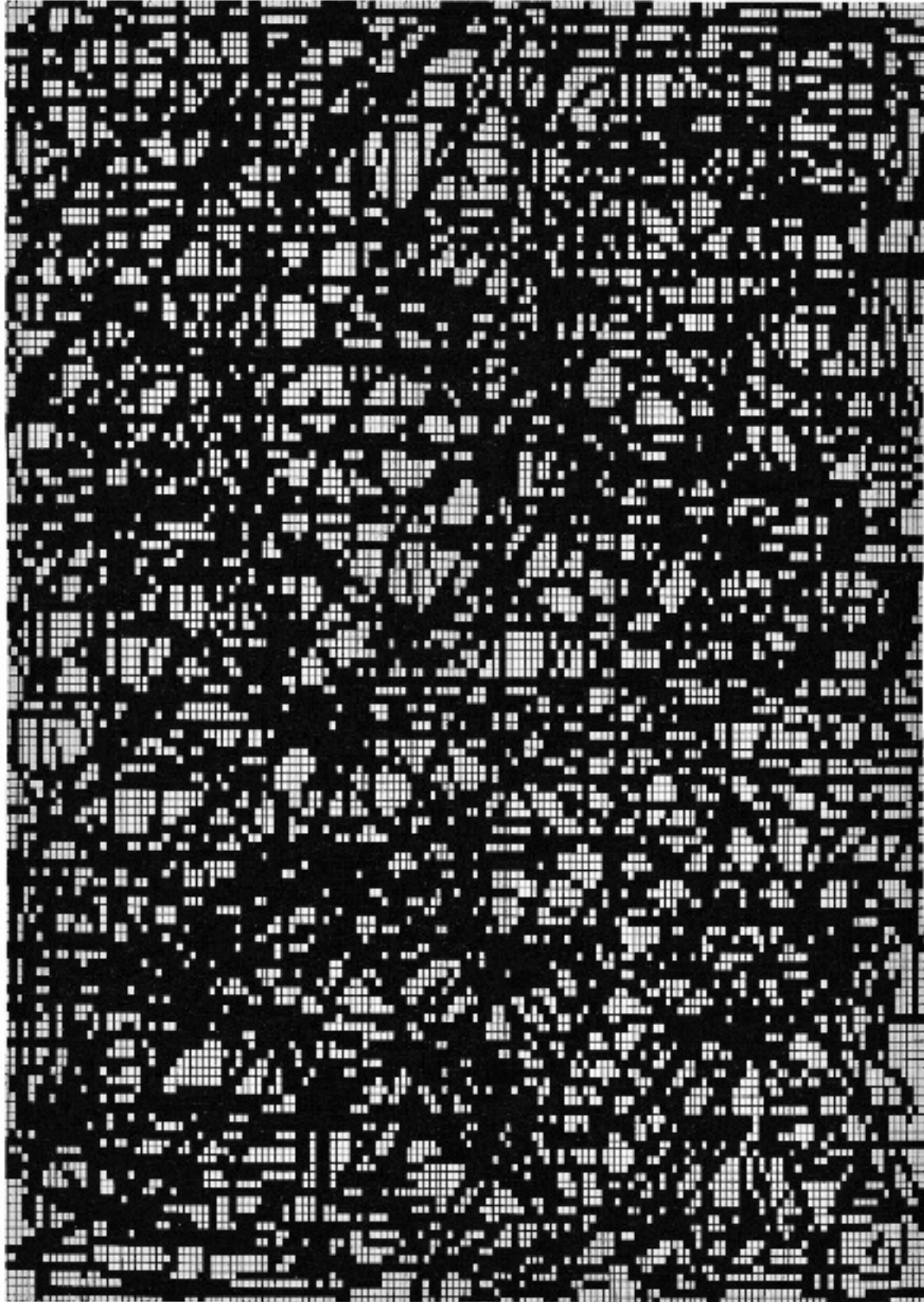
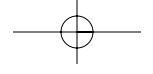
Infertility is probably infrequent with ABVD. Several studies have suggested that, while sperm counts in men decrease during chemotherapy, they return to normal after completion of ABVD. In women, follicle-stimulating hormone levels remained normal while receiving ABVD, suggesting preserved ovarian function. Regardless of these data, fertility options (eg sperm banking) should be discussed with an oncologist before beginning ABVD therapy.

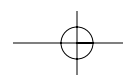
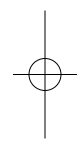
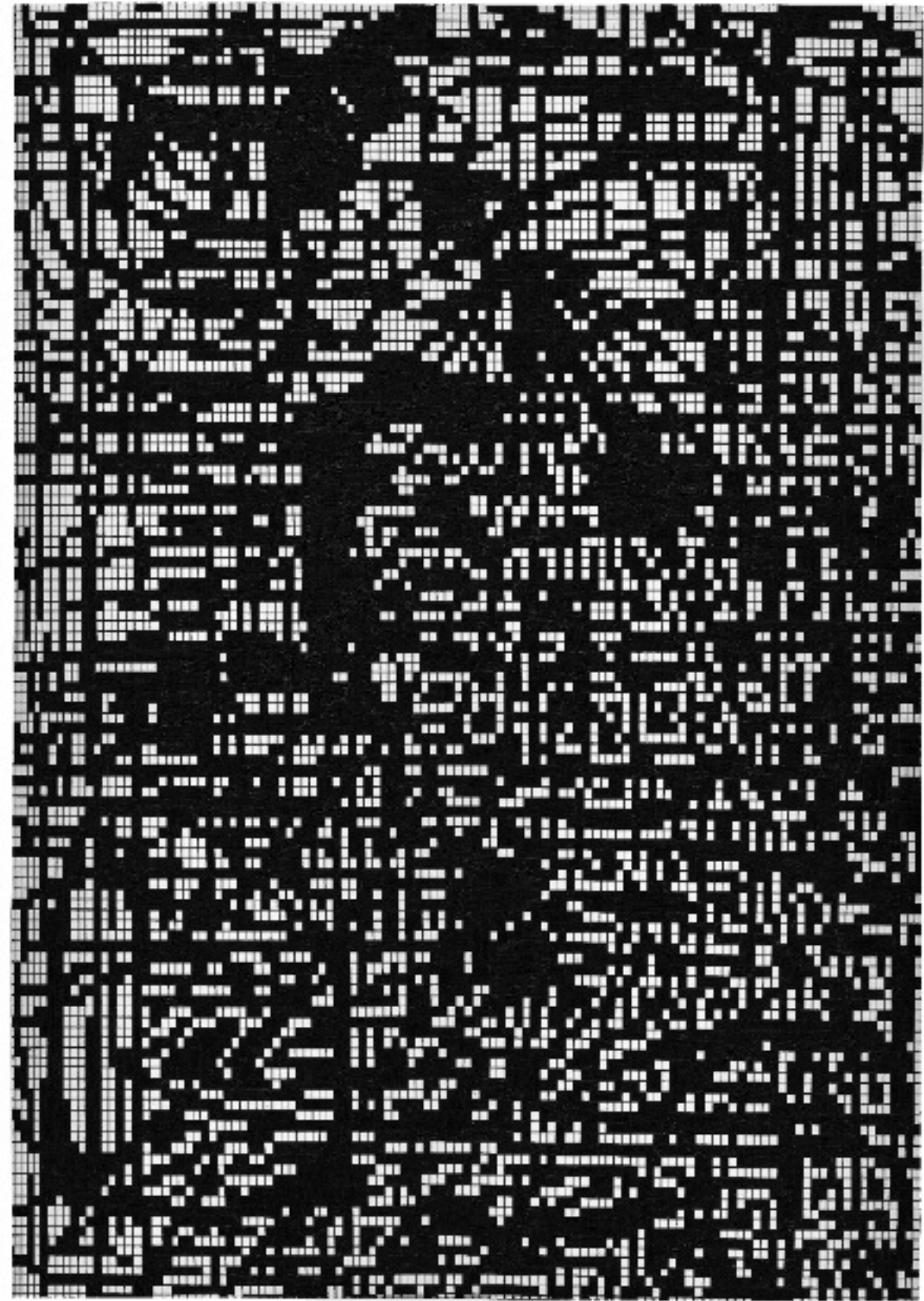
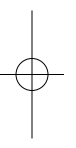
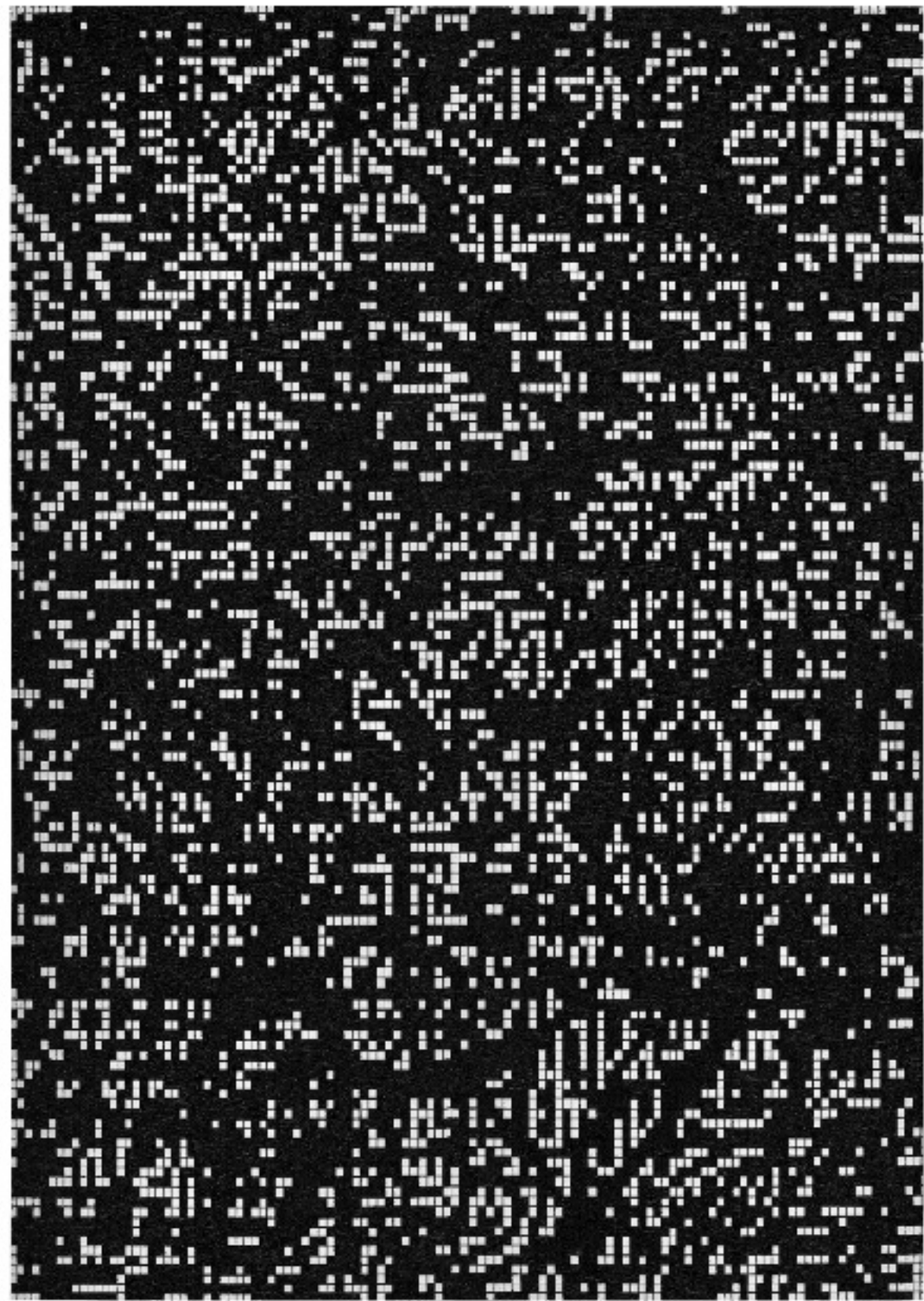
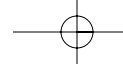
Pulmonary toxicity, or lung damage, can occur with the use of bleomycin in ABVD, especially when radiation therapy to the chest is also given as part of the treatment for Hodgkin's lymphoma. This toxicity develops months to years after completing chemotherapy, and usually manifests as cough and shortness of breath. High concentrations of oxygen, such as those often used in surgery, can trigger lung damage in patients who have received bleomycin, even years later. Pulmonary function tests are often used to assess for bleomycin-related damage to the lungs. One study found bleomycin lung damage in 18% of patients receiving ABVD for Hodgkin disease. Retrospective analyses have questioned whether bleomycin is necessary at all; however, at this point it remains a standard part of ABVD.

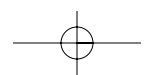
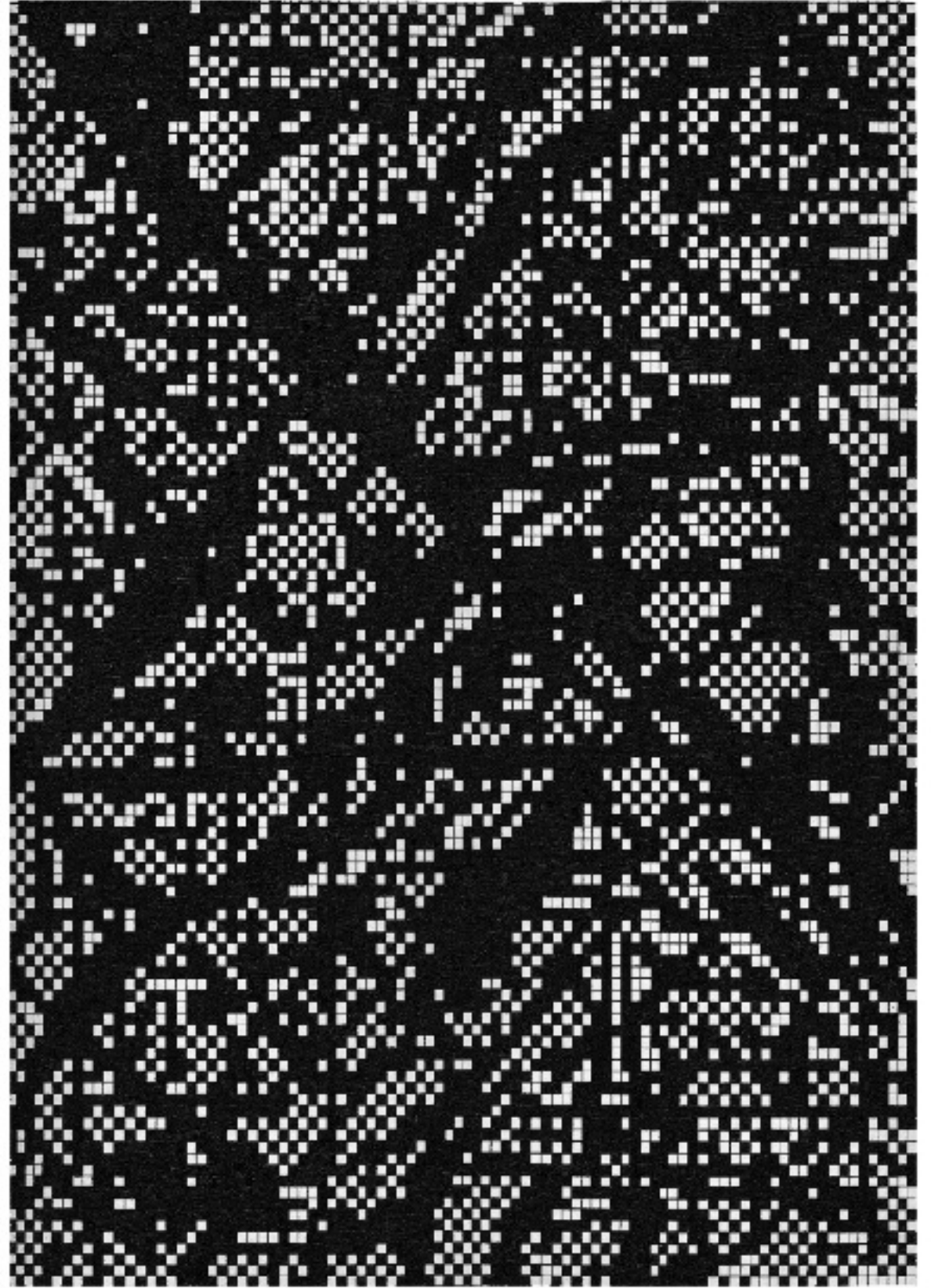
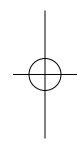
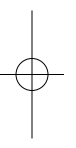
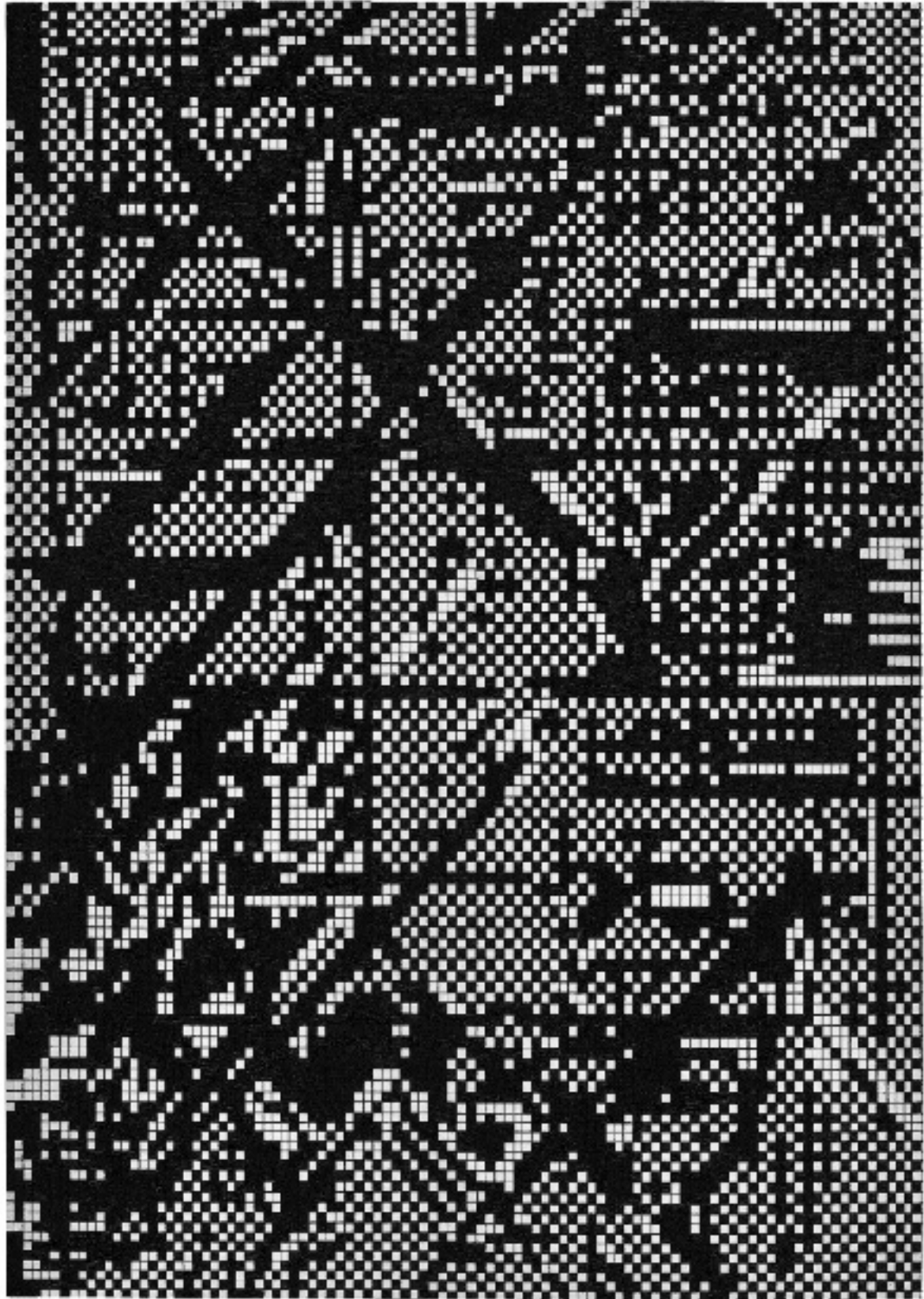
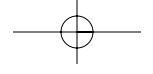
Cardiac toxicity, or cardiomyopathy, can be a late side effect of adriamycin. The occurrence of adriamycin-related cardiac toxicity is related to the total lifetime dose of adriamycin, and increases sharply in people who receive a cumulative dose of more than 400 mg/m². Almost all patients treated with ABVD receive less than this dose (for 6 cycles of ABVD, the cumulative adriamycin dose is 300 mg/m²); therefore, adriamycin-related cardiac toxicity is very uncommon with ABVD.

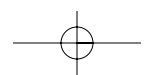
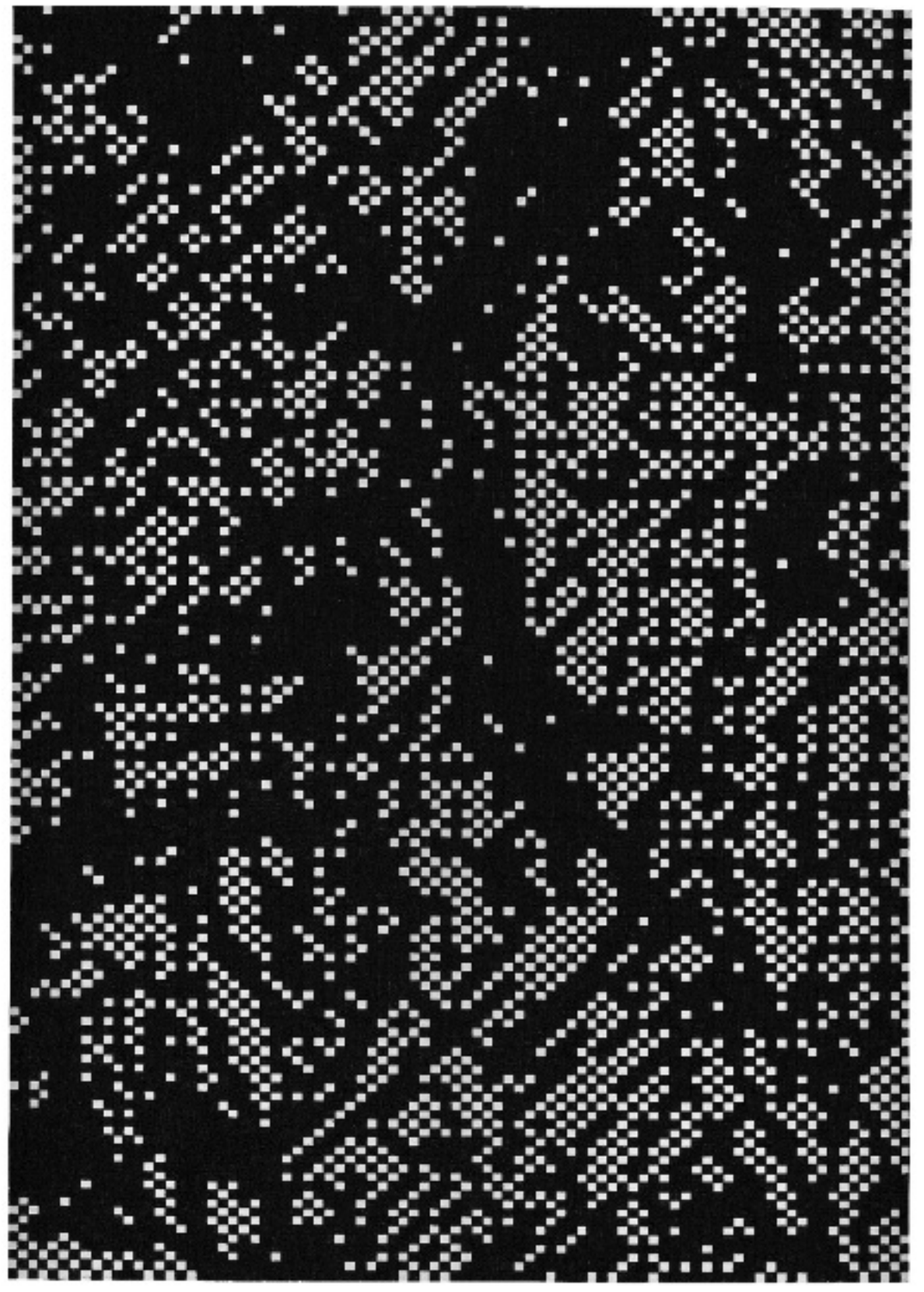
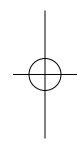
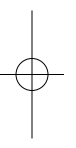
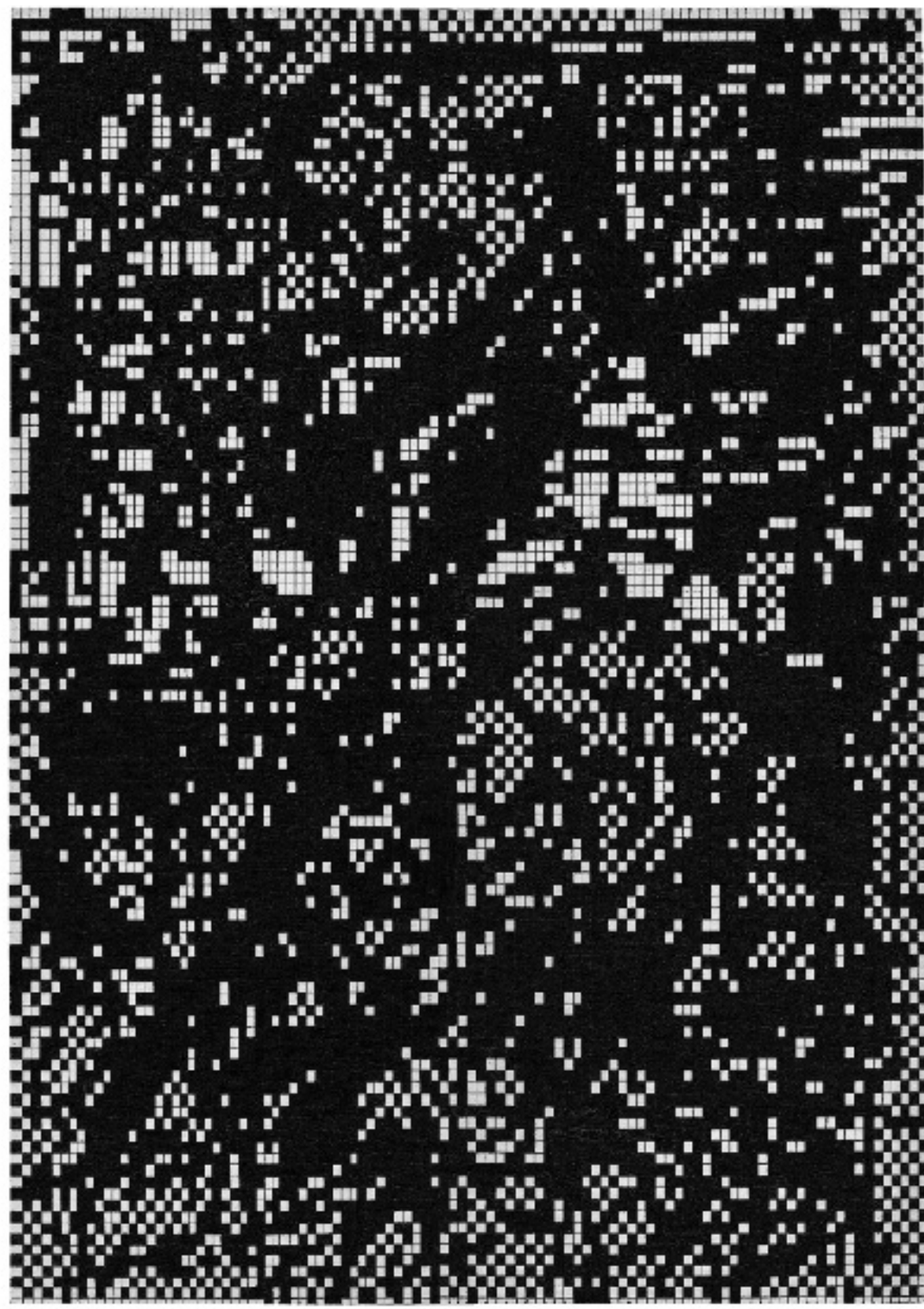
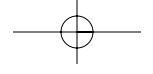
Secondary malignancies. Patients cured of Hodgkin lymphoma remain at increased risk of developing other (secondary) cancers. Treatment-related leukemias are uncommon with ABVD, especially as compared with MOPP. However, one study found a risk of second cancers as high as 28% at 25 years after treatment for Hodgkin lymphoma, although most of the patients in this study were treated with MOPP chemotherapy rather than ABVD. Many of these second cancers were lung cancers or, in women, breast cancers, emphasizing the importance of smoking cessation and regular preventive care after completion of treatment. Radiation and chemotherapy probably both play a role in the development of these secondary malignancies; the exact contribution of chemotherapy such as ABVD can be difficult to tease out. □

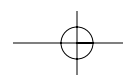
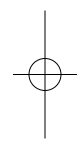
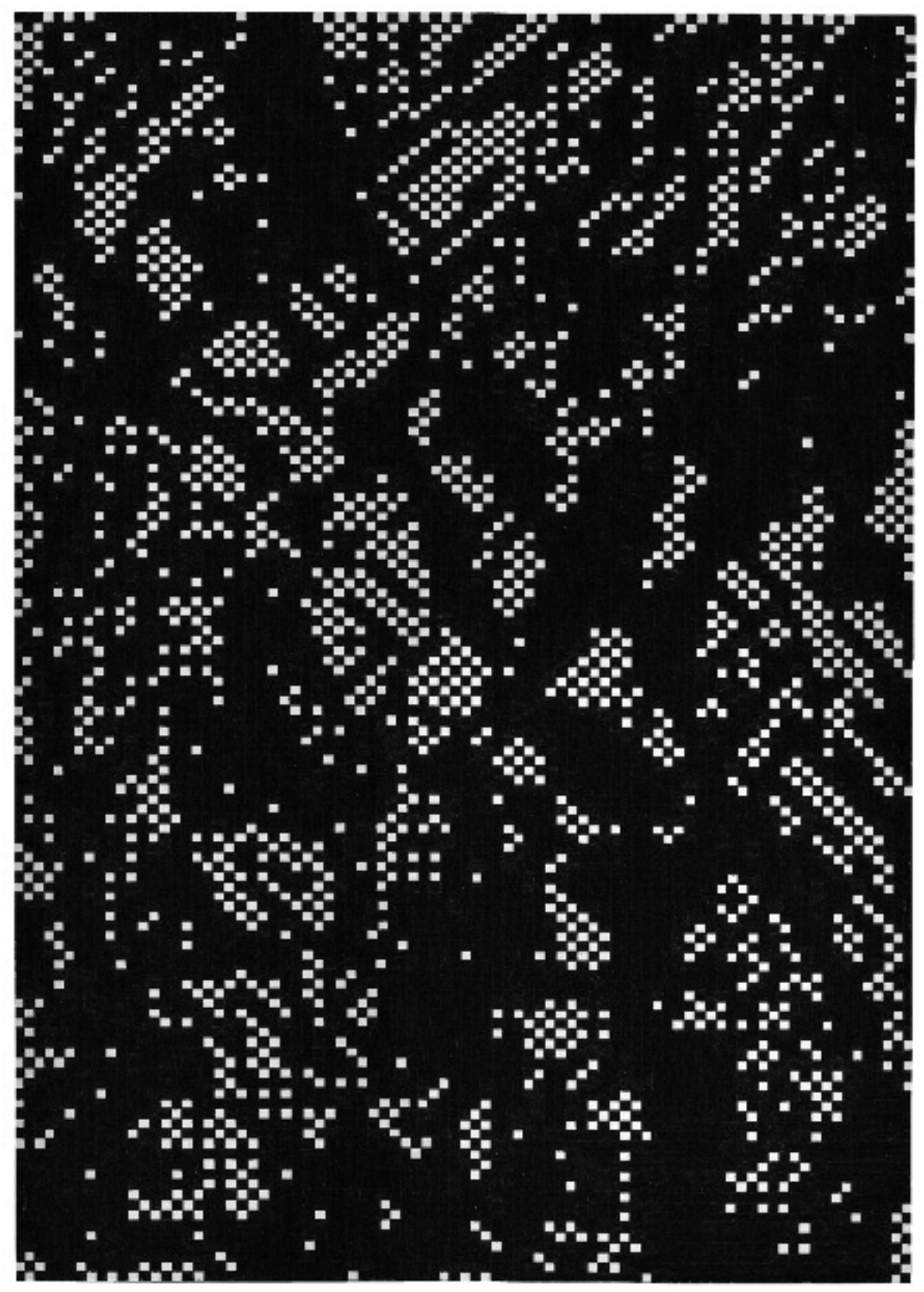
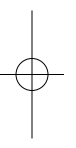
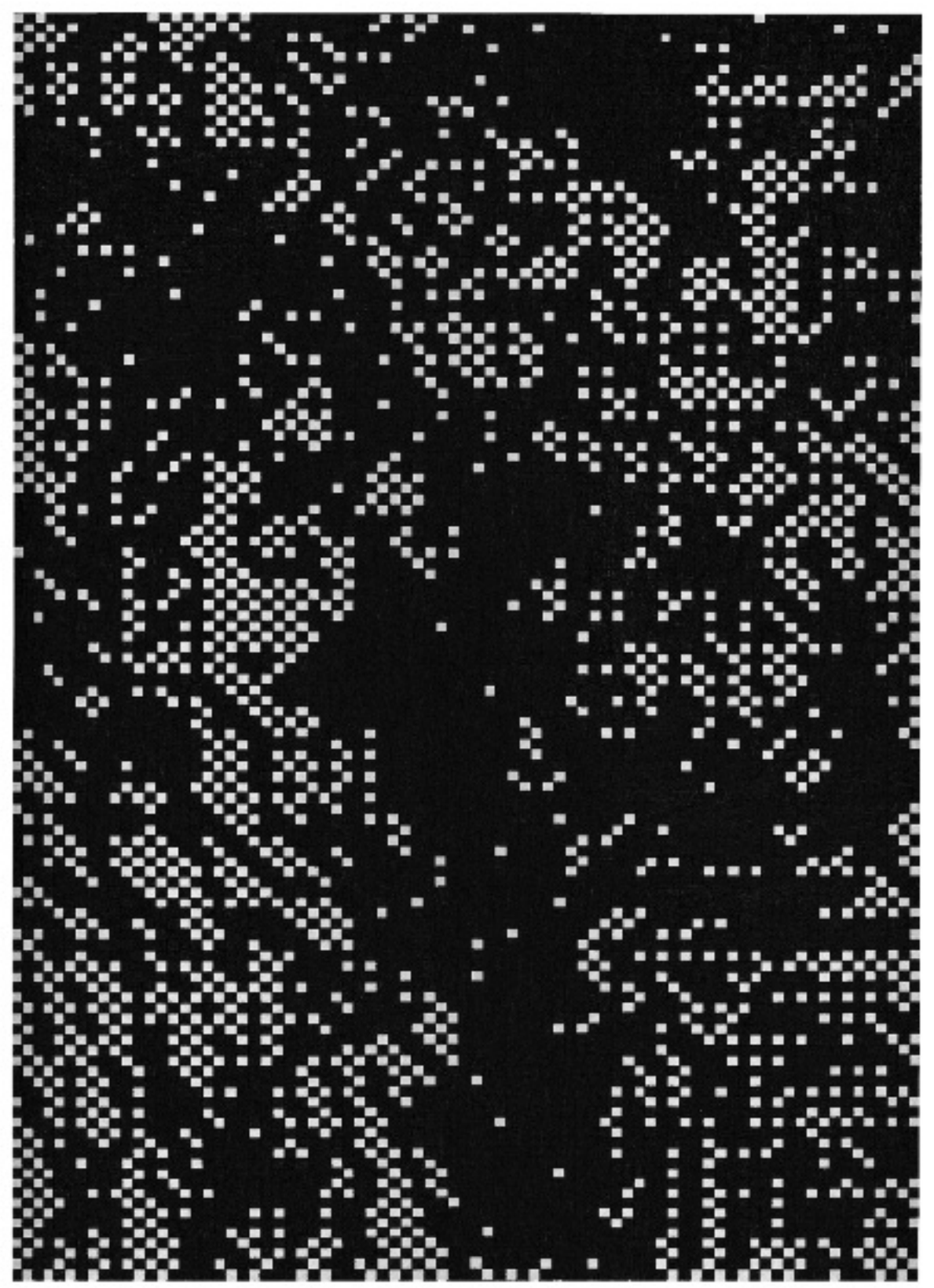
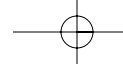


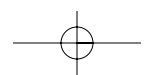
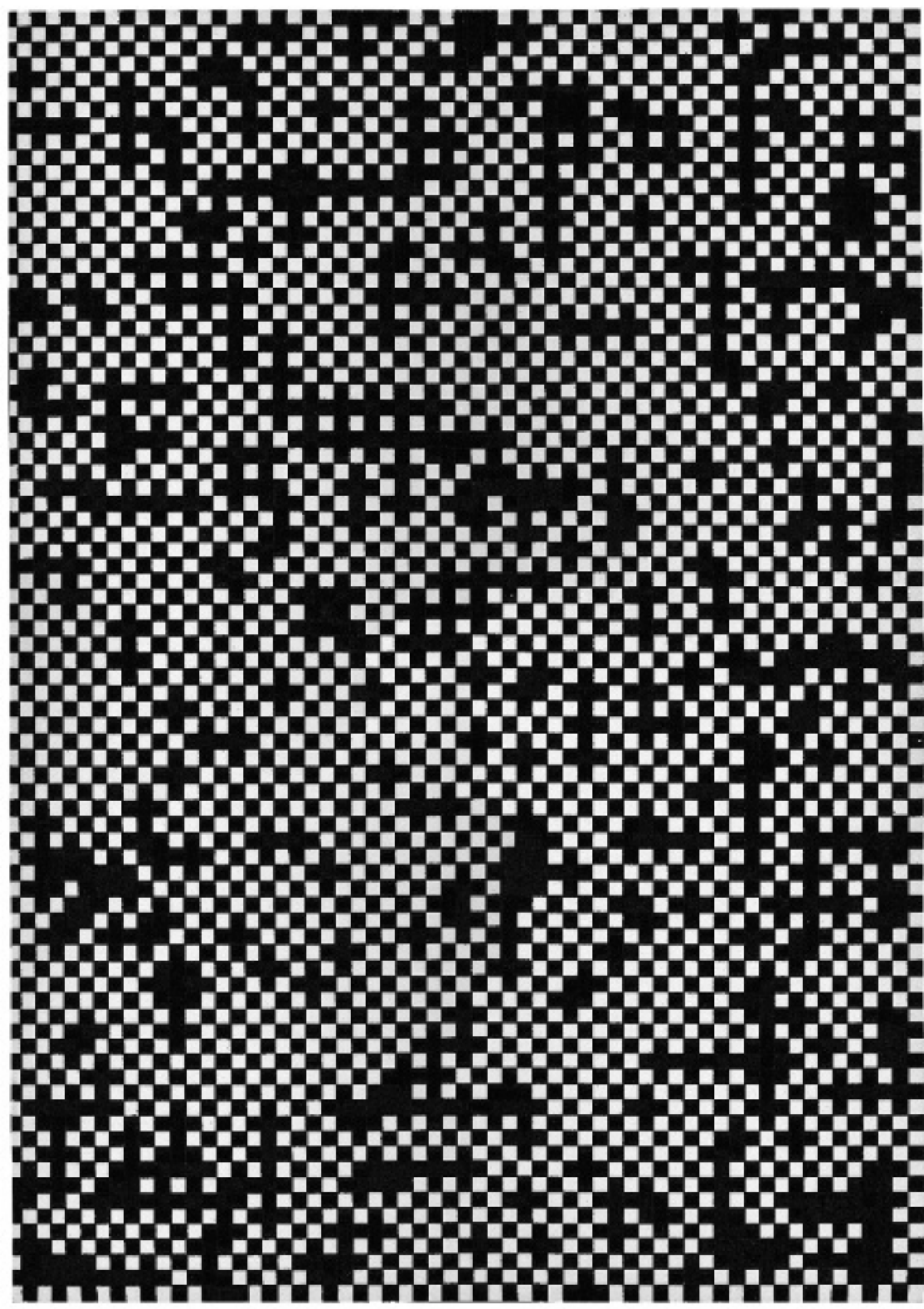
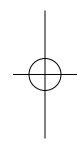
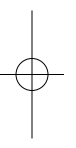
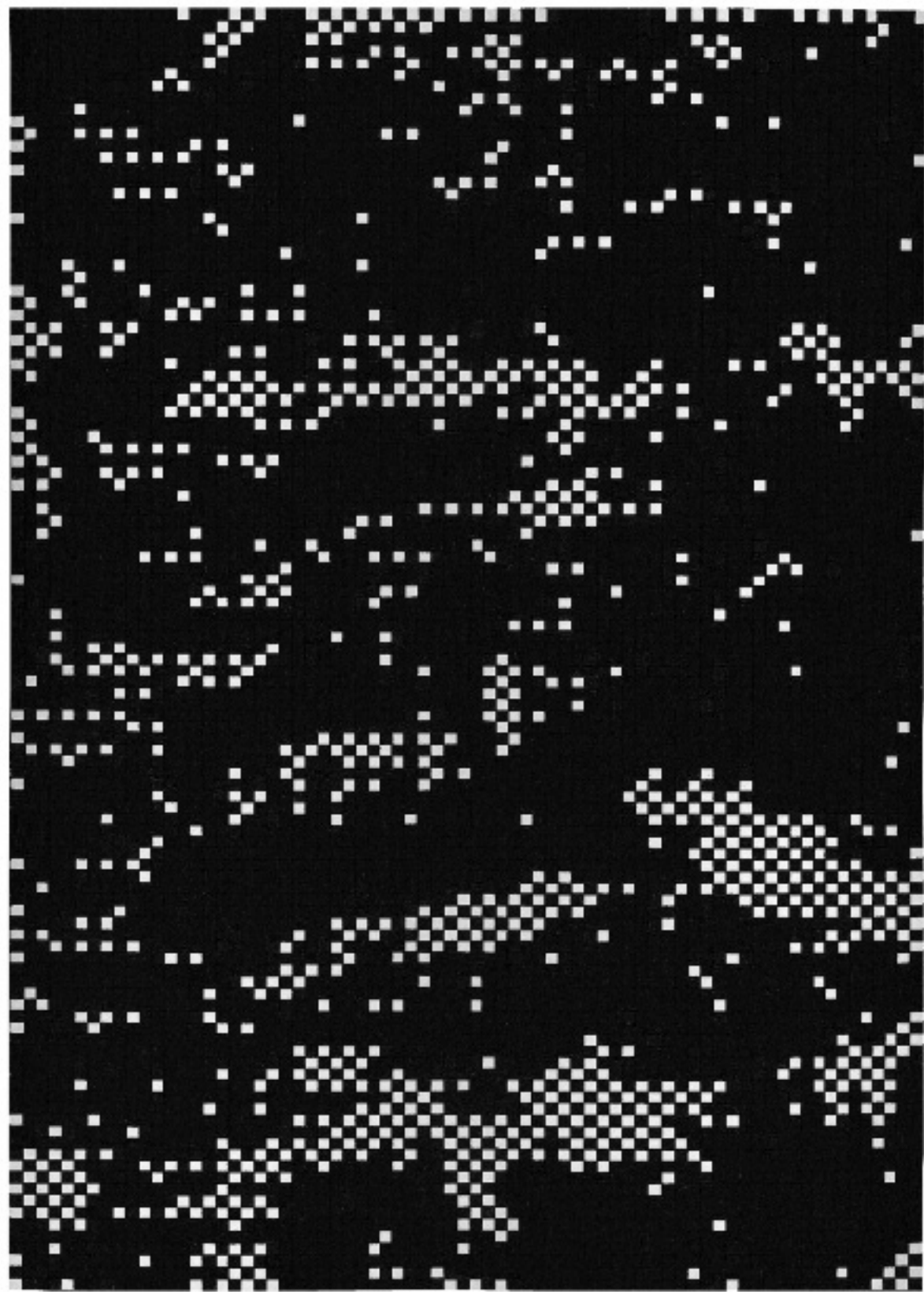
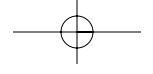


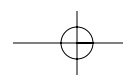
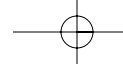












MICHAEL DEISTLER



Kugelschreiber auf Karton
68 x 48 cm

Von ALDO LEGNARO

DROGEN IM SZENARIO EINER KONTROLLGESELLSCHAFT¹

Welche Stoffe unter den Begriff Drogen fallen, das ist zwar durchaus nicht so eindeutig, wie man auf den ersten Blick meinen könnte, aber ich unterstelle im Folgenden, es sei eindeutig – es wäre ein eigenständiges Thema, die historischen und politischen Definitionswandlungen all jener Stoffe darzustellen, die auf welche Weise auch immer bewusstseinsverändernde Wirkungen auszuüben vermögen. Aber was bedeutet dann Kontrollgesellschaft, und was bedeutet es, dass sich Drogenkonsum unter ihren Bedingungen verändern kann? Kontrolle ist ja nicht neu, und warum verändern sich dann heute der Konsum und die Einstellungen zum Konsum von Drogen? Eine Antwort darauf muss versuchsweise verdeutlichen, auf welche Weise sich die gesellschaftlichen Bedingungen gewandelt haben und wie sich unsere Vorstellungen – sowohl unsere drogenpolitischen wie unsere therapeutischen Vorstellungen – unter solch veränderten Bedingungen ebenfalls gewandelt haben. Die Grundfrage ist dann: Welche Verhaltensweisen gegenüber dem Drogenkonsum ergeben sich in einer Zeit, die Flexibilisierung und Individualisierung auf ihre Fahnen geschrieben hat und in der Eigenverantwortung zum Schlüsselbegriff geworden ist? Denn es wäre jedenfalls unwahrscheinlich, dass solche Veränderungen des gesellschaftlichen Diskurses, die veränderte Anforderungen an konformes Verhalten mit sich bringen, nicht auch auf die Einstellungen zum Drogenkonsum ihre Wirkungen haben, und diese Wirkungen stehen hier im Mittelpunkt.

Was sich verändert hat, das lässt sich mit zwei Begriffen fassen, nämlich mit dem der Disziplinargesellschaft einerseits und dem der Kontrollgesellschaft andererseits. Die »Disziplinargesellschaft« ist jene gesellschaftliche Formation, aus der wir herkommen, und was damit gemeint ist, lässt sich nachvollziehen, wenn man sich die Stellung des Drogenkonsums in den letzten 200 Jahren in Erinnerung ruft. Im 19. Jahrhundert erleben wir das Entstehen der Disziplinen, die sich zu einem Gesellschaftstyp verfestigen: eine Gesellschaft der Industrialisierung, in der die Individuen gleichförmig zu arbeitsteiligen Rädchen erzogen und diszipliniert werden, eine Gesellschaft mit Normalarbeitszeit, Normalbiografien, einer Konzeption vom normalen Leben; das ist eine Gesellschaft, die Bauman (2000) als »solide Modernität« kennzeichnet, und sie ist heute keineswegs völlig verschwunden. In einer Gesellschaft dieses Typs wird Abweichung als eine Fehlfunktion sanktioniert, auf die mit Versuchen der Normalisierung reagiert werden muss. Es ist dann ganz folgerichtig, dass das 19. Jahrhundert ein Konzept von Sucht erfindet: Sie gilt als

¹ Vgl. zum Thema ausführlicher Legnaro (1999; 2007)

ein medizinisches und soziales Syndrom, das behandelt werden muss. Das verleiht jedem Konsum von Drogen eine hochgradig ambivalente Stellung zwischen Selbstkontrolle einerseits und dem Rausch andererseits, der in definierten zeitlichen Phasen integriert und legitimiert ist – zum Beispiel zu Karneval, bei Familienfeiern u. Ä. Dem entspricht die soziale Verachtung des Süchtigen und seiner Unfähigkeit zur verlangten Balance zwischen Kontrolle und Entäußerung, und nicht zuletzt findet eine Rationalisierung dieser Verachtung in Prozessen der Medicalisierung und Therapeutisierung statt, die ja immer das ganz andere zu behandeln und zu re-normalisieren suchen. All dies hat in den Zeiten der Moderne gegolten, und diese Zeiten sind keineswegs völlig vorbei. Aber dennoch leben wir in den Wandlungen hin zu einer späten Moderne: Nun herrschen im Sozialen De-Institutionalisierung, Enttraditionalisierung und Individualisierung, im Ökonomischen Flexibilisierung und Rationalisierung, im Politischen De-Regulierung, Privatisierung und eine abnehmende Legitimation des Sozialstaats, eben jene Modernität, die Bauman als liquide und verflüssigt kennzeichnet. Dass alles Ständische verdampft, hatten schon Marx und Engels 1848 im *Kommunistischen Manifest* prophezeit – wir stehen heute mitten drin in den Nebelschwaden, die das Erodiere des bislang Selbstverständlichen erzeugt.

Im Vergleich mit der Modernität, die uns vertraut ist, hat sich nicht grundlegend alles geändert; es ändern sich jedoch Akzentuierungen der ideologischen Fundierung, Subtilitäten von Selbstwahrnehmung und Selbststilisierung und nicht zuletzt technische Potenziale. Und es ändert sich – teils unmerklich, teils sichtbar – die Handhabung des Rausches: Er büßt seine bisherige Ambivalenz ein und gewinnt die duale Qualität zweier sich selbst rechtfertigender Selbstverständlichkeiten, ist Erlebnis und Lust oder Erlebnis und Qual, ist aber nichts mehr, was der (moralisch oder sonst wie gefärbten) Erläuterung, Erklärung oder Einordnung bedürfte. Der Rausch hat Konsequenzen, individuelle und soziale, dies nach wie vor, aber er steht auf neuartige (und zugleich sehr alte) Weise in seinem eigenen Recht da, ist Markierung von Differenz und eben deswegen legitim wie jede andere Markierung von Differenz auch. Die Sucht löst sich auf, weil sie als solche niemanden mehr interessiert (außer natürlich diejenigen, die auf Sucht professionell angewiesen sind): Sie verliert in dem Moment ihre Eigenartigkeit, in dem die Präsentation von Eigenartigkeit in Lifestyle und persönlicher Stilisierung zum Selbstzweck sozialer Darstellung wird.

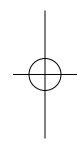
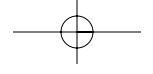
Wenn denn aber die Konturen zwischen Rausch und Konformität verschwimmen und die Abgrenzung von Abweichung und Normalität an Trennschärfe einbüßt, dann gewinnen Mechanismen an Bedeutung, die sich insgesamt – mit einem Begriff des französischen Philosophen Gilles Deleuze² – als Kontrollgesellschaft kennzeichnen lassen. Eine solche »Kontrollgesellschaft« hat, wenngleich der Begriff das nahelegt, wenig mit einer Überwachungsgesellschaft zu tun: Überwachen orientiert sich schon auf das Strafen als eine mögliche Konsequenz hin, während Kontrolle einen präventiven Mechanismus bildet, dessen Folgen weniger in Strafe bestehen als in der freiwilligen Anpassung aus eigenem Interesse. Dieser Unterschied wird deutlich, wenn man sich die wesentlichen Charakteristika eines

2 Vgl. Deleuze (1992, 1993); siehe auch Castel (1991); O'Malley (1993); Feeley und Simon (1994); Shearing (1997); Young (1999). Grundlegend die späten Vorlesungen von Michel Foucault (dt. Fassung 2004)

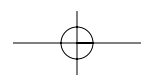
solchen Gesellschaftstypus vor Augen hält: erstens die Flexibilisierung der normativen Gerüste, zweitens die Ortung der Körper und drittens die Ent-Moralisierung der Konsequenzen. Diese drei Aspekte spielen keine geringe Rolle bei der Klärung der Frage, auf welche Weise sich Drogenkonsum und seine soziale Bedeutung in einem kontrollgesellschaftlichen Szenario verändern.

Die Flexibilisierung der normativen Gerüste als erster Aspekt: Link (1997) hat von einem »Flexibilitäts-Normalismus« gesprochen, bei dem die statischen Trep-pengeländer, an denen man sich unter disziplinargesellschaftlichen Bedingungen entlanghangeln konnte und auch entlanghangeln musste, durch situative normative Orientierungen ersetzt werden. Normen sind dann nicht mehr vorgegebene Strukturen, an die man sich bei Strafe zu halten hat, sondern flexible und auszuhandelnde Netze, die möglichst von den Individuen selbst hergestellt werden. Wie das funktioniert, lässt sich an einem Modell wie der »Gläsernen Schule« ablesen, die seit 1993 an norddeutschen Schulen von diversen Institutionen der Suchtprävention propagiert und durchgeführt wird. Die Grundidee besteht darin, die Schülerinnen und Schüler einen ausführlichen Fragebogen ausfüllen zu lassen und die Ergebnisse anonymisiert der jeweiligen Schule zur Verfügung zu stellen.³ Diese Fragebögen verbinden Sozial-, allgemeine Gesundheits- und Drogenanamnese, erfassen unter anderem Alter, Größe und Gewicht, das Verhältnis zu den Eltern und das Taschengeld, die Freizeitgestaltung und das Selbstkonzept, den Konsum von Tabak, Alkohol und die gesamte Palette illegalisierter Drogen und die Einstellungen dazu, die Gesundheitsaufmerksamkeit und die Zufriedenheit in verschiedenen Lebensbereichen. Die Norm, lässt sich hieran sehen, ist nicht vorab festgelegt, sondern sie etabliert sich derart erst einmal über die Erfassung des Modalen. Das Modale ist jener Wert, der am häufigsten vorkommt, und diese Daten stellen eine Art von *benchmarking* bereit, das sich zu Vergleichszwecken nutzen lässt: Rauche ich mehr oder weniger als die anderen, kriege ich mehr oder weniger Taschengeld, bin ich mindestens so zufrieden wie sie? Zwar werden die in der Pubertät wirklich wichtigen Dinge – welche Turnschuhe und Unterhosen müssen gerade auf welche Weise getragen werden, bin ich physiologisch normal ausgestattet, wie stilisiere ich mich attraktiv und cool – hier nicht erhoben, das überlässt man weiterhin der Modalitätsschule der *soap operas* des Fernsehens und *Bravo*, aber dennoch entfalten sich hier die sozialisatorischen Wirkungen des Modalen: Die Norm wird generiert durch die Erhebung dessen, was der Fall ist, auf welche Weise es dann seine eigene disziplinierende Wirkung entwickelt – in aller Anonymität und Freiwilligkeit, versteht sich. Man steht hier vor einer pädagogisch unterstützten und angeleiteten Entwicklung des Normativen aus dem Modalen. Am Beispiel der »Gläsernen Schule« lässt sich allerdings auch sehen, dass das Modale die Normen nicht in jedem Falle quasi-automatisch generiert, sondern in dieser Generierung auch gelenkt und beeinflusst werden kann. Das ist immer dann gegeben, wenn das Modale als das Nicht-Erwünschte gilt und die Orientierung an den (beispielsweise) durchschnittlich 17,3 Zigaretten, die ein 14-Jähriger an der Schule X täglich raucht, keineswegs die Norm generieren, sondern als ein abschreckendes Beispiel gelten soll. In solchen Fällen werden all jene Formen der situativen Prävention eingesetzt, die sich bei der Kriminalprävention bewährt haben – man erhöht die Preise, seien es die tatsächlichen, die symbolischen oder sozialen. Dann ver-

3 Eine kurzgefasste Darstellung des Modells und die Themen des Fragebogens unter www.koss-sh.de



AMANDA HOLMES
Las Pozas de Xilitla, Mexiko, 2010



sieht man die Zigarettenschachteln mit dem Hinweis, Rauchen könne tödlich sein (wenngleich einen merkwürdigerweise niemand vor dem Leben warnt, das doch immer tödlich endet), zäunt die Raucher ein in einen besonderen Raum oder verbannt sie auf die Straße, startet Kampagnen für dies oder gegen jenes, versucht eine neue Modalität zu produzieren, die die gewünschte Norm generieren könnte. Die pädagogischen Intentionen sind immer identisch – tu dies und lasse jenes –, und sie bauen zuvörderst auf die freiwilligen Anpassungen der Individuen. Denn das ist das Signum von Kontrollgesellschaft, wenn irgend möglich auf disziplinierende Eingriffe zu verzichten und Anreizstrukturen zu schaffen, die zum jeweils »richtigen« Verhalten motivieren – die Individuen sollen nicht disziplinär gezwungen werden, sondern aus sich selbst heraus die erwünschte Konformität generieren. Die »schwarze Pädagogik« der Disziplinargesellschaft ist hier abgelöst durch eine »weiße Pädagogik«, die auf präventive Anstrengungen setzt und die Individuen in die Generierung der Normen einbezieht.

Diese Entwicklungen stehen komplementär zu den Veränderungen des dominanten Persönlichkeitsbildes. Das hat sich weit entfernt vom Bild des abhängig Beschäftigten, der acht Stunden lang seine Arbeit abliefert und dabei tut, was man ihm sagt; vielmehr verbindet sich mit der heute permanent geforderten Flexibilisierung als wesentliche Verhaltensanforderung und geradezu als eine Tugend das eigene Unternehmertum. Die Einzelnen unternehmen sich selbst, sie unternehmen sich als ein einzelnes Selbst, und was früher in Prozessen der Disziplinierung erzwungen wurde – in einem Prozess der Außensteuerung, auf den die Individuen zu reagieren hatten –, das wird nun eine aktiv erbrachte Leistung unternehmerischer Lebensführung. Das ist der Stil von Lebensführung des »flexiblen Menschen«, dessen Probleme mit der Aufrechterhaltung von Stabilität und biographischer Kohärenz Richard Sennett (1998) eindringlich beschrieben hat. Dieser flexible Mensch ist der an die Bedingungen eines flexiblen Kapitalismus unter neoliberalen Regime angepasste Mensch: risikobereit, zur autonomen Eigensteuerung fähig, sein Leben einem Kosten-Nutzen-Kalkül unterwerfend, sich unternehmerisch inszenierend, mobil hinsichtlich seiner Arbeitsprojekte, Wohnorte und Bindungen.⁴ Das Selbst wird damit zum Standort der gesellschaftlichen Konkurrenzen, die die Individuen als Einzelne untereinander ausfechten.

Solche Verhaltensanforderungen und die Fähigkeit, sie zu gewährleisten, sind die Grundbedingungen des ökonomischen und somit auch des sozialen Überlebens. Wenn dies so ist, oder vielleicht besser: zunehmend so sein wird, so dient die eigene Selbstkontrolle dem Individuum als bedeutsamer und unentbehrlicher Produktionsfaktor. Das gibt der Selbstkontrolle einen neuen, gegenüber den traditionellen Anforderungen noch verstärkten Stellenwert; »Funktionieren« heißt nicht mehr nur – gesteuert durch Gebote, Verbote und Belohnungsstrukturen –, den Anforderungen der Außenwelt nachzukommen, sondern darüber hinaus innengeleitet diese Außenwelt durch Darstellung des Selbst und unternehmerisches Handeln zu bearbeiten und zu beeinflussen: Dieses Selbst ist jetzt eine Ressource von Produktion und darstellerisch verspielter Konsumtion (vgl. etwa Rose 1996).

Und wenn das Individuum davor versagt? Die Antwort ist einfach. Traditionell wird ein Versagen der Selbstkontrolle mit Formen der Pathologisierung wie Medi-

⁴ Vgl. die frühe Formulierung bei Voß und Pongratz (1998); neuere Arbeiten zum Thema etwa Bröckling (2007); Legnaro und Birenheide (2008)

kalisierung und Psychiatrisierung, oft begleitet von moralischer Verachtung, bestraft, unter den Bedingungen eines allgegenwärtigen Marktes aber erübrigen sich solche psychisch und materiell aufwendigen Reaktionen. An ihre Stelle tritt der unternehmerische Konkurs, und das ist weder eine moralische noch eine pathologisierende Kategorie, sondern eine ökonomische: Gefragt ist weder Verantwortung noch Verschulden, weder Therapie noch Sozialarbeit, sondern allenfalls die Haftung für Schulden und als Konsequenz der – jedenfalls momentane – Ausschluss von der Teilnahme am Markt. Dieses Programm zielt somit explizit nicht auf Normalisierung, wie es die sozialpolitische Programmatik mithilfe von Therapie versucht hatte, es kommt aber doch nicht ohne Kontrolle aus. Zwar unterstellt es den Individuen prinzipiell marktförmig-rationale Entscheidungen, rechnet aber immer auch mit deren Versagen. »Kontrollgesellschaft« verzichtet zwar, soweit es irgend geht, auf die Disziplinierung ihrer Mitglieder, unterwirft sie aber dafür einer allgegenwärtigen Kontrolle.

Diese Kontrolle beruht auf der Vorstellung, dass alle Gesellschaftsmitglieder ökonomisch rational und nach Kosten-Nutzen-Gesichtspunkten handeln. Führt man diese Perspektive fort, so lässt sich ohne Mühe der Konsum von Drogen und auch jede Form der Abhängigkeit und Sucht ebenfalls als eine rationale Wahl begreifen. Die Individuen, die gerade diese Option wählen, nehmen wie mit jeder anderen Option auch Vorteile und Nachteile in Kauf, und ob sie im oben bezeichneten Sinne bankrottieren, ist sowieso ihre Sache, aber auch nicht notwendig ausgemacht. Mehr als die Praxis des Umgangs mit Sucht hat die Theorie darauf bereits reagiert. So löst Herwig-Lempp (1994) konsequent jede Begrifflichkeit von Sucht und Abhängigkeit auf und ersetzt das bisher vorherrschende Erklärungsprinzip »Abhängigkeit« durch das Erklärungsprinzip »Autonomie«: Der Konsum von Drogen wird dabei als autonom und selbstbestimmt betrachtet und gilt nur dann als therapiebedürftig, wenn die Person dies selbst für sich so sieht. Alle Formen von »akzeptierender Drogenarbeit« lassen sich als ein Schritt in diese Richtung werten. Allerdings sind Süchtige unter dem Gesichtspunkt von Risikokalkülen auch »irgendwie« gefährlich, und das färbt immer auch die Kontrollformen, die man ihnen gegenüber anwendet. Denn mit der rationalen Wahl der Individuen zu rechnen, bedeutet letztlich ja nicht, auf ihre Kontrolle zu verzichten; es bedeutet, die Konsequenzen aus jenen Verhaltensweisen zu ziehen, die sie bei solchen Kontrollen offenbaren.

Kontrolle im spätmodernen Sinne bedeutet dabei vor allem Kontrolle von Sichtbarkeit, und das ist der zweite Aspekt, der Kontrollgesellschaft auszeichnet: die Ortung der Körper. Politik sucht deswegen Fixer und den Akt ihrer Drogeneinnahme unsichtbar zu machen. Und so richtet sich die Kontrolle vorrangig auf die situative und ortsgewundene Regelung von Verhaltensweisen und auf die Körper und deren Ortung: »Das Individuum muss nicht mehr diszipliniert, sondern nur noch lokalisiert werden.« (Haesler 2002, S. 195). Das ist eine Form des Risikomanagements, wie es die spätmoderne Kontrollpolitik bestimmt, eben des Risikos der ungehinderten Wahrnehmbarkeit. Was gesundheitspolitisch *harm reduction* heißt, erfüllt nicht zuletzt – wenngleich ganz nebenbei und keineswegs als solcher benannt – den Zweck der Kontaktreduktion: Die versuchte Isolierung des Fixens in Fixerräumen stellt unter diesem Gesichtspunkt ein effektvolles Situationsmanagement dar. Es ist ein Irrtum, dies für Sozial- oder Gesundheitspolitik im eigentlichen Sinne zu halten; vielmehr han-

delt es sich um urbane Strukturpolitik, die sich eines gesundheitspolitisch rationalisierbaren Instruments bedient.

Wenn das Problem der Sichtbarkeit mithilfe solcher Ordnung des Raums gelöst ist, dann ist das zugrunde liegende Problem auch schon gelöst, auf spätmoderne Weise. Was allerdings eine veränderte Behandlung von Sucht und mittelfristig wohl auch eine veränderte Einstellung ihr und dem Konsum von Drogen gegenüber mit sich bringt.⁵ Denn ihre Unsichtbarmachung erfordert auch eine Form der Akzeptanz und damit trotz der angestrebten optischen und sozialen Exklusion inklusive Verfahrensweisen, zumindest die Bereitstellung von Örtlichkeiten, Personal, Gerätschaften, teilweise ja auch von Drogen. Wir erleben eine gewisse Normalisierung des Konsums auch von illegalen Drogen im Sinne einer Veralltäglichung: Der Charakter von Abweichung relativiert sich immer mehr. So lassen sich Fixerräume in etwa betrachten wie Bordelle: versteckt und beargwöhnt, aber rege genutzt und letztlich Bedürfnissen dienend, die allen vertraut sind – öffentliche Orte außerhalb der Öffentlichkeit, Orte der Andersheit, an denen das Andere ungestört anders sein darf – dort, aber auch nur dort, denn dort und auch nur dort unterliegt es der Kontrolle.

Auf paradoxe Weise wirkt die Einrichtung solcher Räumlichkeiten unter der Prämisse von präserter Kontrolle aber auch befreiend. Die Organisation von Drogenkonsum, die solche Fixerräume erfindet, will nichts ungeschehen machen oder abschaffen, will lediglich Ordnung ins Unvermeidliche bringen und verzichtet auf ideologische Grabenkämpfe. Sucht ist kein moralisches Gebrechen mehr, sondern eine merkwürdige Verhaltensweise unter vielen anderen, eine Verhaltensweise, die auf Wunsch auch therapeutisch behandelt wird, letztlich aber persönliche Eigenheit und eine Option unter vielen darstellt. Zwar bleibt ein Dunst von Verachtung erhalten: Fixerräume sind sterile Orte für hygienisch arrangierten Drogenkonsum, Verweilen ist weder gewünscht noch möglich, und sie sind jeder Ästhetisierung bar. Sie sind auch bar aller positiv bewerteten distinktiven Merkmale, sie sind »mono-symbolisch«, und ihr einziges distinktives Merkmal besteht darin, dort und nur dort tun zu dürfen, was man anderenorts nicht öffentlich tun darf. Das zeichnet sie positiv und negativ gleichermaßen aus; sie stellen ebenso Normalisierung her, wie sie Abweichung bekräftigen.

Doch geht eine solche Normalisierung der Sucht auch mit ständigem Misstrauen einher. Sie tut sich kund als eine permanente Kontrolle von Zugängen und Berechtigungen: Methadon nur gegen Urin, neue Spritzen nur gegen alte Spritzen, Heroin nur gegen Ausweis. Immerhin haben wir es hier mit einer vordefinierten Gruppe zu tun, den amtlich anerkannten, den sozial bestellten Süchtigen. Von mindestens gleicher Bedeutung aber ist die Kontrolle über den Alltag der Unauffälligen, derjenigen, die gar keine Drogen nehmen, nur legale oder die illegalen auf eine Weise, die niemand bemerkt. Was man tut, ist dem Suchtregime letztlich völlig gleichgültig, und auch das Wie ist privatisiert: Unter der Prämisse der weitgehenden Unsichtbarkeit ist erlaubt, was gefällt. Nur über den momentanen Zustand der Individuen wird Buch geführt – vielmehr eine Datei –, und aus diesem Zustand werden Folgerungen gezogen.

⁵ Scheerer (1998) konstatiert aufgrund ähnlicher Überlegungen im Hinblick auf die neuartigen Formen der Kontrolle die beginnende Auflösung der sozialen Kategorien des »Kriminellen« und des »Geisteskranken«.

AMANDA HOLMES
Las Pozas de Xilitla, Mexiko, 2010



Diese Dateiverwaltung ist eine sowohl private wie öffentliche Angelegenheit, sie geht das Selbst wie die anderen gleichermaßen an. Zum einen – aus der individuellen Sicht – ist Gesundheit ein Mechanismus der Selbstregulation geworden, die den Individuen nicht nur als eine selbstverständliche Verpflichtung auferlegt ist; aktives Unternehmertum hat sie vielmehr zur notwendigen Voraussetzung. Das impliziert keineswegs die Abstinenz von Drogen und Rausch. Es impliziert aber die Fähigkeit zur Unterscheidung, aktiven Aneignung und stilisierten Darstellung der distinktiven Symbolik, die sich mit unterschiedlichen Drogen verbindet. Mit dem Konsum von Lifestyle-Drogen reklamiert man Zugehörigkeit und stellt sich als eine Verkörperung des Typus cooler Modernität dar. Das gilt für Kokain und Ecstasy, das gilt auch für Zigarren, möglichst lang und möglichst teurer Provenienz. Gerade Letztere bilden einen aufschlussreichen Beleg für die Kraft der distinktiven Mechanismen: Das Rauchen von Zigaretten erscheint zunehmend als ein unangenehm berührendes Verhalten, das einen durchaus negativen Rückschluss auf die Persönlichkeit des Rauchers zulässt, und dieses Rauchen gerät immer mehr in das Licht milder Verächtlichkeit und wird vor die Türe verbannt oder – wie auf Bahnhöfen – in einem mit Linien abgeteilten Geviert symbolisch eingesperrt. Zigarren hingegen sind vorzeigbar: Sie distinguieren ihren Raucher als eine Person von Geschmack und elitärer Genussfähigkeit, und die Zigarrenbars, die es neuerdings gibt, simulieren sowohl den Mechanismus der Fixerräume, wie sie ihn zugleich in positive Distinktion verwandeln.

Im Gegensatz zu den Lifestyle-Drogen stehen die Drogen des Trash, Heroin vor allem. Strahlen die einen positive Distinktion aus, so die anderen negative Distinktion, dies weitgehend unabhängig von ihren Wirkungen. Denn die Unterscheidungen nach symbolisch-distinktiven Wertigkeiten richten sich nicht notwendig nach den Erfahrungen, die unter Drogen zu machen sind, sie richten sich auch nicht nach Gefährlichkeit, Suchtpotenzial oder vergleichbaren medizinisch gefärbten Argumentationen, sie richten sich nach der Aura einer Droge, ihren Applikationsweisen, dem Zyklus von Moden und dem Kultstatus von Pionierkonsumenten. Insoweit sind langfristig die zugeschriebenen Distinktionen veränderbar, und Heroin muss nicht notwendig auf immer das Image der Schmutzdroge behalten. Schon das Rauchen dieser Droge wirkt ja wesentlich eleganter und ist durchaus partyfähig.

So sind Drogen dazu da, Wellness zu befördern, zu unterstreichen und symbolisch vorzuzeigen; sie sind nicht dazu da, in eine Bedrohung der Darstellungsfähigkeit und den zwanghaften Ernst der Abhängigkeit geraten zu lassen. Gerade dann, wenn einem bei der Herstellung eigener Befindlichkeiten Eigenverantwortung zugeschrieben wird, liegt es allerdings nahe, Sucht mit Willensschwäche in Verbindung zu bringen, und man wäre wieder bei etablierten Interpretationsfolien.⁶ Solche Folien sind keineswegs völlig verschwunden, doch schließlich ist jede und jeder der *shareholder* des eigenen Körpers und bestimmt über die erwünschte Lustdividende. Rauschhaftes Erleben und Drogenkonsum können dann auch Ausweis von Differenz und autonomer Andersheit sein; es ist der eigene Kapitalstock, mit dem man umgeht, und die eigene Entscheidung, auf welche Weise man ihn bewirtschaftet. Für solche Verkörperung des Selbst bildet der Rausch ein Medium der Inszenierung und Darstellung; er konstituiert ein Erlebnis-Bewusstsein, mit

6 Vgl. für eine ausführliche Darstellung der Entwicklungen in den letzten 150 Jahren Valverde (1998)

dessen Verfügbarkeit im persönlichen Repertoire man Teilnahme an den Spielen der Distinktion – sogar an den Spielen der negativen Distinktion – signalisiert und sich seiner eigenen reflexiven *coolness* im Umgang mit dem zur Schau gestellten Überschreiten der Selbstkontrolle vergewissert.

Allerdings vertraut die Kontrollgesellschaft nicht ausschließlich auf die Eigenkontrolle der Individuen. Nach wie vor müssen Bedingungen von Funktionalität eingehalten werden, um Marktförmigkeit des Lebens herzustellen und zu garantieren. Deswegen wird die »duty to be well« (Greco 1993) abgestützt durch die freundlich-bestimmte Unauffälligkeit eines Kontrollregimes, das dual selektiv wirkt – »in« oder »out«. Das lässt sich besonders deutlich im Hinblick auf permanente Drogenkontrollen am Arbeitsplatz zeigen. Was solche Kontrollen angeht, ist die Bundesrepublik allerdings noch ein Entwicklungsland. Seit Mitte der 80er Jahre sind in den USA jedoch Drogenkontrollen am Arbeitsplatz (*random drug testing*), sowohl im öffentlichen Dienst wie in der Privatwirtschaft, Teil des Alltags (vgl. etwa Gilliom 1992; O'Malley/Mugford 1991). Der zunehmenden Eigenverantwortung der Individuen für ihr unternehmerisches Selbst korrespondieren somit althergebrachte, allerdings erheblich verfeinerte Techniken der Disziplinierung. Sie stehen jedoch – und das ist das Neue an der Kontrollgesellschaft – in einem anderen Kontext als früher: Die alten Techniken der Disziplinierung hatten zum Ziel, Abweichung zu erkennen und in der Folge dann Abweichung zu re-normalisieren, durch Therapie, Resozialisierung, Wiedereingliederung. Darauf verzichtet die Kontrollgesellschaft weitgehend, und die strukturelle Unterschiedlichkeit besteht im Verzicht auf jegliche Exklusion, die sich mit inkludierenden Absichten verbindet: Nicht um Absonderung zur Besserung geht es, sondern um Absonderung zur Unschädlichmachung, und die Mechanismen einer »einschließenden Exklusion« (Kronauer 2002) richten sich primär auf die Ortung sowie sichere Verwahrung der Körper. Das hat zur Voraussetzung den dritten Aspekt, nämlich die Entmoralisierung der Konsequenzen.

Die Gesamtheit der Entwicklungen, die durch solche Kontrollszenarien angezeigt werden, läuft nämlich auf etwas hinaus, was mit dem Begriff der Zugangsgesellschaft (*access society*) gekennzeichnet worden ist (Simon 1987). In diesem Gesellschaftstyp geht es abseits jeder moralischen Bewertung um die Kontrolle von Zugängen; zugangsgeregelt sind Örtlichkeiten ebenso wie Ressourcen, etwa die Kredithöhe der Kreditkarte oder der Abschluss einer Lebensversicherungspolice. Die Regeln klassifizieren, und Berechtigung wird verteilt oder versagt, ohne dass sich damit eine Aussage über den moralischen Wert oder Unwert verbände. Das gilt auch für Drogenkonsum; positive Testergebnisse können zum Ausschluss führen, doch das exkludiert nur partiell, von einem bestimmten Marktsegment. Ansonsten sind alle frei, ihr Angebot auf anderen Märkten zu machen, und über die Darstellung des Selbst wird mithilfe dieses Kontrollmechanismus bar jeder Generalisierung einzig das Urteil gefällt, dass eine solche Darstellung in dieser Situation unerwünscht ist.

Solche Kontrollen bilden allerdings eine Kombination höchst moralischer wie höchst amoralischer Elemente. Die Individuen haben in neoliberalen Gesellschaften eine Verantwortung für ihre Verhaltensweisen und eben deswegen auch für ihre Krankheiten, die aus psychosomatischem Blickwinkel ja »selbst gemacht«, »gewählt« sind. Das gilt für Sucht weiterhin; Sünde ist sie schon lange nicht mehr, Krankheit ist sie immer noch, aber darüber hinaus ist sie potenziell auch eine Art

AMANDA HOLMES
Las Pozas de Xilitla, Mexiko, 2010



des moralischen Bankrotts, eine Verweigerung des Selbst zum eigenverantwortlichen Unternehmertum. Freilich nur potenziell, denn sie kann ebenfalls als eine Caprice der Selbst-Gestaltung wahrgenommen werden und mag als eine Bizarrie unter anderen gelten. Schon die positive Bewertung von Unterschiedlichkeit, die Distinktion der Differenz, trägt zur Normalisierung der Sucht bei, deren Betrachtung insoweit entmoralisiert wird. Und wenn noch etwas sanktioniert wird, dann nicht Sucht, sondern die mangelnde Fähigkeit, sie zu ästhetisieren und entsprechend darzustellen. Dies ist der Sündenfall der späten Moderne.

Entmoralisierung gilt ebenfalls für die Mechanismen der Kontrolle selbst, handele es sich um Drogentests, Videoüberwachung oder Zugangsprüfungen. Sie alle funktionieren völlig wertneutral, technologisieren die Kontrolle der Kontrollgesellschaft und registrieren lediglich situativ, was der Fall ist. Dennoch führen paradoxerweise solche Prozesse der Entmoralisierung zu einer neuen, durchaus moralisch befrachteten Ordnung. So sind Drogentests zwar einerseits eine entmoralisierte Technologie, die darin geknüpften Konsequenzen jedoch sind von zutiefst moralischem Charakter. Auf solche Weise verhüllen amoralische Kontrollpraktiken das, was tatsächlich geschieht. Es geschehen nämlich Prozesse der sozialen Selektion, die auf eine technologisierte und ganz amoralisch daherkommende Weise die Bevölkerung sortieren: lokal, sozial, ökonomisch. Nicht nur deswegen, weil die Kontrollformen sich amoralisch geben, lösen sich dabei allerdings traditionelle Stigmazuschreibungen, wie Sucht, tendenziell auf; ihre Normalisierung geschieht auch vor dem Hintergrund, dass die Konsequenzen dieses Selektionsprozesses in zynischer Sachlichkeit lediglich verbucht werden. Gerade der Verzicht auf Normalisierung im Sinne von Korrektur ermöglicht auch eine gewisse Veralltäglichung. Denn nicht Drogenkonsum ist das, was der Kontrolle unterliegt, sondern der Aufenthalt der Konsumenten im Raum – in Fixerräumen sind sie zugelassen, in Innenstadtbereichen nicht: nicht der Rausch muss kontrolliert werden, sondern seine angemessene Stilisierung an den rechten Orten und seine Darstellung als Medium der Distinktion. Der flexible Mensch hat neue Regeln für den Umgang mit sich und der Welt und nicht zuletzt auch im Umgang mit seiner Selbstkontrolle zu lernen: Er hat sich situationsgerecht zu verkörpern, dabei das Erlebnis-Bewusstsein des Rausches zu generieren und dennoch reflexive Distanz beizubehalten. Misslingt das, hat er sich in die Marginalität der Räume zurückzuziehen, die als Reservate des Misslingens bereitgestellt sind – ohne Stigma, aber auch ohne Chancen sozialer Partizipation.

Diese neuen Entwicklungen legen in einem historischen Bogen einen Blick zurück ins Mittelalter Europas nahe. Damals war das Trinken von Alkohol wenig restriktiv, normativ ungehemmt und den Notwendigkeiten einer verinnerlichten Selbstkontrolle weitgehend entzogen.⁷ Es kann natürlich nicht davon die Rede sein, nun brächen wieder mittelalterliche Verhältnisse an; ein Element der Wiederholung aber liegt darin, dass tatsächlich einige Restriktionen des Rauschs, die die Moderne aus funktionalen Gründen etabliert hat, nun aufgehoben sind und der Rausch, mehr als in den letzten 200 Jahren der Fall, wieder ein Medium von Selbstdarstellung wird. Die Techniken der Disziplinierung, die die Moderne zur Bändigung unvermittelter Triebkräfte einsetzte, sind nicht völlig verschwunden, aber sie werden zunehmend ersetzt durch eine amoralische Kontrollstrategie, die

⁷ Vgl. ausführlich Legnaro (1982); Spode (1993)

nicht mehr auf Einbindung und *korrigierende* Kontrolle der Individuen setzt, sondern lediglich auf konstatierende Kontrolle, aus der dann exkludierende Konsequenzen gezogen werden. Kontrollgesellschaft etabliert durchaus neue Freiheitsspielräume, die es vorher nicht gab, und sie verzichtet weitgehend auf jene normierenden Grenzen, die auch den Rausch eingebunden und diszipliniert haben. Genau dies lässt sich als eine Farce der Wiederholung auffassen: Bildet das Mittelalter die Zeit vor der Individualisierung der Individuen und ihrer diszipliniert gesteuerten Einbindung, eine Zeit der rauschhaften Ungebundenheit vor dem Hintergrund einer ständischen Ordnung, so bildet die späte Moderne die Zeit, in der sich solche rauschhafte Ungebundenheit wieder etablieren kann – als ein Mittel der Individuierung, Selbststilisierung und Herstellung von Differenz. Disziplinierung als dominantes Ziel der Kontrolle dagegen schwindet, und ständische Ordnung wird durch räumliche Trennungen und Eingrenzungen simuliert. Es ist eine durch und durch kontrollierte Freiheit, die damit etabliert wird – eine Lockerung gegenüber der Ordnung der Disziplinen und eine Ordnung, die auf die Selbstverantwortung der Individuen setzt, nötigenfalls allerdings jederzeit auch das alte Instrumentarium der Disziplinierung wieder einsetzt, eine Gesellschaft, in der Freiheiten und Zwänge auf neuartige Weise ineinander verwoben sind. □

LITERATUR

- Bauman, Zygmunt, *Liquid Modernity*, Cambridge 2000
- Bröckling, Ulrich, *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*, Frankfurt/M. 2007
- Burchell, Graham, Colin Gordon und Peter Miller (Hg.), *The Foucault Effect. Studies in Governmentality*, London, Toronto 1991
- Castel, Robert, From dangerousness to risk, in: Burchell et al. (1991)
- Deleuze, Gilles, *Das elektronische Halsband. Innenansicht der kontrollierten Gesellschaft*, Kriminologisches Journal 3, 1992, S. 181–186
- ders., *Postskriptum über die Kontrollgesellschaften*. In: Deleuze, Unterhandlungen 1972–1990, Frankfurt/M. 1993, S. 254–262
- Ewald, Francois, *Insurance and Risk*. In: Burchell et al. (1991), S. 197–210
- Feeley, Malcolm und Jonathan Simon, *Actuarial Justice: the Emerging New Criminal Law*. In: David Nelken (Hg.), *The Futures of Criminology*, London, Thousand Oaks, New Delhi 1994, S. 173–201
- Foucault, Michel, *Geschichte der Gouvernementalität I. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung*. Vorlesungen am Collège de France 1977–1978, Michel Sennelart (Hg.), Frankfurt/M. 2004
- Gilliom, John, Rights & Discipline: *Competing Modes of Social Control in the Fight Over Employee Drug Testing*, Polity vol. 24 Nr. 4, 1992, S. 591–613
- Greco, Monica, *Psychosomatic subjects and the 'duty to be well': personal agency within medical rationality*, Economy and Society 3, 1993, S. 357–372

Haesler, Aldo J., *Irreflexive Moderne. Die Folgen der Dematerialisierung des Geldes aus der Sicht einer tauschtheoretischen Soziologie*. In: Deutschmann, Christoph (Hg.), *Die gesellschaftliche Macht des Geldes*, Leviathan Sonderheft 21/2002, Wiesbaden 2002, S. 177–200

Herwig-Lempp, Johannes, *Von der Sucht zur Selbstbestimmung*.

Drogenkonsumenten als Subjekte, Dortmund 1994

Martin Kronauer, *Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus*, Frankfurt/M., New York 2002

Legnaro, Aldo, *Alkoholkonsum und Verhaltenskontrolle – Bedeutungswandlungen zwischen Mittelalter und Neuzeit in Europa*. In: Gisela Völger und Karin von Welck (Hg.), *Rausch und Realität – Drogen im Kulturvergleich*, Reinbek 1982, S. 153–175

ders., *Der flexible Mensch und seine Selbstkontrolle*, in: Aldo Legnaro und Arnold Schmieder (Hg.), *Jahrbuch Suchtforschung I, Suchtwirtschaft*, Münster, Hamburg, London 1999

ders., *Sucht, Disziplin und Flexibilität – Suchtregime der späten Moderne*, in: Bernd Dollinger und Henning Schmidt-Semisch (Hg.), *Sozialwissenschaftliche Drogenforschung*, Wiesbaden 2007, S. 309–321

Legnaro, Aldo und Almut Birenheide: *Regieren mittels Unsicherheit. Regime von Arbeit in der späten Moderne*, Konstanz 2008

Link, Jürgen, *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, Opladen 1997

O'Malley, Pat, *Containing our Excitement: Commodity Culture and the Crisis of Discipline*, *Studies in Law, Politics, and Society* vol. 13, 1993, S. 159–186

O'Malley, Pat und Stephen Mugford, *Moral Technology: The Political Agenda of Random Drug Testing*, *Social Justice* 4, 1991, S. 122–146

Rose, Nikolas, *Inventing our selves. Psychology, power, and personhood*, Cambridge, New York, Melbourne 1996

Scheerer, Sebastian, *The Delinquent as a Fading Category of Knowledge*. In: Vincenzo Ruggiero, Nigel South und Ian Taylor (Hg.), *The New European Criminology. Crime and Social Order in Europe*, London-New York 1998, S. 425–442

Sennett, Richard, *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin 1998*

Shearing, Clifford, Gewalt und die neue Kunst des Regierens und Herrschens. Privatisierung und ihre Implikationen. In: Trutz von Trotha (Hg.), *Soziologie der Gewalt*, Sonderheft 37 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen 1997, S. 263–278

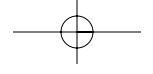
Simon, Jonathan, *The Emergence of a Risk Society: Insurance, Law, and the State*, *Socialist Review* 95, 1987, S. 61–89

Spode, Hasso, *Die Macht der Trunkenheit. Kultur- und Sozialgeschichte des Alkohols in Deutschland*, Opladen 1993

Valverde, Mariana, *Diseases of the Will. Alcohol and the Dilemmas of Freedom*, Cambridge, New York, Oakleigh 1998

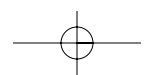
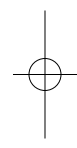
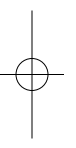
Voß, Günter und Hans J. Pongratz, *Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft?*, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 1, 1998, S. 131–158

Young, Jock, *The Exclusive Society. Social Exclusion, Crime and Difference in Late Modernity*, London 1999



Von JOHN BARKER

VOM AMPHETAMIN ZUM KOKAIN:
INTENSITÄTEN DER A R B E I T



1 DAS WUNDER DER GESCHWINDIGKEIT

Ende der 1960er Jahre sprachen junge und anmaßende Situationisten wie ich davon, dass das japanische Wirtschaftswunder – denn zu dem Zeitpunkt war es das *japanische* Wirtschaftswunder – von Amphetaminen angetrieben wurde. Beweise gab es dafür kaum, aber es war weithin bekannt, dass die billig herzustellende Droge ein großes Geschäftsfeld für die Yakuza war. Dieses ganz besondere Wunder baute auf die Herstellungsindustrie, in der Elektronik und Autos eine große Rolle spielten. In modernem Sprachgebrauch war es fordistisch, d. h. eine großangelegte Produktion, abhängig vom »Massen-Arbeiter«. Amphetamin, uns damals als Droge bekannt, mit der man die ganze Nacht durchtanzen konnte, war perfekt, um lange Stunden zu arbeiten und dabei aufmerksam zu bleiben. Unserer Meinung nach war das Wunder abhängig von frei verfügbaren Arbeitern, die einem frühen Burn-out ausgesetzt waren. Eine moderne Version von Marx' Bild des Kapitals und der Arbeit als Vampir und seinen Opfern.

Seitdem gehört es in den reichsten Teilen der Welt zum Allgemeinwissen, dass die relative Größe des Produktionssektors kleiner wird. Gleichzeitig hat die Verlagerung hin zu einer serviceorientierten Wirtschaft eine, wie Maurizio Lazzarato es nennt, anthroposoziologische Verlagerung der Arbeit beinhaltet, was zum Konzept der immateriellen Arbeit geführt hat. Darüber hinaus wird inzwischen der allgemeine Ausdruck »postfordistisch« als allumfassende Beschreibung dieser Veränderungen verwendet. Diese sind sicherlich vorhanden, allerdings zu behaupten, sie würden eine Diskontinuität zu dem Vorangegangenen bilden, ist dann doch eine allzu glatte Manipulation theoretischer Kategorien und lässt dabei die Realitäten der globalen Arbeitsteilung außen vor.

Das heute geläufigste globale Wirtschaftsmodell ist die Superausbeutung präfordistischer Sweatshops sowie eine von allen Seiten unter Druck gesetzte Landbevölkerung. Wo der Fordismus existiert, ist er lange noch nicht ausgereizt, allerdings lässt er heutzutage häufig den damit assoziierten keynsianischen Vorteil vermissen: dass die Arbeiter in der Lage sind, das, was sie produzieren, auch zu kaufen und so die effektive Nachfrage aufrechterhalten. Auch in der reichen Welt existieren Orte der »ursprünglichen Akkumulation« neben fordistischer und präfordistischer Arbeit. Wie Lazzarato auf einer abstrakten Ebene erkennt, begann der Postfordismus selbst in der verarbeitenden Industrie als eine neue Form der Organisation von Arbeit. Als unser Situationismus in den 70ern schon gedämpfter war, bezeichneten wir das Modell der Teamsysteme in schwedischen Autofabriken als Selbstausbeutung. Seitdem hat der globale Rhythmus zeitnaher Produktion, die von der Computerisierung abhängig ist, in der reichen Welt neue Formen der rationalen Ausbeutung geschaffen. Zur selben Zeit wurde der Dienstleistungssektor der Dequalifizierung und den Bewegungs-Zeit-Disziplinen des industriellen Taylorismus unterworfen. Die Sprache der Fabrikdisziplin wurde sogar in öffentliche Bereiche wie Bildung und Gesundheit integriert, die voll leitender Angestellter sind, während eine eher stalinistische Ausprägung des Taylorismus zu ständig neu zu erreichenden Zielsetzungen und Sollvorgaben geführt hat.

Was weltweit als gemeinsamer Faktor bleibt, ist die Zwanghaftigkeit des Kapitals, sich weiter zu vermehren. Man muss nur die Finanzseiten der Zeitungen lesen, um zu erkennen, dass etwa die »Gesundheit« individueller Vermögen und auch

die ganzer Firmen durch diesen Blickwinkel betrachtet wird. Seit dem Beginn der allgemeinen kapitalistischen Offensive Mitte der 70er Jahre lag der Druck auf den Löhnen, der Intensität der Arbeit und der Länge des Arbeitstags, während die kapitalimmanente Zwanghaftigkeit zu einem natürlichen Zustand gemacht wurde. Um eine Durchschnittsrate zu erzeugen, wurde ein Großteil dieses Drucks durch die Mechanismen der Profitratenangleichung getarnt, wobei der durch arbeitsintensive Produktionssektoren geschaffene Mehrwert durch andere kapitalintensive Sektoren in Gewinn umgewandelt wird. Aber dieser Druck ist trotz enormer Unterschiede der effektiven Löhne global, weltweit wird zu einer gesteigerten Arbeitsintensität gedrängt, auch wenn dies sehr unterschiedliche Formen annimmt.

Betrachten wir zum Beispiel den privilegierten Sektor der immateriellen Arbeit, so wie Lazzarato ihn definiert: »audiovisuelle Produktion, Werbung, Mode, die Produktion von Software, Fotografie, kulturelle Aktivitäten, usw. [...] Aktivitäten, die darauf zielen, kulturelle künstlerische Normen, Moden, Geschmäcker, Konsumentenansprüche und, strategischer, die öffentliche Meinung zu definieren und zu bestimmen.« Beschreibungen dieser Arbeit im Kanon der »immateriellen Arbeit« berücksichtigen allerdings nicht die daran beteiligten Arbeitsintensitäten. Die weit verbreitete Verwendung von Kokain in diesem Sektor ist nicht zufällig. Dessen Verfügbarkeit im Vereinigten Königreich (UK) hängt offensichtlich mit einer Reihe von Faktoren zusammen – die Situation in einigen lateinamerikanischen Ländern und deren erschütterndes soziales Gefälle, raffinierte kriminelle Organisationen, der zunehmende Anstieg des weltweiten Transports von materiellen Waren usw. –, jedoch auch damit, dass die Nachfrage vorhanden ist. Kokain ist die perfekte Droge für diesen relativ privilegierten Sektor, nicht kreativ im eigentlichen Sinne, jedoch perfekt, um eine unterschiedslose Intensität der Begeisterung für die Projekte zu erzeugen und jederzeit an die große Bedeutung des eigenen Handelns zu glauben.

2 PRÄDIGITALE INTENSITÄTEN

Anfang der 90er Jahre, gerade aus dem Gefängnis entlassen und mit dem dringenden Bedürfnis, einen Weg zurück in die Welt und zu einem legitimen Einkommen zu finden (möglichst ein vom Arbeitgeber versteuertes), war ich froh, einen Job in der kleinen Welt der nächtlichen Presseauswerter zu bekommen, für den ich keinen Lebenslauf einreichen musste. Zu der Zeit lief das Geschäft prädigital ab, und selbst heute noch gibt es einen Nischenmarkt für Hauptgeschäftsführer und Ähnliche, die ihre Pressenachweise sorgfältig ausgeschnitten und auf Firmenpapier aufgeklebt haben wollen, oder zumindest als richtige Fotokopie. Die Fotokopierer waren die wichtigsten Arbeitsgegenstände (so wie sie es für die Vorgesetzten im öffentlichen Gesundheitswesen sind, die damit am laufenden Band neue Zielvorgaben und Organigramme produzieren), sie waren auch, abgesehen von einem schwer arbeitenden Faxgerät, das einzig »feste« Kapital dort. Ansonsten war es mehr als nur prädigital. Das Gebäude in der Tooley Street – äußerstes Alt-London – war ein massenproduzierter gotischer Bau. Die beiden von der Agentur gemieteten Stockwerke waren mit einem fleckigen beigefarbenen Teppich ausgelegt, der sich an den Ecken aufrollte und den angeknabberten grauen Schaumstoff darunter zum Vorschein kommen ließ. Das System verlangte nicht nur nach

Fotokopierern, sondern auch nach Sortierfächern von Wand zu Wand. Sortierfächer! Selbst damals waren die schon antiquiert.

Jedes Sortierfach gehörte einem einzelnen oder mehreren Klienten, von denen selten einer interessant war, die meisten waren Geschäftsidioten oder Finanz-PR-Idioten mit eigener Klientenliste. Die meisten Presseauschnitte mussten in mehr als ein Sortierfach gelegt werden, möglich waren zehn oder mehr. Daher die Bedeutung des Fotokopierers. Irgendwann zwischen zwei und vier Uhr morgens konnte es zu harten Konfrontationen kommen, wegen der Zugangsberechtigung zu den zwei oder manchmal sogar drei funktionierenden Kopierern. Und selbst dann handelte es sich um pures Glück, wenn die Maschine, die man ergattern konnte, nicht zwischendrin noch Papierstau hatte. Manchmal gab sie auch ganz ihren Geist auf, und wir hatten nur noch zwei oder sogar nur noch einen Kopierer für den Rest der Nacht. Dann gerieten die Dinge völlig außer Kontrolle. An anderen Tagen konnte man es mit Glück oder Talent schaffen, das Ding auf den Knien und mit klopfendem Herzen wieder in Gang zu bekommen und das zerknüllte DIN-A4-Papier zwischen einer Walze oder einem Greifer wieder herauszubekommen, ohne irgendwelche Papierschnipsel zurückzulassen.

Die einzigen Anleitungen, die einem bei dieser Extraarbeit helfen konnten, waren unzureichende Diagramme, die irgendwo auf der Oberfläche des Kopierers angebracht waren. Sie hätten sehr gut von jemandem wie Zhang Guo Hua angebracht worden sein können, einem chinesischen Arbeiter, der illegal in das Vereinigte Königreich gekommen und nach einer 24-Stunden-Schicht in einem ähnlichen Job gestorben war. Wir dagegen, die »Leser«, waren hauptsächlich irgendwelche Spinner, ehemalige Kunststudenten und Langzeit-Exstudenten, die immer noch Schulden abbezahlen mussten, dazu kam ich, der versuchte, seinen Fuß wieder in die reale Welt zu bekommen: von unterschiedlichster Herkunft, heruntergekommene Mittelklasse. Zum Job gehörte es, die Morgenausgabe einer Zeitung zu lesen, manchmal auch zwei oder drei, die Erstausgaben bekamen wir zwischen halb elf und elf Uhr abends, und dann jeden Artikel auszuschneiden, der irgendeinen Klienten irgendwie interessieren konnte, und dazu die anderen Klienten zu notieren, die auch daran interessiert sein konnten: Die Liste der Klienten und ihrer Themen war mehrere Seiten lang. Man konnte zum Beispiel *The Independent*, *The Mail* und *The Star* lesen. Oder wenn es sich um die *Financial Times* handelte, reichte dazu vielleicht *The Express*. Oder nur *The Mirror*. Wie auch immer, der Job verlangte, dass man das richtige Etikett, Datum sowie den Namen der Zeitung auf jeden Ausschnitt klebte und diese dann in Stapel aufteilte. Einige mussten – für geschmacklose Bosse, die auf diese Art von Fetisch Wert legten – als Originale auf besondere A4-Papiere geklebt werden. Die anderen wurden auf wiederverwendbare A4-Blätter kopiert, sodass keine Schatten zu erkennen waren.

Zusätzlich zu uns Mittelklasse-Spinnern gab es auch ein paar Proletarier-Spinner, Kumpel einer der beiden Chefs, die sich an diesem Punkt des Vorgangs um das Aufkleben der ausgeschnittenen Pressebelege kümmerten, sodass man als »Leser« sowohl mit aufgeklebten als auch mit nicht aufgeklebten Ausschnitten zum Kopierer gehen konnte. Nach der ersten Runde an den Kopierern wurde es richtig verrückt. Man las, kopierte, verteilte die Masse an Material in die unzähligen Sortierfächer und bereitete sich dann auf den nächsten Kampf um Zugang zu den Kopierern vor. Nach dem Lesen und dem ersten Filtern der Artikel war man »kollektiv« als Nächstes dafür verantwortlich, die einzelnen Pakete für die Klienten

vorzubereiten. Einige der Idioten bei der Barclays Bank oder bei Price Waterhouse wollten ihre Ausschnitte nach Interessengebieten gefiltert haben, sodass sie morgens um halb sieben auf alles vorbereitet waren, falls es sich um schlechte Nachrichten handelte, im schlimmsten Fall auf ein Routineverhör.

Unsere Zielvorgaben und Fristen wurden nie auf besonders entspannte Art erreicht. Ab morgens um halb sechs fingen die Fahrer, sowohl Taxifahrer als auch Selbstständige, an, ungeduldig auf ihre Lieferungen zu warten. In anderen Nächten wurde es völlig manisch, wenn es langsam über der Themse hell wurde. Lou, der Taxifahrer, kaute mir das Ohr ab, damit ich alles andere vergaß und zuerst das Paket für den Lebensmittelverband fertig machte, damit er los konnte. Zu anderen Zeiten wurden wir in andere Lieferungen mit hineingezogen, z. B. eine Finanz-PR-Firma, die nur Fotokopien wollte, aber diese auf Firmenpapier. All das nur, damit irgendein Firmenidiot nicht selbst die Zeitung lesen musste. Und mit dem zusätzlichen Druck, dass ein »verpasster« Artikel das Ende des Vertrags bedeuten konnte. Andererseits erntete ein spektakulärer Treffer, sagen wir mal, ein in einer Mordgeschichte erwähnter Firmenname, höchstens die Bemerkung: »gut aufgepasst«. Es gab so einige Nachtschichten, nach Tagen mit wenig Schlaf, an denen auch ich mit einer Zungenspitze Amphetamin dabei war.

3 MEHR PRODUKTIVITÄT, MEHR HARTE ARBEIT

Es handelte sich hier um unterbezahlte Arbeitsintensität, die Marx im *Kapital* deutlich genug als »vermehrte Ausgabe von Arbeit in demselben Zeitraum« beschreibt (Band I, Kapitel 15 und 19). Die gesteigerte Intensität und die Länge des Arbeitstags sieht er im Gegensatz zur Steigerung der von ihm sogenannten »Produktivkraft« der Arbeit als Mittel, die Produktion ähnlicher Einheiten von jedem Arbeiter zu steigern. Es ist ein Gegensatz, weil Steigerungen der »Produktivkraft« der Arbeit mittels der Nutzung verbesserter Maschinen entstehen, was einen festen Kapitalaufwand beinhaltet und was nicht den angenommenen Wert oder Mehrwert der zu produzierenden Einheiten steigert. Dies wird erst bewirkt durch die Steigerungen der Intensität der Arbeit oder der Länge des Arbeitstags. Dieser Gegensatz wird in Band III, Kapitel 14, wichtig, in dem Marx die ausgleichenden Phänomene skizziert, zu dem, was er »Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate« nennt – eine Tendenz, die gerade durch die gesteigerte Betonung der »Produktivität« im Produktionsgemisch entsteht.

Derartige Unterscheidungen sollten hilfreich sein für die Dekonstruktion der Vorstellung von »Produktivität«. In den 1960ern und 70ern gab es vorrangig explizit als solche bezeichnete Produktivitätsgeschäfte, und diese Vorstellung von Produktivität hält sich weiterhin in fast allen Verhandlungen zwischen Kapital und Arbeit in dem Sinne, dass es weiterhin derartige Verhandlungen gibt. Allerdings gibt es ein Problem mit dieser marxistischen Dekonstruktion, da die Beziehung zwischen Intensität und Produktivität, so wie Marx sie beschreibt, unklar ist. Er spricht von der relativen Zahl der Spindeln im Gegensatz zu der Anzahl der angestellten Arbeiter im internationalen Vergleich: auf der einen Seite Frankreich mit 14 Spindeln pro Person, auf der anderen Seite Großbritannien mit 78 Spindeln pro Person. Aber das sagt nichts über die Art der Spindeln aus. Sind die britischen technisch so überlegen, dass es keine »vermehrte Ausgabe von Arbeit in demsel-

AMANDA HOLMES
Las Pozas de Xilitla, Mexiko, 2010



ben Zeitraum« beinhaltet, 78 zu beaufsichtigen statt 14? Oder genauer gesagt, bedeutet technisch überlegen notwendigerweise weniger Arbeit pro Maschine? Der Text dazu (Band I, Kapitel 20) ist hier auch nicht weiter hilfreich: »Im Maß, wie in einem Lande die kapitalistische Produktion entwickelt ist, im selben Maß erheben sich dort auch die nationale Intensität und Produktivität der Arbeit über das internationale Niveau.«

Die Vorstellung von der Arbeitsintensität sowie von der Länge des Arbeitstags ist wichtig und absolut relevant für die heutige kapitalistische Offensive mit ihrem Zwang zur Akkumulation und dem dazugehörigen Ziel der sozialen Kontrolle. Oft, im fordistischen Modell sogar ganz offensichtlich, gab es Steigerungen der, wie man sie nennen kann, »reinen« Arbeitsintensität. Was dann als Beschleunigung bezeichnet wurde. Für lange Zeit war dies der Konflikt zwischen Arbeit und Kapital in der Autoindustrie. Als Maßeinheit der Intensität wurde selbst bei Ford gesagt, dass man höchstens 15 Jahre am Band stehen könnte. Verheimlicht wurde dabei, dass die Entwicklung neuer Maschinenmodelle zur Erhöhung der Arbeitsproduktivität von denjenigen größere Arbeitsintensität verlangte, die an diesen Maschinen arbeiten mussten, statt, wie wir es nennen könnten, der Maschine die Belastung zu überlassen. Ein deutliches Beispiel lässt sich in der modernen Welt der Logistik der globalen Just-in-Time-Produktion finden. Hafenarbeiter erleben nicht nur eine Renaissance der Gelegenheitsarbeit, sondern sind auch gezwungen, wie Brian Ashton gezeigt hat, »in einer Geschwindigkeit zu arbeiten, die von fahrerlosen Transportfahrzeugen, automatisierten Staplern und halbautomatischen Kränen vorgegeben wird«.

In den 1960ern und 70ern setzte sich die Erkenntnis durch (sowohl intellektuell als auch praktisch), dass trotz der angebotenen Illusion von mehr Freizeit für den Arbeiter bzw. die Arbeiterin und der Frage, was er oder sie damit anfangen konnte, die im Kapitalismus entwickelten Maschinen zu keinem Zeitpunkt darauf ausgerichtet waren, die Arbeit zu erleichtern. Zu Beginn der 1960er schrieb Raniero Panzieri für die ersten Ausgaben von *Quaderni Rossi* (ganz am Anfang der italienischen autonomen Bewegung) in kraftvollem Stil Aufsätze, in denen er sich, auf Marx' Klassenanalyse bezogen, von der Vorstellung löste, dass »Produktivkräfte« in irgendeiner Form neutral seien und schließlich zu der Einsicht kam, die kapitalistischen Produktionsbeziehungen seien unhaltbar. Stattdessen argumentierte er, dass »sich die Produktionsbeziehungen innerhalb der Produktionskräfte befinden«, dass sich die technische Entwicklung »als Entwicklung des Kapitalismus präsentiert ... als Ausstellung der Autorität des Kapitalisten ... und mit neuen Möglichkeiten zur Stärkung seiner Macht«.

»Fordismus«, wenn man ihn als produktiven Prozess betrachtet, war und ist durchsetzt mit »Taylorismus«, mit der Bewegungs-Zeit-Studie als sein analytisches Werkzeug. Harry Braverman betrachtete beide ganz richtig in *Labour and Monopoly Capital* als darauf ausgerichtet, Arbeit zu entqualifizieren und als Konsequenz ihre ökonomische und politische Macht zu reduzieren. In der Automobilindustrie der 1970er betraf die Entqualifizierung die Konstrukteure und fabrikinternen Ingenieure, als numerische Lochungscomputer (numerische Computer mit vorgegebenen Latten und Fräsmaschinen) in den Fabrikhallen eingeführt wurden. Gleichzeitig erhöhten sie die Überwachung und Kontrolle der am Fließband verrichteten Arbeiten. Dies hatte eine doppelte Wirkung auf die Arbeiterorganisation. Die Konstrukteure und Ingenieure radikalisierten sich in der neu entstandenen TASS-

Gewerkschaft. Die radikalsten Vertreter dieser Gewerkschaft entwickelten als berühmteste Tat den alternativen Plan für *Lucas Aerospace*, der besagte, dass Maschinenteile, die für die Waffenproduktion bestimmt waren, stattdessen dafür verwendet werden sollten, sozial nützliche Produkte herzustellen, insbesondere für Behinderte. Im Fall von Ford selbst schufen Fließbandarbeiter eine internationale Organisation, die autonom von den offiziellen Gewerkschaften war. Das *Ford Workers Combine* war in der Lage, Solidaritätsaktionen international auf der Ebene von Vertrauensmännern zu koordinieren. Deren einfallsreiche Taktiken besaßen eine Präzision, die sich aus dem klaren Verständnis des Produktionsprozesses und seinen Veränderungen speiste.

Ganz allgemein wurde Erhöhungen der Arbeitsintensität zu jener Zeit mit Bummelstreiks oder Auseinandersetzungen über Teepausen begegnet. Letztere waren Thema langweiliger bürgerlicher Satire: Teepausen, ha-ha-ha. Häufiger wurde dieser Konflikt auf dem Gebiet der Löhne ausgetragen. Das hatte die Tendenz, einige Linke zu enttäuschen, die über »Ökonomismus« in der wahren Tradition von Lenin sprachen. Aber der Grad an geistreicher Militanz war ausreichend genug, um einen systematischen Angriff auf das Pfund Sterling sowie die italienische Lira durch das von William Simon geleitete und ideologisch neu ausgerichtete US-amerikanische Finanzamtsteam der Ford-Regierung zu provozieren. Sie machten klare Ansagen an »den Markt« und erreichten damit, dass sich die Lira und das Pfund durch die Auswirkungen der Arbeitsmilitanz automatisch in »Mickymaus«-Währungen verwandelten. In der neuen Ära der »fließenden« Wechselkurse, die mit Nixons Entschluss von 1971, den US Dollar nicht mehr an den Goldwert zu binden, begann (was das Ende des Bretton-Wood-Konsenses bedeutete), konnten Währungen angegriffen werden, indem die Repräsentanten eines Dollars, der durch die US-Kontrolle des neuen OPEC-Reichtums und in Form von Petrodollar extrem gestärkt war, den richtigen Leuten etwas ins Ohr flüsterten. Diese Offensive erschreckte die Gewerkschaftsführung in beiden Ländern zu Tode. Nichtsdestotrotz ging der Widerstand gegen eine Erhöhung der Arbeitsintensität weiter, bis die kapitalistische Offensive, die auf diese Weise angestoßen wurde, durch eine neue Ära der Dequalifizierung und Anti-Gewerkschaftsgesetzgebung erweitert wurde.

4 NEUE SCHINDEREIEN

Maschinen, dieses Wort hat einen altmodischen Beigeschmack, zu schwer für Wirtschaftszweige, die »leicht« und »flexibel« sind. Mitte der 1990er, als ich erste Erfahrungen darin machte, was man ganz allgemein digitale Wirtschaft nennen könnte, war »Kit« (Ausrüstung) das Lieblingswort. Zu diesen ersten Erfahrungen gehörte ein Teilzeit-Umzugsunternehmen (mein Neffe und ich in einem klapprigen Luton-Transporter), das auf Umzüge kreativer digitaler Büros spezialisiert war – nach Soho oder raus aus Soho, dann nach Clerkenwell oder wieder raus – ich war auch einige Monate wieder im Presseauswertungsgeschäft, allerdings arbeitete ich diesmal vorerst im Onlineservice. Das erforderte eine andere Arbeitsintensität als beim Auswerten der Printmedien. Das Zeitungslernen blieb dasselbe, genauso wie die Länge der Leseliste, die Anzahl der Zeitungen pro Person war etwas höher, aber es gab keine Kämpfe mit dem Fotokopierer oder Touren entlang der Sortierfächer mit Armen voller DIN-A4-Papier. Stattdessen existierte auf dem Bildschirm eine

Maske, in die man mit der Tab-Taste das Datum und den Namen der Zeitung eintragen konnte, dann gab es einen Kasten für die Überschrift der ausgewählten Artikel, dann noch einen weiteren Kasten, in den man in einem oder zwei Sätzen eine Zusammenfassung des Artikels schreiben konnte. Ganz zum Schluss kam noch ein Kasten, in den man die Codes aller Klienten, die sich für den entsprechenden Artikel interessieren könnten oder sollten, eintragen konnte.

Ob eine dieser Arbeiten einen Mehrwert erzeugt hat, ist ungewiss, es war im Großen und Ganzen die Unterstützung einer Finanz-PR, die an der Gewinnspanne desjenigen Mehrwertes profitierte, den sie gar nicht selbst geschaffen hatte. Heute nennt man das »Spin«. Die Arbeit war allerdings profitabel und die Firma wuchs sogar, bevor ich sie verließ. Als Einzelperson fand ich ihre Intensität nicht so beschwerlich, obwohl Nacharbeit immer schlecht für die Gesundheit ist, egal um was für eine Arbeit es sich handelt, Beweise dafür gibt es genug. Mit dem Printmediengeschäft hatte sie die Abhängigkeit von der Loyalität der Mitarbeiter gemeinsam. Loyalität innerhalb des Teams, oder in unserem Fall innerhalb der Schicht, wurde von den Arbeitgebern bewusst oder unbewusst mit in die Anforderung einbezogen. Das ist wahrlich nichts Besonderes, man sagt, dass so Armeen funktionieren, dass sogar die Massenselbstmorde im Ersten Weltkrieg Monat für Monat weitergingen. Lass deine Kumpel nicht im Stich. Im Printmediengeschäft war es absurd, da kamen Leute mit Grippe zur Arbeit getaumelt, einfach weil sie wussten, dass der Wahnsinn der Nacht ohne sie weitaus größer wäre, und steckten dadurch die anderen an. Damit verbunden war das Bewusstsein, dass zu viele »übersehene Artikel« zu verlorenen Aufträgen führten, und verlorene Aufträge bedeuteten Jobverluste.

Bei der Onlinearbeit gab es allerdings mehr Möglichkeiten, die Arbeitsintensität zu vermeiden, die der Ablauf (zwei Zeilen Inhaltsangabe relevanter Artikel schreiben) zu erfordern schien. Ziemlich bald hatte ich ein paar schwammige Inhaltsvorlagen entwickelt. So unterbezahlt und intensiv die Arbeit auch war, bot sie doch keinen Vergleich zu den Arbeitsbedingungen in der Datenverarbeitungsdrucksarbeit in einer jamaikanischen Freihandelszone. Das RSI-Syndrom (repetitive strain injury – Verletzung durch wiederkehrende Belastung (Anm.)) ist Realität, da kann man jeden fragen, der schon einmal darunter gelitten hat oder gesehen hat, wie viel Firmengeld schon dazu verwendet wurde, um rechtlich zu beweisen, dass es nicht existiert. Freihandelszonen schließen fast schon per Definition die Berücksichtigung oder Regulierung von Gesundheits- und Sicherheitsfragen aus.

5 DER LANGE TAG NEIGT SICH DEM ENDE ZU

In letzter Zeit erregte ein anderes von Marx' »ausgleichenden« Phänomenen die Aufmerksamkeit, und zwar die Länge des Arbeitstages. Es wurde aus vier verschiedenen Richtungen betrachtet: einmal gibt es sozial-psychologische Bedenken darüber, »wie Arbeit dem Leben der Menschen Bedeutung geben kann«; heroische Erzählungen darüber, dass sehr reiche Leute wie beispielsweise diejenigen, die für die *McKinsey*-Unternehmensberatung oder Investmentbanken arbeiten, extrem lange Arbeitstage haben; das Begreifen der materiellen Realitäten neuer Formen der Ausbeutung – pervertierte Formen wie: immer Rufbereitschaft zu haben, aber

AMANDA HOLMES
Las Pozas de Xilitla, Mexiko, 2010



nur für die Stunden bezahlt zu werden, die man wirklich arbeitet, was die brutalste Erscheinungsform von Einsatzsynchronizität ist –, und darüber hinaus die Gewerkschaften, die sich nun mit dem Problem der Überstunden befassen müssen. Ein wenig Aufmerksamkeit gab es auch für Fälle wie den von Zhang Guo Hua in Cleveland, Großbritannien, der oben schon erwähnt wurde, und in China selbst den von He Chun-Mei, einer 30-jährigen Frau, da beide nach einer 24-Stunden-Schicht starben. Derartige Realitäten lassen gefühlsduselige Berichte auf den Wirtschafts- oder nun sogar Titelseiten von Zeitungen über Investmentbanker, die 15 Stunden am Tag arbeiten, makaber erscheinen. Schließlich arbeiten sie 15 Stunden am Tag, um ihren Anteil an den 24-Stunden-Tagen der Superausbeutung zu bekommen.

Im Vereinigten Königreich ist diese Betonung auf die Länge des Arbeitstages kaum überraschend, wenn man den lange durchgehaltenen Widerstand der Labour-Regierung und ihres angeblichen »Alt-Labour«-Kanzlers gegen die Vorgabe einer 48-Stunden-Woche der Europäischen Union bedenkt. Berechnungen von Professor Carey Cooper der Lancaster University zeigen, dass:

- im Vereinigten Königreich im Vergleich zur westlichen Welt nach den USA am längsten gearbeitet wird, selbst Japan wurde überholt.
- es in den letzten sieben Jahren, was sich mit der Regierungszeit von »New Labour« deckt, einen signifikanten Anstieg der Angestellten gibt, die mehr als 48 Stunden arbeiten, von 10 % Ende der 1990er bis zu 26 % im Jahr 2005.
- es seit 1992 50 % mehr Frauen gibt, von denen erwartet wird, mehr als 48 Stunden pro Woche zu arbeiten.
- Schätzungen aus der Periode 2000 bis 2002 vermuten lassen, dass der Anteil derer, die mehr als 60 Stunden pro Woche arbeiten, um ein Drittel auf ungefähr 17 % der gesamten arbeitenden Bevölkerung gestiegen ist.

Professor Coopers Untersuchung zeigte, dass jemand, der ständig viel arbeitet, mit psychischen und körperlichen Gesundheitsschäden rechnen muss. Erneut reden wir vom »Burn-out« und es scheint, dass die Länge des Arbeitstages und die Arbeitsintensität (diese todsicheren Methoden, um einen Mehrwert herauszuholen) den gleichen Effekt haben. In Kombination wie in den Fällen von Hu Chen-Mei und Zhang Guo Hua sind sie wahrscheinlich tödlich.

Dass sie überhaupt kombiniert werden können, reflektiert die Niederlagen der Arbeiterbewegung, mit denen wir, zumindest im Moment, leben müssen. Im Jahr 1979, dem »Winter der Unzufriedenheit« – wie ein besonders schlauer Journalist schrieb –, arbeitete ich als Müllmann in Südwales. Unserem Team war die Swansea-Gegend in Townhill und Mayhill zugeteilt worden. Wir hatten einen engen Zeitplan mit vielen Mülltonnen, die entweder treppaufwärts oder -abwärts lagen und nach der Leerung zurückgestellt werden mussten. Aber die Strecken und die Aufgaben waren festgelegt, die Arbeit musste erledigt werden, und dann war man fertig. Es war so, als ob man ins Fitnessstudio ginge, wir haben schnell gearbeitet, und wenn ich Glück hatte, war ich mittags zu Hause und gewaschen. Ein derartiges Leben für Arbeiter war ganz offensichtlich für das organisierte Kapital intolerabel. Wenn jemand in dieser Geschwindigkeit 5 bis 6 Stunden arbeiten konnte, warum sollte er das nicht auch 8 Stunden lang können. Demütigung und Lange-

weile beschreibt Ed Dorn sehr gut in seinem Roman *By The Sound*. Zwei Stunden Rumhängen wären schon unerträglich genug gewesen, aber damit war nichts. Jedes Team musste nun mehr Straßen bearbeiten und eine zur Bedingung gemachte, kleine Lohnerhöhung war das Ergebnis.

Wenn Auseinandersetzungen über die Arbeitsintensität häufig zumindest teilweise in die Gehaltsverhandlungen mit einbezogen wurden, traf das genauso auf die Länge des Arbeitstages, Überstunden und deren Bezahlung zu. Wenn Überstunden unbezahlt sind, ist diese Art des gesteigerten Mehrwertes eine Form von Diebstahl. Wenn sie zum normalen Stundensatz abgerechnet werden, macht es die relative Machtlosigkeit der Arbeiterorganisationen deutlich, wenn sie mit einviertel oder dem doppelten Stundensatz abgerechnet werden, deren Stärke. Aber die Gewerkschaften hören jetzt von Fällen erzwungener Überstunden, selbst wenn diese korrekt abgerechnet wurden. Der Vorteil für den Arbeitgeber ist offensichtlich. Selbst wenn es einen Bezahlungsanreiz gibt, ist das immer noch billiger, als neue Arbeitskräfte einzustellen oder sogar Mitarbeiter einer Zeitarbeitsfirma zu nehmen. Während also Dockarbeiter durch die Maschinen »angetrieben« werden, werden Lastwagenfahrer gezwungen, über die legalen Grenzen hinaus zu arbeiten.

In Kapitel 10 einer erstaunlich pragmatischen Darstellung der britischen Wirtschaft bietet Malcolm Sawyer eine Beschreibung von Arbeitsintensität, die so klingt, als wäre es Marx, der die Mechanismen der Akkordarbeit deutlich machen wollte: »Die Zunahme der Arbeit für die Arbeiter ist stetig effizienter geworden.« Wir schrecken vielleicht vor der Neutralität von »Effizienz« in diesem Kontext zurück, aber nichtsdestotrotz geht er noch weiter als Marx, indem er diese Intensität untermauert. »Die unmittelbaren Faktoren, die zu härterer Arbeit geführt haben, sind Veränderungen der Technik und Arbeitsorganisation mithilfe der Informationstechnologie.« Intensität wird hier mit härterer Arbeit gleichgesetzt, was durch die Entwicklungen der Produktionskräfte bzw. Produktivkräfte noch beschleunigt wurde, obwohl Marx diese als separate Phänomene definierte. Sawyer kann das nicht quantitativ belegen, aber in einigen »extremen« Situationen wurde es deutlich. Salvati, der die »Rationalisierung ohne Investition« im Italien der 1960er beschrieb, ging davon aus, dass die Produktivität in der Periode von 1964 bis 1969 sehr schnell gesteigert wurde, so schnell wie in den 1950ern, und trotzdem war die Höhe der Steigerung des industriellen Investments gleich null. Und wenn Sawyer keine derartige Bemessung leisten kann, ist er sich doch ob des Ausmaßes sicher: »Arbeitsintensivierung leistet einen Beitrag zur wachsenden Produktivität der Wirtschaft im Vereinigten Königreich, obwohl ihr quantitativer Einfluss nicht messbar ist.« Sie ist nicht messbar, aber, so Sawyer: »Es gibt natürliche und soziale Grenzen für die Arbeitsintensivierung, weshalb es zweifelhaft ist, ob eine weitere Intensivierung auf lange Sicht dem wirtschaftlichen Wachstum zuträglich wäre. Zudem existieren Anzeichen dafür, dass es einen Zusammenhang zwischen Arbeitsüberlastung und schlechter Gesundheit gibt, besonders bei arbeitsbedingtem Stress, die vermuten lassen, dass da sogar auf kurze Sicht substantielle, versteckte Kosten warten.«

Kosten für wen? Sawyer, genauso wie Professor Cooper, geht davon aus, dass zumindest ein wenig objektives Interesse an dem Wohlergehen der Arbeiter besteht, aber es gibt keinen Anhaltspunkt dafür, dass sich die britische Wirtschaft besonders für diese Art von Langzeitentwicklung interessiert. »Langfristig« und »möglichst billig« ist mehr nach ihrem Geschmack. Historisch betrachtet war ihre Strategie, bis auf den letzten Penny alles aus ihren Unternehmen herauszusaugen, was geht, um dann zu jammern. Jetzt hat sie eine Regierung, die die Arbeitsschutzbestimmungen als »Bürokratie« abtut, als ob es sich dabei um Launen pedantischer Bürokraten, Paragrafenreiter oder Fanatiker handeln würde. Zur selben Zeit wurde »Burn-out«, unsere Vorstellung eines Speed-gefütterten japanischen Arbeiters von vor 40 Jahren, von der Sprache des Genius und des Managements angeeignet, um, als Konzept, für die Letzteren selbst in den Dienst genommen zu werden.

Gleichzeitig ist es viel einfacher und viel brutaler. Beim Burn-out handelt es sich in der Tat um die moderne Version von Marx' Bild des Kapitals als Vampir. In einem neuen Bericht des *V.V. Giri Instituts* in Indien über dortige Call-Center sprechen sie von Absolventen als Cyber-Coolies und gehen auf das Burn-out aufgrund der Arbeitsintensität ein. Das Institut selbst ist besorgt wegen der Dequalifizierung der Arbeit, aber es hat auch keine Schwierigkeiten damit, die Intensität zu messen: es ist das Pensum an E-Mails und Anrufen, die in einer bestimmten Zeit abgearbeitet werden müssen. Sawyer kann die Intensität nicht in Zahlen ausdrücken, aber wir können sicher sein, dass die engagierten, lang arbeitenden Leute von *McKinsey* die Vorlagen dafür haben. Mit dem Slogan, dass alles gemessen werden kann und das, was gemessen wurde, wiederum gemanagt werden kann (intakter Taylorismus in der post-fordistischen Welt), könnte es kaum anders sein. Zur selben Zeit wie das *V.V. Giri Institut* veröffentlichte *McKinsey* einen eigenen Bericht, der davor warnte, dass mit dem Ansteigen der Löhne in Indien und dem Knappwerden von »gelernten« Arbeitern deren Vorteile wie zum Beispiel die Verwendung der englischen Sprache in Bezug auf China und Osteuropa untergraben werden würden.

Diese Drohung und ihre mögliche Realisierung ist ein Allgemeinplatz der Globalisierung (der Globalisierung existierender Machtstrukturen und Produktionsverhältnisse), eine Drohung, die durch Taschenspielertricks in ihrem eigenen Sprachgebrauch behauptet, dass jeder auf lange Sicht einen Nutzen durch Marktliberalisierung, Privatisierung und selektive Deregulierung haben wird. Der Fall der indischen Call-Center zeigt, dass es eine weltweit angewandte Drohung ist. Die *McKinsey*-Studie betont das Gehaltsproblem, das, wie es von Marx beschrieben und von der in Gewerkschaften organisierten Arbeiterbewegung verstanden wird, nicht von den Kämpfen um die Arbeitsintensität abstrahiert werden kann. In der von Marx beschriebenen Welt handelt es sich in beiden Fällen um Orte des nationalen Klassenkampfes, sodass er von sozial determinierten Bezugspunkten für Intensität und Löhne in verschiedenen Ländern sprechen kann. Trotz der Dynamiken der globalisierten Produktion bleiben diese Bezugspunkte in den unterschiedlichen Teilen der Erde sehr verschieden, was mit der Geschichte des Kolonialismus und seinen Folgen zu erklären ist. In einigen Gegenden wird eine Intensivierung der Arbeit trotz Lohnversprechungen verweigert, meistens jedoch befinden sich die Arbeiter in einer Zwangssituation.

Deshalb ist es sowohl unrealistisch als auch unfair, globale Intensitäten von Arbeit miteinander zu vergleichen, solange derartige Lohnunterschiede vorhanden

sind. Aber dieses Nicht-Vergleichen schließt einen klaren Blick auf einige der Besonderheiten nicht aus, die den Auseinandersetzungen um Intensität und Löhne eigen sind. Im Presseauswertungsgeschäft wurde die Loyalität zu den Kollegen berücksichtigt, ebenso eine Kultur des Wahnsinns, die zur Normalität wurde. Das lag zum Teil an dem Zeitabstand zwischen den ersten Ausgaben der Zeitungen und der morgendlichen Lieferzeit für die Pakete, aber mehr noch an der Anzahl der Arbeiter pro Schicht. Deren kleine Anzahl und damit die Intensität, wurde mit der Existenz des Konkurrenzkampfes, konkurrenzfähige Preisfestsetzung usw. gerechtfertigt.

Genau diese Belastungen werden – trotz der großen Lohnunterschiede – global gebräuchlich. Im Lohn unterboten zu werden und damit aus dem Wettkampf auszuschneiden, droht selbst denjenigen, die am wenigsten verdienen. Berechnet wird diese Auktion auf der Ebene der Arbeitsintensität. Sie nimmt verschiedene Formen an und am Ende kommt doch dasselbe dabei heraus, Beschleunigung, Personalkürzung, alles läuft darauf hinaus, dass man in einer bestimmten Zeit mehr arbeiten muss. Gleichzeitig hat selbst der einfachste vorstellbare Taylorismus eine Verlängerung seiner Lebenszeit durch die Überwachungstechnologie bekommen. Call-Center haben eine traurige Berühmtheit dafür erlangt, dass sie Toilettenpausen überwachen, willkürlich Telefongespräche belauschen, um die Leistung ihrer Mitarbeiter zu überprüfen, usw., aber es geht noch weiter. Die moderne Technik erlaubt es dem Kapital, jeden Arbeiter zu jeder Zeit zu überwachen und, in vielen Fällen, auch zu sehen, was er oder sie jederzeit macht.

7 SICH ANPASSEN ODER FÜR SICH SELBST EINSTEHEN

Milan Kundera hat beschrieben, dass viele tschechische Dissidenten nach der Invasion 1968 bestimmte »manuelle Tätigkeiten« ausüben konnten und diese als befreiend empfanden. So bekam man keinen Ärger und musste gleichzeitig seine Integrität nicht aufs Spiel setzen. Die Eintönigkeit der Arbeit ohne Intensität erlaubte einem eine gewisse Freiheit des Denkens. Ich vermute, dass derartige Jobs heutzutage nicht sehr verbreitet sind, besonders nicht in der modernen Tschechischen Republik, noch weniger in der Slowakei, die für westliche Arbeiter, vielleicht sogar auch für indische, langsam ein abschreckendes China-ähnliches Bild abgibt. Es gibt keine Freiheit des Denkens in einem Call-Center.

Stattdessen reden Management-Gurus davon, »dass leidenschaftliche Angestellte bessere Ergebnisse erzielen«, wie Madeleine Bunting in *Willing Slaves* zitiert. Leidenschaftlich?! Als junge englische Situationisten fanden wir Geschichten über Massengebete oder Massenermahnungen in Unternehmen, hauptsächlich aus Japan, komisch und angsteinflößend zugleich, und stellten uns vor, wie sich dissidente Arbeiter darüber lustig machten. Heute klingen solche Sachen nur noch erschreckend und riechen stark nach Fundamentalismus. Wie Bunting uns mitteilt, ist bei *Asda* oder *Orange* kein Platz für Dissidenten. Deren Management und das anderer Firmen beabsichtigt, die Konzepte von Markenloyalität und Teamwork dazu zu nutzen, dem Leben der Mitarbeiter Bedeutung zu geben, so Bunting. Verschiedene Meinungsumfragen wie die von der *Penna Consultancy* wollen den generellen Erfolg solcher Strategien aufzeigen: nämlich dass es größere »Loyalität, Kreativität und Produktivität« unter Angestellten gibt, die ihrer Arbeit Bedeutung

AMANDA HOLMES
Las Pozas de Xilitla, Mexiko, 2010



zusprechen. Bedeutung?! All das, während es gleichzeitig zum Allgemeinwissen gehört, dass es keine lebenslänglichen Jobs gibt, da keine gegenseitige Loyalität vorhanden ist.

Wenigstens stimmt diese Charakteristik genauso für den privilegierten Bereich der immateriellen Arbeit, wie er von Lazzarato beschrieben wird. Er ist zwar privilegiert, allerdings funktioniert er oft mit Kurzzeitverträgen. Es handelt sich um die privilegierte Version der empörenden Superausbeutung von Arbeitern, die permanent in Rufbereitschaft sein müssen, aber nur für die Stunden bezahlt werden, die sie arbeiten. Bei der BBC sind Sechsmonatsverträge üblich, bei dem kleinen Dokumentarfilmableger des *Guardian* sind es zwei Monate, obwohl dies natürlich noch besser ist als Verträge von Monat zu Monat, wie sie die *Group 4 Securicor* in Südafrika durchsetzt. Für Menschen mit besonderen Talenten und sehr hohem Einkommen ist ein solches System in diesen privilegierten Bereichen nicht besonders aufreibend, aber weiter unten in der Produktionskette auch solch privilegierter Arbeit wird der nächste Job nicht mehr garantiert.

Statt dessen ist bei jedem Job das Mantra, dass »leidenschaftliche Angestellte die besten Ergebnisse erzielen« die Norm, auch wenn es nicht stimmt. Es reicht nicht, kompetent und ohne Aufhebens eine Grafik zu entwickeln, in der sich die Weltkugel dreht und auf einer Seite Bob Geldofs Gesicht zu sehen ist und auf der anderen Seite eine Karte von Afrika. Nein, man muss auch davon überzeugt sein, dass dies von größter Bedeutung ist. In diesem Bereich existiert eine Arbeitsintensität, die von einem verlangt, dass man daran glaubt und zeigt, dass man daran glaubt. Und in dieser kleinen Welt wird viel geredet. Man muss »sich einfügen«, wie *McKinsey* von seinen Mitarbeitern behauptet: man kann noch so schlau sein, heldenhaft endlos lange arbeiten, aber man muss sich auch einfügen.

Im privilegierten Bereich kommodifizierter kultureller Produktion hat sich Kokain als ideale Droge herausgestellt, da es eine Intensität der Bedeutsamkeit, der Leidenschaft für alles, was man gerade vor sich hat, produziert. Außerdem schafft es die Voraussetzung für die benötigten langen Stunden der Konzentration und für eine wahrscheinliche Missachtung der Länge des Arbeitstages bzw. der Tatsache, dass er sich in die Feierabendstunden hinzieht. Vielleicht verliert Koks sein exklusives Merkmal, glaubt man den Neuigkeiten, wenn auch Pendler aus Derbyshire das Zeug schnupfen, aber es hat trotzdem die genannten Qualitäten. Amphetamin, mit seiner Tendenz zu endlosen Abschweifungen, wäre für diese Art der Arbeit eher nicht geeignet. Allerdings machen es sein geringer Preis im Vergleich zu Kokain (im Verhältnis 1:12) und seine chemischen Qualitäten ideal für endlose Stunden schlechtbezahlter, sich wiederholender Fabrikarbeit.

Die Ungleichheiten in Löhnen und Einkommen und die Konsummöglichkeiten, die sich daraus ergeben (Drogen und anderes), lassen die Verkündigungen der Einheit von Arbeiterwiderstand gegen das Diktat des Kapitals oberflächlich erscheinen. Das bedeutet nicht, dass internationale Solidaritäten nicht geformt werden oder geformt werden können. Gleichzeitig wird die Einheit in vielen Teilen der westlichen Welt durch steigende Ungleichheit untergraben, und dieser Anstieg der Ungleichheit liegt zu großen Teilen an der Schwächung der Gewerkschaften. Diese Schwächung wurde nicht nur durch schnelle technische Veränderungen und Globalisierung bedingt, sondern auch noch durch eine beharrliche Gesetzgebung der Regierung. Im Vereinigten Königreich konnten die Auswirkungen deutlich beim *Gate Gourmet* Streik letztes Jahr beobachtet werden. Jeder, der für ein Gehalt arbei-

tet, sollte in einer Gewerkschaft sein. Das ist leicht gesagt und in der Praxis schwer umzusetzen, aber die Chancen auf Erfolg sind größer, wenn bestimmte kulturelle und ideologische Kämpfe mit Nachdruck geführt werden.

Die ideologische Verpflichtung zum Neoliberalismus, um modern und modernisierend zu wirken, ist für die Regierung im Vereinigten Königreich besonders wichtig, wo alles, was New Labour macht, und wenn es eine noch so archaische Weltsicht beinhaltet, als modernisierend präsentiert wird. Ganz allgemein gesprochen müssen die Forderungen des Neoliberalismus und derjenigen Regierungen, die sich ihm ideologisch verpflichtet haben, aber auch vor Ort angefochten werden. Ihre Darstellung von Gewerkschaften als Dinosaurier ist lachhaft. Man vergleiche nur die von den Gewerkschaften initiierten *Respect Festivals* (nicht die der *Galloway/SWP*-Partei), die das moderne multikulturelle London reflektierten, mit dem sogenannten Millennium Dome der New Labours und ihrem lächerlichen Cool Britannia. Für den privilegierten Bereich der immateriellen Arbeit bedeutet eine derartige Herausforderung die Wiederherstellung proletarischer Werte, und vor allem anderen die Tatsache, dass man für Lohn arbeitet und den ganzen Unsinn drum herum vergisst. Abgesehen von dem Fehler, uns nicht gewerkschaftlich zu organisieren, war das wenigstens die allgemein geteilte Meinung der Arbeiter beim Presseauswertungsdienst. Wir konnten sogar die Einführung eines neuen Schichtsystems durchsetzen, das die Länge des Arbeitsmonats beträchtlich reduzierte.

Erst vor Kurzem gab es das Beispiel von Drehbuchautoren, die in den USA für *Fox TV* Reality Shows schreiben. Es mag einem schwerfallen, Sympathie für die Drehbuchschreiber von Reality Shows zu hegen (oder für Arbeiter der *Group 4 Securicor*), aber das ist nicht der Punkt. Wir wissen nicht, ob Kokain Bestandteil ihrer Diät war, aber es wird gesagt, dass sie gezwungen wurden, Mahlzeiten auszulassen, falsche Lohnkarten einzureichen und mehr als 80 Stunden in der Woche zu arbeiten. Jetzt, mit der Berufsvereinigung der Autoren im Rücken, wollen sie rechtliche Schritte unternehmen, genauso wie andere Autoren gegen andere TV-Firmen auch. Zachary Isenberg, einer der Kläger in dem Prozess gegen *Fox*, hatte sich mit vielen der Begebenheiten abgefunden, weil er beim Fernsehen weiterkommen wollte. Aber, so sagt er: »Ich verbrachte fast die gesamte Zeit, die ich wach war, bei der Arbeit. Ich mag meinen Job und ich will ihn weiter ausüben, aber ich weiß auch, dass es einen Punkt gibt, an dem man für sich selbst einstehen muss.« □

Der Text erschien 2006 auf Englisch unter dem Titel *Intensities of Labour: From Amphetamine to Cocaine* bei *metamute.org* online und in gedruckter Form im *Mute Magazine*, London.

Ins Deutsche übersetzt für *Kultur & Gespenster* von Katrin Zabel.

EVOCAIN INDUSTRIELL HERSTELLEN

191

»Die Metaphysik hinter dem *War on Drugs*-Ideologem
ist ohnehin erstaunlich materialistisch.«

Ein Interview, geführt von MAX HINDERER mit JORGE HURTADO GUMUCIO,
Psychiater und Gründer des Coca-Museums in La Paz. Bolivien, 17. Januar 2010,
Mallasa, La Paz

EIN COCA-MUSEUM?

MAX HINDERER: *Wann und mit welcher Motivation wurde das Coca-Museum in La Paz gegründet?*

JORGE HURTADO GUMUCIO: Das Museum wurde 1997 gegründet. Vor allem mit der Idee, den realen Effekt darzustellen, den das Aufeinandertreffen der Menschen mit dieser einen bestimmten Pflanze bewirkt hat. Es handelt sich dabei um eine verborgene, eine unterirdische Geschichte. Nichtsdestotrotz, als das Museum gegründet wurde, war diese Information grundlegend dafür, einen Ausweg zu finden aus der bescheuerten Zwangslage, in der sich Bolivien befand.

Die offizielle Geschichte der Coca-Pflanze, ihrer Blätter, des Kokains und verwandter Drogen basiert auf einem reduktionistischen journalistischen Prinzip: »Coca ist böse« und fertig. Aber es ist einfach nicht so. Hier in Bolivien ist es Teil des alltäglichen Lebens, wie jedes andere Nahrungsmittel auch. Also versuchten wir, diese Information auf unübliche Weise zu vermitteln und eher synthetisch zu argumentieren, eben um diesen Leuten, die früher hierher kamen und nur das kannten, was in der Presse stand – mit Ausnahme einiger weniger Forscher auf dem Gebiet –, vor die globalen Tatsachen zu stellen, auf denen diese Geschichte aufgebaut ist. Grundsätzlich war es also unser Anliegen, einen Ort zu schaffen, an dem Wissen über das Thema Coca vermittelt werden kann, und zwar ohne die realpolitischen Implikationen zu ignorieren, die den Diskurs bestimmen. Das ist gar nicht so einfach, denn es gibt Dinge im *War on Drugs*, die sind mehr als surreal. »Politics Fiction« sozusagen, aber in der Taschenbuchausgabe, wie ein Groschenroman. Die Öffentlichkeitsarbeit des *War on Drugs* ist so dermaßen dekontextualisiert und die Tatsachen so extrem verstellt, dass du es einfach glauben musst: Es muss wohl wahr sein, oder? Warum sollten wir auch ein falsches Bild der Situation aufgedrückt bekommen, wenn das verrückteste Hirn so ein verdrehtes Bild nicht hätte erfinden können: Die Vereinten Nationen gegen eine Pflanze! – Dabei war die Inquisition vor 500 Jahren schon viel schlauer in ihrem Feldzug gegen die Coca-Blätter als der *War on Drugs* am Anfang des 21. Jahrhunderts.

Ist das Publikum, das das Museum besucht, eher international?

Überwiegend. Es gibt nationale Besucher, aber verhältnismäßig wenige. Die Mehrheit kommt von überallher. Es gibt in Bolivien ja auch einen ganz schönen Coca-Tourismus, bei dem es um Konsum geht.

Coca- oder Kokainkonsum?

Kokain, vor allem Kokain. Was anderes kennt die Welt ja nicht. Deshalb stellt sich auch niemand die Frage, was eigentlich Coca mit Coca-Cola zu tun hat. Dabei sind die Antworten auf diese Frage der Schlüssel, um beispielsweise die politischen Beziehungen zwischen Bolivien und den USA im 20. Jahrhundert zu analysieren.

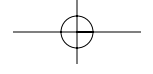
COCA ODER KOKAIN?

Coca-Blätter werden in den Anden seit Tausenden von Jahren verwendet. Kokain allerdings ist das von den Blättern isolierte aktive Alkaloid, ein chemisches Produkt, das 1860 in einem Göttinger Labor entwickelt wurde, also eine deutsche Droge des 19. Jahrhunderts. Was ist das für ein Verhältnis zwischen Coca und Kokain?

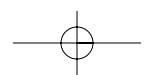
Es verbinden sie mehr oder weniger 4500 Jahre. In Peru sind Coca-Reste in archäologischen Funden nachgewiesen worden. Man geht davon aus, dass die Pflanze seit 4200 Jahren von den Menschen kultiviert wird. Coca ist so alt wie das Konzept der Lebensmittel im Allgemeinen. Vor 500 Jahren, während der Conquista, bringen die Spanier dann das Konzept des Merkantilismus, der Vorherrschaft des Materiellen über alle anderen Dinge. Ich denke, dass insbesondere die schonungslose Ausbeutung der Minen und der Arbeitskraft der Indios etwas bewirkt hat, was wir dann als grundsätzliche Veränderung des herkömmlichen Gebrauchs von Coca verstehen können. Bis zu diesem Zeitpunkt haben die Inka und alle andinen Kulturen Coca-Blätter rituell gebraucht, und es gab deswegen nie Probleme. Die Zwangsarbeit jedoch schafft eine Situation der erzwungenen Leistung, und dadurch gewinnt der Gebrauch von Coca-Blättern in diesem System eine neue Gewichtung. Es ist fortan nicht mehr ein Brauch innerhalb der egalitären Gesellschaften der Anden, sondern wird zu einer auferlegten Sache durch die Kolonialmacht. Die Zwangsverordnung von Coca-Konsum in den Minen und der Sklavenarbeit in der Kolonialzeit zeigt, wie tiefgreifend die Verbindung von Coca zur allgemeinen Produktion ist. Die Aufgabe der Inquisition war es, die Produktivkraft als solche zusammenzuhalten. Das ist eine interessante Geschichte und geht auf ein Verbot zurück, das die Priester unter Karl V. über die Coca-Blätter aussprachen. Die erste Form der Anerkennung von Coca ist nämlich die Angst vor dem hohen religiösen Wert, den die Blätter in vielen Kulturen haben. Coca ist so etwas wie die Hostie der Anden. Für die Kulturen in den Anden bedeutete der Konsum von Coca-Blättern immer den Kontakt zum Göttlichen, und solange das so war, war alles gut. Als der Merkantilismus Einzug hielt und mit ihm die krasse Ausbeutung der Menschen in den Minen, veränderte sich auch die Konsumform von Coca. Nun sind es nicht mehr ein paar wenige Gramm, sondern viele Gramm, die nötig sind, um die beschwerliche Arbeit in den Minen, den Hunger und den Schmerz überhaupt zu ertragen. Ich denke, an diesem Punkt findet eine erste Deformation der Gebrauchsformen von Coca statt.

Der erste große Schritt einer historischen Transformation vom Coca zum Kokain?

In gewisser Weise schon. Es war die Entdeckung dessen, dass der intensive Gebrauch dir andere Dinge ermöglicht als der herkömmliche Gebrauch. Aber es ist ganz wichtig, an dieser Stelle deutlich zu machen, dass das Kokain überhaupt nicht das gleiche Stimulans ist, das sich in den Blättern befindet. Wenn du Coca kausst, fühlst du dich natürlich auch wacher, du hast mehr Energie, dein emotionales Befinden bessert sich, klar, du fühlst dich wohl. Aber mit Kokain passiert genau das nicht. Warum nicht? Weil wir von einem vollkommen anderen Molekül sprechen. Beim Coca-Kauen gewinnt man Energie, aber auf entspannende Weise, der Körper selbst ist entspannt. Mit Kokain verspannt sich der Körper. Aus chemischer Perspektive ist die stimulierende Substanz in den Blättern eigentlich das, was wir Ecgonin nennen. Ein Alkaloid der Pflanze, welches stimulierende



AMANDA HOLMES
Las Pozas de Xilitla, Mexiko, 2010



Eigenschaften hat. Aber wenn es verarbeitet wird, wie im Falle des Kokains, entsteht eine andere chemische Substanz, das Ecgonin-Hydrochlorid. Das ist dann das, was wir als Kokain kennen. Das Ecgonin ist noch da, doch wir benutzen eine andere Leitsubstanz, in diesem Fall Chlor. Wir fügen also dem Ecgonin-Molekül ein Chlor-Molekül hinzu, um es einfacher zu transportieren und vom Körper aufnehmen zu lassen. Ich habe schon so einige Chemiker getroffen, die dann sagen: »Ach, das macht doch keinen Unterschied.« Wenn wir allerdings das Phänomen genauer betrachten, stellen wir fest, dass das Molekül kein Ecgonin mehr ist, es ist Ecgonin-Hydrochlorid. Das Chlor ist also nicht nur Leitsubstanz, sondern es ist ein Transformator mit einer dem Blatt fremden Funktion, denn Chlor ist kein natürlicher Bestandteil des Ecgonin-Moleküls. Technisch gesehen ist das Hydrochlorid viele Hundertmal stärker als das Ecgonin allein. Das ist das Kokain: Es gibt dem aktiven Alkaloid eine Potenz, die die Pflanze nicht bieten kann. Und dieser neuartigen Zusammensetzung, der Coca-Pflanze selbst fremd, gibt man dann den Namen »Cocain«. Wenn darüber gesprochen wird, dass Kokain böse sei, dann ist das Argument immer: »Ja, klar, es kommt schließlich aus dem bösen Coca-Blatt.« Um die erst mal willkürliche Aussage, Kokain sei schlecht oder böse, halten zu können, muss das Coca-Blatt zum Urbösen a priori gemacht werden. Aus chemischer Perspektive ist die Manipulation der Pflanze aber evident und absolut konkret. Sie ist real.

Die Verwandlung des Gebrauchs von Coca während der Zwangsarbeit in den Minen fügt aber auch dem sozialen und rituellen Gebrauch von Coca erheblichen Schaden zu. Coca stand immer schon mit Arbeit in Verbindung, es funktioniert für die Andenvölker wie Kaffee. Als wir einmal über das Coca-Verbot sprachen, fragten wir uns: »Wie stellst du dir eine Welt ohne Kaffee vor? Wahrscheinlich steht alles still. Die ganze kapitalistische Maschinerie kommt zum Stillstand, wenn wir keinen Kaffee trinken. Er ist der Energizer des Systems« – und Coca ist nichts anderes. Nur mit dem Vorteil, dass Coca im Verhältnis zu Kaffee keine Kalorien hat, trotzdem extrem nahrhaft ist, es enthält Mineralien und Vitamine, die der Körper braucht. Mit nur 100 Gramm Coca am Tag könnte ein Erwachsener überleben.

Die Technik des Kauens wiederum ist ein natürlicher Mechanismus, um die Dosis zu kontrollieren. Für den Konsum selbst brauchst du Zeit. Und dein Mund hat auch nur eine bestimmte Größe. Mit viel Mühe bekommt man acht Gramm Coca-Blätter auf einmal in den Mund, dann wiederum braucht es seine Zeit, die Blätter werden ja nicht geschluckt, sondern vielmehr ausgesaugt. Als orale Prozedur ist es außerdem ein Prozess der Vorverdauung. In einem bestimmten Zeitraum kann nur eine gewisse Menge vom Blatt abgegeben und vom Körper aufgenommen werden, nicht mehr. Die Zufuhr ist dadurch klar reguliert, was dem Ideal eines jeden Pharmakons entspricht: Es kommt in deinen Körper, wirkt für eine bestimmte Anzahl von Stunden und flaut dann erst ab. Es generiert längere Perioden der Wirkzeit und erlaubt es dem Konsumenten, einfacher mit der Wirkung physisch und psychologisch umzugehen. Das Kokain funktioniert dagegen in schnellerer Dosis und durch schnellere Wege. Der nasale, intravenöse Konsum oder geraucht über die Lungen verursacht unglaublich heftige und fokussierte Spitzen von kurzer Dauer. Das kann zu Ungleichgewicht führen.

HISTORISCHES UND ÖKONOMISCHES UNGLEICHGEWICHT

Wo wir schon über Ungleichgewicht sprechen, von der Ausbeutung in den Minen, von manipulierter Arbeitskraft, vom Kapitalismus – ist die Geschichte der Transformation des Alkaloids gleichzeitig eine Geschichte der Ökonomie?

Es ist *die* Geschichte. Die Geschichte der wirtschaftlichen Funktion von Coca und der sozialen Sanktion durch Coca-Kontrolle ist Teil der Weltgeschichte, und vor allem Teil ihrer ökonomischen Geschichte. Während der spanischen Kolonialzeit und während der Ausbeutung in den Minen bewerkstelligt Coca eine physisch-energetische Verdichtung von Arbeitskraft. Als die Spanier in Potosí, in ihren reichsten Silberminen, entdeckten, dass Coca der Stützpfiler der Produktivkraft ist, haben sie Coca nicht nur wieder legalisiert, sondern gleich noch Steuern darauf erhoben und die Arbeiter zum Konsum gezwungen. Diese doppelte Form der Ausbeutung von Arbeitskraft ist das Fundament des Kapitalismus: Hier bestimmt der Mehrwert, wo es langgeht.

Gleichzeitig ist Kokain an der Schwelle zur Nachmoderne die Klischee-Droge der immateriellen Arbeit schlechthin: der Werber, der Wall-Street-Broker. Lässt sich aus historischer Perspektive der Unterschied von Coca und Kokain denn aufrechterhalten? Oder haben wir es die ganze Zeit mit dem gleichen aktiven Prinzip zu tun?

Also noch mal: Kokain ist so etwas wie der Extrakt der Energie aus der Pflanze. So komprimiert kannst du sie ganz einfach und in einem bequemen Format überallhin mitnehmen und natürlich auch viel einfacher in sehr viel größeren Mengen konsumieren. Wenn du Coca kaust und dabei arbeitest, energetisierst du dich, gibst aber dieser Energie eine Funktion, die in deiner Produktion aufgehen kann und weniger in deinem Organismus. Mit dem Wechsel von Coca auf Kokain passiert hinsichtlich der Produktivität von Arbeit das Folgende: Kokain kennen wir ja tatsächlich weniger aus physischen Arbeitszusammenhängen, sondern mehr aus intellektuellen, stärker an einen psychologischen Prozess gebunden. Wenn es dann keine enorme Aktivität gibt, wenn du dann keinen Sex hast oder so, bekommt dein Körper mehr Elektrizität, als er braucht oder gar bewältigen kann. Das heißt, er verbrennt. Genau das Gleiche passiert mit den Autos. Den Autos setzen sie den Turbo-Gang ein und holen bis aufs Letzte alles aus dem Getriebe heraus. In der Mechanik mag das ja reizend klingen, auf unsere Organismen fällt das dann doch wieder mit einiger Wucht zurück. Aber wo wir gerade bei der Arbeitskraft sind, hier sehen wir genau, wie sich das System derjenigen Funktionen bedient, die wir fälschlicherweise Drogen nennen, um seine industriellen Bedürfnisse nach Arbeitskraft zu befriedigen. In der industriellen Maschinerie, in der Fabrik, ist das Abzapfen der Arbeitskraft subtiler als bei der Zwangsarbeit in den Minen, aber, ich bin mir nicht sicher, ob das auf die intellektuelle Arbeit und die Formen der Ausbeutung der immateriellen Arbeit ebenso zutrifft.

Die historische Entwicklung des Alkaloids von Coca zu Kokain liest sich wie die Entwicklung einer Regierungstechnologie.

Ja klar, aber eines gilt für alle Drogen gleich: Die Behauptung, Drogen wären schlecht, ist aus medizinischer Perspektive vollkommen absurd – aber es hilft als Rechtfertigung, um die Bevölkerung zu kontrollieren. Hinsichtlich der einfachen

Repression, der Prohibition, würde ich klar sagen, dass es sich hierbei um ein Machtinstrument handelt. Und in Anbetracht der Produktivität, also der Ausbeutung der Arbeitskraft, klar, genauso. Normalerweise zeigt sich der zweckgebundene Einsatz von Drogen in Kriegssituationen am deutlichsten. In Vietnam zum Beispiel stieg der Gebrauch von Marihuana und Heroin in kürzester Zeit um ein Vielfaches. Kokain und Amphetamin waren im Zweiten Weltkrieg sehr wichtig. Sie wurden unter den Soldaten verteilt, um sie zu stimulieren, energetisch und emotional. Ich nehme an, der Hänger war am nächsten Tag umso schlimmer.

EINE NEUE ETAPPE?

Hinsichtlich der Coca-Problematik: Mit Evo Morales als erstem indigenen Präsidenten Boliviens 2006 fand ein erheblicher sozialer Umbruch statt, für den Morales selbst als Coca-Bauern-Gewerkschaftsführer eine Identifikationsfigur bedeutet. Welche Rolle kann Coca denn in emanzipatorischer Hinsicht für Bolivien heute haben? Und nicht nur Coca, sondern was passiert dann mit dem Kokain?

Jetzt muss der unvermeidliche Schritt zur Industrialisierung kommen.

Legal?

Ja, denn wenn du wiederum die Grenze von Bolivien nach außen überschreitest, liegt der Wert von Coca doch wieder im Alkaloid, als Energiespender und als Anästhetikum. Das ist erst mal positiv. Kokain ist ein gutes Lokalanästhetikum und hat die Medizingeschichte revolutioniert. Warum also nicht? Wir werden wieder zu seiner Industrialisierung zurückkommen müssen, ich sehe keinen anderen Weg.

Wie aber bringst du deinen Vorschlag zusammen mit der Ideologie der Regierung Morales, wieder zum »Ursprünglichen«, sprich Vorkolonialen zurückzukehren? So wichtig Coca in der Identitätsfindung für soziale Bewegungen in Bolivien auch sein mag, Kokain wird doch durchweg als Entfremdung vom Authentischen gesehen?

Das hat wiederum mit dem *War on Drugs* zu tun und dem erschreckenden Schaden, den die Bevölkerung hier daran genommen hat. Es ist wie ein Trauma. »Coca ist nicht Kokain«, zum Beispiel, ist ein Slogan, von dem ich denke, er konnte zu einem gewissen Zeitpunkt sehr wichtig sein. Um klarzustellen, was eigentlich das politische Problem ist, für den größten Teil der Bevölkerung und ohne viel Diskurs drum herum – und ich denke, es hat gewirkt. Deswegen sage ich immer: Der Begriff »Kokain« bedeutet nicht nur eine Substanz, er bedeutet auch eine Politik, ein technologisches Konzept, ein Dogma, er bedeutet vieles mehr. Nicht nur für mich, sondern für viele andere auch bedeutet Kokain eben nicht nur die Substanz, sondern eine grobe Manipulation, dieser ganze schmutzige und ignorante Krieg hinter der Produktion von Wert. Aber wenn gesagt wird »Kein Kokain«, wird auch gesagt »Keine Produktion«. Ich habe mich gegen den Slogan »Coca ist kein Kokain« entschieden, weil ich denke, schlussendlich stellt auch Kokain einen großen Wert dar – bloß wird der falsch gebraucht. Niemand spricht mehr über die chemischen Grundlagen. Natürlich können wir nicht sagen, »Coca ist Kokain«, weil es das definitiv nicht ist. Kokain ist ein Molekül, das von den Deutschen entwickelt wurde. Was von ihnen als solches benannt wurde, das ist Kokain-Hydrochlorid. Aber das Kokain-Hydrochlorid ist nicht Bestandteil der Pflanze, also kann es unmöglich

Coca sein. Mein Vorschlag folgt im Grunde der gleichen Logik: Wenn also irgendwelche Deutschen oder irgendwer eine Substanz nach einer ganz anderen benennt, und sie dann noch falsch identifiziert, dann schlage ich vor, dass wir das Ecgonin nun »Evocain« taufen und damit direkt in die Industrialisierung gehen. Die Metaphysik hinter dem *War on Drugs*-Ideologem ist ohnehin erstaunlich materialistisch.

Also Kokain durch Evocain ersetzen?

Ganz genau, und auch notwendigerweise, denn nur so können wir uns von dem ganzen Dreck befreien, der uns auferlegt wurde. Und wir können endlich selbst Kokain verbieten, als Konzept hat es ohnehin ausgedient.

Als politisches Konzept?

... und als chemisches Konzept. Wir können es einfach besser machen. Was die Deutschen im 19. Jahrhundert gemacht haben, ist o. k., aber heute erlaubt uns unser Wissen bei Weitem mehr. Warum sollten wir also ein schlechtes oder gar böses Molekül herstellen? Lass uns ein gutes Molekül machen. Und warum sollten wir es Kokain nennen, wenn es das einfach nicht ist? □

SICH MIT SICH SELBST VOLLKNALLEN

MAX HINDERER im Gespräch mit DIEDRICH DIEDERICHSEN

201

MAX HINDERER: *Soweit ich das richtig verstanden habe, wird beim Eigenblutdoping das Blut eines Sportlers zu einem Moment X entnommen, die roten Blutkörperchen darin isoliert und das dann als sauerstoffpotenziertes Eigenblut kurz vor dem Wettkampf wieder in den Sportskörper zurückgegeben?*

DIEDRICH DIEDERICHSEN: Ja, mich hat weniger die Prozedur interessiert und die sicher auch literarisch interessante Komponente, dass ein Teil des eigenen Körpers vorübergehend extrahiert und dann wieder injiziert wird, sondern lediglich, dass man sich mit sich selbst vollknallt, egal wo das Selbst in der Zwischenzeit gewesen ist. Und dass man das nicht tut, um andere zu beherrschen oder sich in ungekannte Räusche zu versetzen, sondern einfach nur um im Wettbewerb zu bestehen.

Wie lässt sich das Doping mit sich selbst aber als Kulturtechnologie verstehen?

Das Selbst war früher entweder ein unberechenbares Abfallprodukt der produktiven Arbeit oder ein reproduktiver Rückzugsraum, in den man sich flüchtete oder der einen mit den ideologischen Rahmen versorgte, um das Arbeiten seelisch zu bewältigen. Heute ist das Selbst selbst das Produkt, das du herstellst und vorstellst. Da, wo das verschärft so ist (Kunst, performative Berufe etc.), musst du deine Selbsthaltung aber unentwegt steigern, dir unentwegt Selbstteile injizieren, die dich attraktiver und intensiver machen. Selbst ist aber zugleich auch immer noch Ressource. Ressource als Produkt und als notwendige Ressource neuer Produkte: Das ist Selbst-Doping.

In Eigenblutdoping. Selbstverwertung, Künstlerromantik, Partizipation scheinst du dem deutschen Diskurs um Politik und Subjektivität im Vorhinein einen ausgewiesenen Platz zuzuordnen. Und zwar indem du das Vorwort mit einer ebenso amüsanten wie ernüchternden Anekdote beginnst: Zwei baskische Radsportfans behaupteten dir gegenüber vor nicht allzu langer Zeit, die Deutschen hätten »halt keine Ahnung« und würden »das mit den Zusatztechnologien/Doping im internationalen Radsport viel zu verbissen sehen«. Was glaubst du, meint »verbissen« eher »ehrgeizig« oder »moralistisch«?

Die Basken haben ja den Radsport selbst gemeint, nicht meine Metapher. Da haben sie es dann sicher moralistisch gemeint; denn ehrgeizig ist der Doper ja auch. Sie haben aber sicher auch gemeint, dass die Deutschen und die anderen Doping-Bekämpfer mit Moral kompensieren wollen, was ihnen sportlich fehlt. Insofern ist der Moralismus ihr außersportlicher, schmutziger Trick im selben Sinne wie der protestantische Norden dem Süden seine katholische Doppelmoral im Doping-Vorwurf implizit vorhält.

In einem anderen Text (»Im Nebenzimmer. Der Drogentext«, der in Kritik des Auges enthalten ist) ist das spezifische Moment der Selbstbeobachtung von Bedeutung. Du beschreibst, wie man zwischen der tendenziell rechten und der tendenziell linken Verwertung von Drogenerfahrungen zweier Schwergewichte der deutschen Geistesgeschichte unterscheiden sollte: zwischen Ernst Jüngers Kokainkonsum rechts, Walter Benjamins Haschischerfahrung links. Ist das Produktiv-Werden von Selbstbeobachtung grundsätzlich ein Politikum?

Ich glaube, schon die passive Komponente, der Umgang mit dem, was der Trip zu bieten hat, ist politisch. Werde ich initiiert und eingeweiht und werden mir tiefere Schichten präsentiert, werde ich wahrer? Oder verwende ich ein Mittel, distanzieren mich ein bisschen von mir und meinen konditionierten Reflexen, um klarer sehen zu können? Da gibt es auch eine linke und eine rechte Drogen-Epistemologie. Nicht nur der Anschluss der Erfahrung an schon bestehendes Wissen ist politisch, der eher weniger, sondern die quasi epistemologische Erwartung an die Erfahrung selbst: die Voreinstellungen sozusagen.

Lange Zeit galt in der Kunst der Grad der eigenen Selbstreflexion als sicheres Maß der eigenen Kritikalität. Im neoliberal ausgerichteten Kunstbetrieb ist die Einordnung von politisch links und politisch rechts nun aber manchmal ebenso verwirrend wie die Funktionalität von Kritik an sich. Auch in Eigenblutdoping scheint dir diese Unterscheidung ein Anliegen zu sein. Du schreibst: »Unbedingt wissen wollen, wie man selbst funktioniert, ist tendenziell rechts, unbedingt wissen wollen, was der andere sieht, tendenziell links.« Kannst du das vielleicht vor dem Hintergrund deines wesentlich umfangreicheren Buchs noch mal näher erläutern?

Das bezieht sich ja nicht auf Kunst, sondern ist sozusagen eine Universalie. Es gibt eine Selbstreflexivität und vor allem eine Interaktivität in der Kunst, die bloßer Fetisch ist, und es gibt eine falsche Geringschätzung der Linken in der Kunst für den einsamen Nachvollzug ästhetischer Angebote. Hier ist eher ein ästhetisch-psychologisches Apriori von Politisierung gemeint: Was finde ich langweilig, was finde ich interessant? Wenn ich mit mir selbst anfangen, werde ich feststellen, dass das Interessanteste an mir mir nicht richtig zur Verfügung steht, sondern mit den anderen zu tun hat. Viele Leute verwechseln das mit anderen, eher essentialistisch gedachten Konzepten der Unverfügbarkeit (meine Kultur, meine Heimat, Ich bin nun mal ein Mensch, der ...). Es geht aber nicht um diesen individualistischen

Genuss der eigenen Grenzen, das stolze »Das versteh ich nicht!«, sondern um eine Erfahrung von etwas, das man gar nicht kennen oder verstehen kann. Deswegen ist es ja eine andere Perspektive: Die muss keine fremden Inhalte haben, die hat nur einen anderen Blickwinkel. Natürlich kann ich auch diese Erkenntnis oder Erfahrung missbrauchen und dann die anderen wieder zu meinen Instrumenten machen oder ich kann versuchen, sozusagen zu Ende zu erleben, dass es eine andere Perspektive gibt – nicht eine andere Substanz. Ich kann das prinzipiell Perspektivische erfahren. Das ist tendenziell eher links. Verleitet natürlich auch zu typisch linken Fehlern wie Rechthaberei (man kennt ja jetzt quasi alle möglichen anderen Positionen). Den Begriff der Kritikalität mag ich nicht sehr: als wäre eine kritische Position einzunehmen eher ein Bestandteil der Persönlichkeit als der Vollzug konkret kritischer Operationen. Kritikalität ist für mich Kritik im Zeitalter des universellen Narzissmus.

Der Verweis auf Dopingtechnologien bringt die Ebene des Molekularen ins Spiel. Was bedeutet so eine Selbstgenügsamkeit von »Kritikalität« für das Konzept des Mikropolitischen heute?

Ich weiß nicht, was ich von Mikropolitik halten soll, heutzutage. Ich sehe zwei Möglichkeiten: Erstens, Mikropolitik war ein historischer Punkt, an dem eine Linke der Haltungen, Stimmungen und der lokalen Operationen das, was sie schon seit spätestens '68 gemacht hat, gegenüber den Partei- und Realpolitik-Linken auf den Begriff gebracht hat. Heute gibt es aber die mächtigen Partei-Linken nicht mehr. Linke Makropolitik ist so massiv in der Krise, dass sich diese Frage anders stellen muss. Zweitens, Mikropolitik ist ein funktionales Projekt oder überhaupt der Name für das Autonom-Werden und nicht mehr im Einklang mit irgendeinem größeren Projekt von politischen Energien, mit teilweise beträchtlichen Erfolgen. Ich sehe in dieser Autonomisierung aber auch Probleme, es sind in etwa die Schwächen, die die Taktik gegenüber der Strategie hat. Neoliberalismus vereinnahmt ja anders als das klassische Ko-Optieren; nämlich nicht die Inhalte, sondern indem er die jeweilige Produktion von Inhalten als ökonomisches Format definiert. Das ist im Begriff der Kritikalität auch schon angelegt: Produktionsformen von irgendwie kritischen Inhalten anzubieten statt Argumenten, die man diskutieren kann.

Ich möchte gerne noch eine Frage an dich zurückgeben, die du in deinem Buch direkt an die Anekdote mit den baskischen Radfans anschließt: Ist aus heutiger Perspektive sich mit sich selbst zu dopen nun »asozialer Horror« oder doch »eine geniale Erfindung, ähnlich schlau wie Radfahren«?

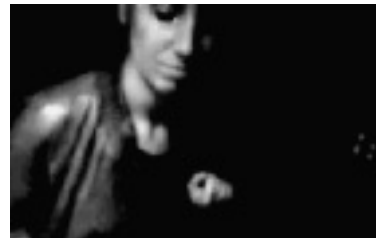
Na ja, beides. Sort of. Kapitalistischer Fortschritt läuft auf genialen Erfindungen, wenn du mir diese Banalität verzeihst. □

2008 erschienen von Diedrich Diederichsen zwei Bücher: *Kritik des Auges. Texte zur Kunst* (Philo Fine Arts) und *Eigenblutdoping. Selbstverwertung, Künstlerromantik, Partizipation* (Kiepenheuer & Witsch). *Eigenblutdoping* geht von einer, den meisten aus dem internationalen Radsport bekannten, Technologie zur Leistungssteigerung aus. Diederichsen beschreibt die Doping-Technologie als Strategie der Wertsteigerung, die er im Kulturbetrieb und ihren Produktionszusammenhängen beobachtet.









Seite 205

Hélio Oiticica, *CC8 Mr. 8, or D of Dado*, Slide for Installation, 1973

Gus van Sant, *Paranoid Park*, 2007

Gus van Sant, *Last Days*, 2005

Philippe Garrel, *L'enfant secret*, 1979

Tony Scott, *The Hunger*, 1983

Anti-marijuana video

<http://www.youtube.com/watch?v=KBwFO0em4v4&feature=related>

Seite 207

tecktonik casa

http://www.youtube.com/watch?v=80aa_6UcRR8&feature=PlayList&p=2F2F9A3CD416A284

Weekend Berlin: Sundowner, 27.05.2008

<http://www.youtube.com/watch?v=WUMK9T1fypc&feature=related>

Syd Barretts Documented Acid Trip, 1966

<http://www.youtube.com/watch?v=4fyxNPz9-ks&feature=related>

Weird World of LSD, The, 1967

http://www.youtube.com/watch?v=XVReD9WNs_A&feature=related

Jean Rollin, *Le viol du vampire*, 1967

Seite 208

K (ketamine)

<http://www.youtube.com/watch?v=OOozxCUFhUc&feature=related>

Jonathan Miller, *Alice in Wonderland*, 1966

Die psychodelische Wirkung von Tibet Terrier auf arglose Briards

http://foo42.de/dixieblog/archives/tag/lang_degelbes-schleifchenlang_delang_enyellow-hair-ribbonlang_en

LSD: Insight or Insanity

<http://www.youtube.com/watch?v=w0xeKk2aAhA&feature=related>

Nicole / *Fräulein Emily by wellnair*

www.mwellner.de/?p=803

Gus van Sant, *Last Days*, 2005

Seite 209

<http://streetart.berlinpiraten.de/kusho-sky-writing/>

GOA-GIRL

<http://www.youtube.com/watch?v=ezPjpMS6OvY&feature=related>

A Parents Guide To Finding Out If Your Child Is On Drugs

<http://www.youtube.com/watch?v=YtARYQXbors&NR=1>

Seite 211

LSD: Insight or Insanity

<http://www.youtube.com/watch?v=w0xeKk2aAhA&feature=related>

Jean Rollin, *Le viol du vampire*, 1967

richie hawtin & ricardo villalobos@weekend after berlin

<http://www.youtube.com/watch?v=jkHFYbV34xc&feature=related>

K holed

http://www.youtube.com/watch?v=h2_-2i7Ezs&feature=related

Syd Barretts Documented Acid Trip, 1966

<http://www.youtube.com/watch?v=4fyxNPz9-ks&feature=related>

<http://www.week-end-berlin.de/-Part-II>

<http://www.youtube.com/watch?v=-PDEuDEVFNU&feature=related>

Seite 213

http://www.alibaba.com/productshowing/misterballoon-103190352-0/Weather_Balloons.html

LSD: Insight or Insanity

<http://www.youtube.com/watch?v=w0xeKk2aAhA&feature=related>

richie hawtin & ricardo villalobos@weekend after berlin

<http://www.youtube.com/watch?v=jkHFYbV34xc&feature=related>

Richie Hawtin @ Terrace, Berlin 07.07.2007

<http://www.youtube.com/watch?v=SewGDnPP9bk&feature=related>

»Live« 100-2 Balloons

<http://comment.myspace.com/index.cfm?fuseaction=user.viewComments&friendID=20535255>

The HEARTS REVOLUTION Will Not Be Televised

http://walrusmusicblog.com/blog/the_hearts_revolution_will_not_be_televised/



KATRIN MAYER

»Your very own words.« Indeed! And who are you?« (*Brion Gysin*)

VON TIM STÜTTGEN

SUBSTANZEN-PROTOKOLL, KOKSDISKURS USW.

18:12

Die guten und die schlechten Klischees von Koks sind eigentlich beide langweilig. Ob die Teilnehmende Beobachtung gerade das Gegenteil beweisen würde, habe ich mich nicht direkt gefragt, als ich die erste Line zog. Bei genauerer Betrachtung ist dies nach klassischen Kritikbegriffen relativ fragwürdig. Doch eine der vielen Motivationen dieses Textes ist genau die Verkörperung einer Anwesenheit der Substanz. Das Kokain selbst soll entscheidenden Einfluss auf seine Produktion ausüben, anstatt hinter den Vorhängen kritischer Distanz sublimierend eingesetzt zu werden.

18:44

Frage: Welche Künstlerinnen und Künstler verstecken ihren Kokainkonsum und warum? Welche Theoretikerinnen und Theoretiker moralisieren Koks auf der Bühne, aber nicht im Eigenkonsum? Im *Kontrasexuellen Manifest*¹ fragt die Queer-Theoretikerin Beatriz Preciado: »Beeinflussen die Fragen der Schreibenden Ihr eigenes Buch? Wenn ja, wie? Muss man sich am Serial Fucking beteiligen, um Sex zum philosophischen Thema machen zu können, oder muss man sich solcher Praktiken gerade enthalten?«

Die Versuchshypothese dieses Textes ist: Man muss Kokain konsumieren, um über Kokainkonsum zu sprechen.

19:09

Das Kokain hatte ich dort bekommen, wo ich es sonst auch herbekam. Anhand der inflationären Mengen an konsumiertem Kokain in Berlin, das in ambivalent gestreckten Mischungen kursiert und meist billiger als zum Beispiel in Hamburg, Frankfurt oder München zu bekommen ist, war es gar nicht so einfach, einen verlässlichen Dealer zu kriegen. Das Koks dieser Connection hatte den Ruf, für 50 Euro »gutes Zeug zu sein«, vielleicht ein bisschen überpräsent in der Wirkung wegen der geschätzten 15 Prozent Speed in the Mix. Warum auch nicht? Speed verhält sich zu Kokain wie Sekt zu Champagner oder wie die Schwarze Hamburger Ceylon-Morgenteemischung zu Darjeeling First Flush. Das ist gar nicht schlecht, nur Champagner soll ja den Charakter verderben, und im Speed lässt sich eine noch abgründigere Hyperaktivität finden, eine proletarische Note des Konsums, der verspricht, ein noch konsequenteres Up zu produzieren. Ein deutlicherer Druck.

Der erste Joint des Abends produziert dazu den ersten Schüttelfrost. Joints werden von Upper-Usern ja manchmal gar nicht, manchmal nur zum Runterkommen benutzt. Für Grasraucher wie mich sind sie allerdings eine wunderbare Ergänzung. Sie schaffen ein schizophreneres Vakuum, indem der Körper seine eigene Über-Erregung nochmals verschiebt und im besten Falle ein doppelzeitiges Schie-

1 Beatriz Preciado, *Kontrasexuelles Manifest*, 2003

len im Empfinden ermöglicht, das gleichzeitig psychedelisch und klar, relaxt und gepusht symbolisiert. Da macht die nächste Line auch gleich wieder noch mehr Spaß. Zentrales Auflösungsmoment dieser zunehmenden Spannung von »Up« and »Down« könnte hingegen der Alkohol bieten.

19:39

Tapetenwechsel: Stammbar. Endlich nicht mehr allein unterwegs. Wobei die Intimität zu, von und mit Kokain, gegenüber den schon millionenfach bestätigten Klischees der Leistungsfähigkeit und des rüstungshaften Schutzes des Egos in öffentlichen Situationen meines Erachtens oft unterschätzt wird. Doch gerade wenn wir bei der Diskurslinie der öffentlichen Karriereperson im Kulturbetrieb bleiben, ist sie meines Erachtens prägend. Der Suchtgenuss umreißt nämlich den Besitz eines neuen Eigenen, eines Genießens, das nur dem alleinigen Subjekt innerlich ist. In einer Kulturproduktionssphäre, die immer mehr im Öffentlichen und Sozialen fungiert, ist das Koks so nicht nur (aber auch) ein Antipode des ständigen biopolitischen Aufopfrens des Körpers und Geistes, das der Kulturproduzent heute für seine Sichtbarkeit inszeniert. Im Öffentlichkeitsdruck garantiert das Koks dabei also nicht nur das Fortfunktionieren und eine mögliche elitäre Inklusion, sondern auch einen Genuss »nur für mich«, eine Performance des Inneren, die sich nicht an das Äußere verkauft. (Das ist zwar realistisch gesehen falsch, aber Kokainusern geht es nicht um Realismus).

20:29

Als ich aufs Klo gehe und mich auf dem dreckigen Boden niederkniete, denke ich an einen Eintrag in Rainald Goetz' Blog/Buch *Klage*.² Dort spricht er davon, dass man nach einmaligem Kokainkonsum eigentlich schon alles Interessante wisse und danach nur noch der ganze Unsinn zurückbleibe: Das komische Getue in und vor Toiletten, und dann, großartige Umschreibung, das »Die-Ehre-Wegrüsseln«.

Jahrelang hatte Götz in seiner Arbeit das Koksen eher prinzipiell verteidigt, ob gegen Moralismus oder PCness, insbesondere in seinem Interview mit Sven Väth im Buch *Celebration*, der sich ausführlich und konsequent ob seiner ehemaligen Sucht offenbart und von den üblichen Nebenwirkungen berichtet: soziale Leere, Egowahn, Erlebnisbegrenzung, Demenz usw.

Goetz ist das aber egal. Ihn interessiert diese Art von Erfahrung grundsätzlich nicht, er schafft es, Väth in einem Interview gleichzeitig als Ikone des Nachtlebens zu mythologisieren und seine Erfahrungswelt zu disqualifizieren. Seine Logik ist die des »Alle Eltern sind Nazis«, »Alle PCisten blockieren die anarchischen Wahlmöglichkeiten der Jugend« usw. Das Anti-PC-Klischee. Auch nicht gerade neu oder gar überzeugend.

20:54

Aber noch mal zurück zum Klo. Eine richtige Kokstopografie eines Konsumenten müsste eigentlich diesen Ort noch mal genau durchleuchten. Wichtig: wie das alles auf einmal seine eigene ästhetische Dringlichkeit hat, wie geil das ist, auf dem alten dreckigen Personalausweis noch mal eine Line auszubreiten, irgendjemanden, den man sexy oder wichtig findet, mitzunehmen, der dreckige Boden, das

2 Rainald Goetz, *Klage*, 2008

genervte Rütteln an den Türen von anderen Usern oder Leuten, die einfach mal schießen müssen, wenn der Klokonsumprozess zu lange dauert.

Andere topografische Stationen: der Ort des Kaufs, die Geldmaschine an der Sparkasse, die für Außenstehende unsichtbaren Markierungen anderer User, die vielleicht auch noch was haben oder gerne was haben wollen. Und die Parks, Bars und Clubs, in denen sie sitzen.

21:17

Ich genieße das tiefe Hochziehen, damit das Koks gleich tief in die Nasenhöhlen rast. Gleich steigt mein Blutdruck, ich denke an Goetz' Affektaussage in *Rave*³: »Geil, geil, geil, geil.«

21:45

Als ich mich an die Bar zurücksetze, spielt der DJ gerade einen Track der afro-amerikanischen Rapgruppe *The Clipse*, die schon öfter in den Hip-Hop-Medien als späte, aber konsequente Protagonisten des Subgenres Koksrap bzw. Crackrap betitelt wurden. Für Popkulturkonsumenten des Westens läuft eine Reflexion über das weiße Kolonialprojekt Koks zumeist über afroamerikanische Referenzen. Abgesehen von Hypes wie dem urbanen Rio Baile Funk aus den Favelas in Rio de Janeiro ist eine Thematisierung des südamerikanischen Backgrounds der Coca-Pflanzen und den daran hängenden Historien des Imperialismus schwer zu berühren. Eindeutig offensiver und plakativer generiert sich hingegen Koks als Fetisch in Blaxploitation-Filmen, welches dort mit den drei maskulinen Figuren des Gangsters, des Pimps und des Hustlers verkettet wird. Ich erinnere mich an eine endlos lange Dokumentation über die Black Panthers, deren radikaler Widerstand mit von der CIA organisiertem Koks gebrochen worden sein soll, genauso wie auch der von pazifistischen Gruppen wie dem Nonviolent Coordination Committee.

Koksrap ist im Hip Hop sicher kein Primärthema mehr, außer Kiffen scheint der Drogenglam als Radial Chic oder Millieu-Artikulation passé. Die Ausnahme wird trotz alledem von den von Pharrel Williams produzierten Straßen-Genies *The Clipse* wieder mit dem intersektionellen Projekt Crack aktualisiert. »We got it for cheap« heißt faktisch der erste Track ihres Albums *Hell Hath no Fury*, dem in der Mitte des Albums wie komplementär »Dirty Money« gegenübersteht. »Open the fridge/25 to life in here/so much white you might think Christ was near.« Den Fragen der Journalisten nach ihrer Selbstidentifikation als Dealer und Konsumenten entgegneten sie kulturindustriekritisch: »We don't like hiphop, we rather sell crack. [...] At least in the crack trade, there's a code of honour. The music business is the worst.«⁴

22:15

Es ist nicht verwunderlich, dass Horkheimer, der mit Adorno eine bekanntlich gelungene Kritik an der Kulturindustrie verfasst hatte, auch eine Racket-Theorie⁵

3 Rainald Goetz, *Rave*, 2001

4 Dave / Rap-Basement: »The Clipse: We Don't Like Hip Hop, We Rather Sell Crack«.
www.rapbasement.com/news/clipse/the-clipse-we-dont-like-hip-hop-we-rather-sell-crack.html

5 Max Horkheimer, Gesammelte Schriften Bd. 12, 1931–1949: *Die Rackets und der Geist*, S. 287 ff.
(Racket heißt in den USA laut Wikipedia der bandenmäßig organisierte illegale Handel)

entwickeln wollte. Leider existiert von ihr nur ein Fragment. Die Theorie wollte die Komplizität zwischen devianten, kriminalisierten Strukturen, in denen sich Migration und Entrechtung die Hand geben und deren hegemonialem Gegenteil offenlegen, das Racket als Substitut des Unterdrückungsstaates. Eine Freundin probierte dies zu beweisen mit der Komplizität zwischen der japanischen Yakuza und der japanischen Politik-Führungsetage.

22:59

Für die Dauer der Kokskonsumrecherche hatte ich fünf Wochen geplant, war dies doch die Länge, die Freud sich für seine Koksphase genommen hatte. Er war dabei mit einem für die Substanz typischen Größenwahn geschlagen, der sich mit den klassischen Sujets heterosexueller Männlichkeit zu den gewöhnlichen patriarchalen Mustern fügt, die implizit, so feministische Kritikerinnen, wenn sie selbst nicht schon psychoanalysegeschädigt sind, in Freuds papahaften »Vater/Doktor/Logos«-Konzept angelegt sind. At its best zeigt sich das in Freuds eigenen Briefen wie diesem: »Wehe, Prinzeßchen, wenn ich komme. Ich küsse Dich ganz rot und füttere Dich ganz dick, und wenn Du unartig bist, wirst Du sehen, wer stärker ist, ein kleines, sanftes Mädchen, das nicht ißt, oder ein großer, wilder Mann, der Cocain im Leib hat. In meiner letzten schweren Verstimmung habe ich wieder Coca genommen und mich mit einer Kleinigkeit wunderbar auf die Höhe gehoben. Ich bin eben beschäftigt, für das Loblied auf dieses Zaubermitel Literatur zu sammeln.«⁶

278

23:11

Ich diskutiere mit einem erfahrenen Speed-User über Sucht. Die Frage ist wie immer: Wie funktioniert die, wann fängt die an, wie ist das Verhältnis »psychisch« versus »physisch« usw. Dabei kommen auch die divergierenden Preispolitiken zum Ausdruck, Speed kostet ein Fünftel von Koks, die ganzen Alternativ-Versionen und Ausdifferenzierungen von Uppern wie Mephodrone und Novokain nicht mitgerechnet, das wird meinem Gesprächspartner zu kompliziert.

23:35

Nach Brian Massumis Zeitbegriff, der an Bergson und Deleuze, aber auch Kierkegaard und Nietzsche angelehnt ist, ist die Erinnerung ein Loop in die Vergangenheit nach dem Ereignis der Aktualisierung einer Verkettung. Die Sucht hingegen eine Offensivform der phänomenologischen Struktur der Wiederholung: »What is recollected, has been. It is repeated backward. Whereas repetition is repeated forward. [...] repetition is something what not has yet come. This is not so hard when we think of repetition as self-contracting on the model of habit. We say we have a habit. But we all know that is actually the habit, that has gotten hold of us. It is an automatism, that inhabits us.«⁷

00:01

Wieder zu Hause, Schreibtisch, Konsummixvorbereitung.

Eine Pille Viagra, eingenommen in zwei Teilen, 11 Joints (2 davon mit kleinen Blättchen), 4 Bier und 3 Wodka Lemon plus ein absolut gelungener Aperol Sour.

6 Sigmund Freud, *Schriften über Kokain*, Albrecht Hirschmüller (Hg.), 1996

7 Brian Massumi, *Perception Attack*, Vortrag der »Dictionary of War«-Conference, 2007

Neu ist eigentlich nur das Viagra. Premiere. Viagra hat mich bisher noch nie interessiert, wobei ich neugierig war, wie es wirkt. Außerdem übertreibt es die Erektionsfähigkeit wie der Dildo die Standfähigkeit.

Aber zu den Fakten: Es ist ein Medikament, keine Droge, ja ja. Einen phallischen Ego-Trip kriegen Männer hingegen möglicherweise trotzdem, psychisches Placebo für physische Durchblutung des Genitalbereichs. Für dieses Experiment liefert es einen weiteren Baustein für die Themen Affekt-Körper-Sucht-Masculinity, die später als eine Ultra-Intensivierung und -Übersteigerung der Pornofixierung am Internet ausprobiert werden will.

Ich stelle mir vor, was es heißt, von Viagra süchtig zu werden. Ein Medikament mit eigentlich keiner psychischen Dimension, durchaus produktiv für zum Beispiel potenzgeschwächte Männer, damit die Ehe mal wieder lustig wird. Gleichzeitig wird es schon gleichzeitig als Droge gehandelt, im Netz findet man nicht nur diverse Copyleft-Versionen von Viagra, sondern auch Artikel zu Viagra-Dealern, die mit voll gestopften Tüten blauer Pillen am Flughafen gefasst werden.

Meine Lendengegend ist mittlerweile ganz warm, ich habe das Gefühl, auf einer Heizung zu sitzen.

Viagra beruht auf Sildenafil, der Stoff wurde 1998 entdeckt oder wenigstens gecopyrightet, erst als Revatio verkauft, endete es als Viagra, verschreibungspflichtig. Auf Wikipedia gibt es auch eine Notiz zu Viagra für Frauen. Es war angekündigt und schon als Erfolg notiert, doch wurde aufgrund seiner unklaren Funktion für die weibliche Sexualität und dem Vorwurf, es würde gar ein neues Krankheitsbild geschaffen (FSD – Female Sexual Disorder), die Produktion abgebrochen.

Die gefährlichste Mischdroge, die angeblich sofort einen Notarzt auf den Plan ruft, sei Poppers. Was ein Glück für mich. Poppers habe ich nun wirklich nicht besorgt.

00:23

Überhaupt, der Cumshot: Nach dem Analyseklassiker *Hard Core*⁸ von Linda Williams ist der Cumshot – oder Moneyshot – bekanntes Highlight jeder Porno-Szene, welches den Höhepunkt des sexuellen Akts sichtbar macht. Er schreibt den männlichen Performer als Held ein, der durch seine Körperflüssigkeit ein Zeichen hinterlässt, das auch die Potenz weiterhin im Körper des Mannes beweist. Gleichzeitig, so Williams, sei der Cumshot auch ein Stellvertreter für die weibliche Lust. Warum auch immer ...

Die Nichtdarstellbarkeit des weiblichen Orgasmus liest Williams demnach auch als einen zentralen Schwachpunkt der heteronormativen pornografischen Fiktion. Schon *Deep Throat* handele eigentlich von der phantasmatischen Angst der Männer, die den G-Punkt der Hauptfigur natürlich in den Hals verlegt, da die Vagina wirklich zu undurchschaubar sei.

00:46

In *Images of Bliss. Ejaculation – Masculinity – Meaning*⁹, einem überzeugenden Buch, welches sich nichts anderem als einer genealogischen Dekonstruktion des Cum-

8 Linda Williams, *Hard Core. Macht, Lust und die Traditionen des pornographischen Films*, 1995

9 Murat Aydemir, *Images of Bliss. Ejaculation, Masculinity, Meaning*, 2007

279

shots widmet, überarbeitet Murat Aydemir Williams' These. Dabei kommt Aydemir zu dem Schluss, dass der Cumshot eher Tod als Leben bedeutet (Erschlaffung, Verflüssigung, usw.) und Williams in ihrer Analyse durch die Fixierung auf die männlichen Klischees dessen Dualismus mit den dazugehörigen weiblichen Klischees aufrechterhält. Ein pre-queeres Buch, *Hard Core*, selbstverständlich.

Ich lese Aydemirs Kapiteltitel und lächle:

Semen, Blood, Stars, and Ice: Serrano and Aristotle.

Image of the Vital Flow: Lacan.

The Suspense and the Suspension of Bliss: Barthes.

Dissimulating the Supreme Spasm: Derrida.

Anxiety and Intimacy of Expenditure: Bataille.

Misplaced Thigh: Proust.

usw.

Großartig.

Motiviert von den Titeln und Texten des Buchs denke ich an deutsche Akademikerinnen und Akademiker und daran, wie sie, anders als die Journalisten, nicht gelernt haben, interessante Titel für ihre Arbeiten zu bauen. Meistens jedenfalls. Ich onaniere weiter.

01:23

Kokain hat, wie auch Speed, die ambivalente Eigenschaft, den Blutdruck zu erhöhen – was erst eine Erektion scheinbar endlos ausdehnt. Irgendwann sind die Arterien – bei der 23. Line zirka, aber verstopft. Dann geht es auf und ab, der Penis wird hart und wieder schwach, wirkt teilweise gar wie ein Luftballon, unförmig aufgeblasen.

01:46

Mittlerweile gibt es Dutzende Webpages mit Porn for free.

<http://www.extremetube.com/>

<http://www.jizzhut.com/>

<http://www.pornhub.com/>

<http://www.redtube.com/>

<http://www.sexbot.com/>

<http://www.tnaflix.com/>

<http://www.xvideos.com/>

<http://www.youjizz.com/>

<http://www.youporn.com/>

usw.

Kein Name ist zu offensichtlich oder zu abstrakt, ich denke an eine neue Webpoesie, voller Twitter-One-Liner und E-Mail-Adressen, Webseiten-Titeln und Facebook-Comments. File under: von der Überfülle des Hypertexts zurück zum Minimal-Fragment. In den 90ern wollte man immer mehr Information haben, sie war der neue Wert auf dem Markt, jetzt ist das schon nicht mehr so, die Zeit hat ihr den Rang abgelaufen, davon reden Maurizio Lazzarato in *Videophilosophie*, oder, auch besser verständlich, der Science-Fiction-Autor Caleb Carr, in seinem Buch *Killing Time*¹⁰.

Auch bei den Porno-Seiten fällt auf – Porno ist durch das Netz potenziell überpräsent, wie inflationär am Start, jedoch zunehmend, wie auf diesen Pages, ohne Bezahlung, ohne Geld. Dabei ist es ein Vorurteil und naives Klischee, dass die Pages des Youporn-Phänomens nur Amateur-Filme zeigen. Mit der richtigen Software kann ich jeden Clip runterladen, und mit genügend Zeit ganze Großproduktionen der letzten zehn Jahre collecten. Denn es gibt sie alle hier.

02:32

Williams-File, die zweite. Ich blättere durch *Hard Core*, und alles, fast alles jedenfalls, auch wenn dieses Buch unaustauschbar ist im bisherigen feministischen Diskurs und keines seinerzeit seinen Platz einnehmen konnte, ist irgendwie ein bisschen langweilig.

Aber stimmt das? Nein. Ich verteidige Williams sofort gegen meine Kritik, ziehe noch eine Line, und natürlich – was für eine brillant animierte Täuschung – denke ich, dass nicht Williams das Problem ist, ich aber mit anderen Pornos, die anders funktionieren, anders gemacht sind, aufgewachsen bin. Der Porno selbst hat sich verändert. Aber wie?

Gute Frage: Wie funktioniert das Porno-Dispositiv heute? Wie analysiert man es?

Als Erstes müsste man dann von zwei Dispositiven reden, erst dem filmischen, wie es damals Jean-Luc Baudry probiert hat, in den Filmwissenschaften, dann vom Dispositiv Foucault'scher Prägung, also der Mannigfaltigkeit an Sexbilderproduktionen und ihren verschiedenen Subjektivierungseffekten insgesamt. Eine molare Ordnung, einerseits natürlich zwangsheterosexuell bis zum Geht-nicht-mehr, andererseits permanent so schizo wie der Kapitalismus selbst, jeden Tag gibt es neue Clips im Netz, neue Variationen von Standard-Ficks und deren vielfältigen Perversionen.

Ein Großteil der Filme all der eben genannten Webseiten sind Gonzo-Pornos. Ich frage mich, ob Hunter S. Thompson, dem ja die Erfindung des Begriffes Gonzo-Journalismus hochoffiziell historisch zugesprochen wird, glücklich wäre über diesen Ausdruck und den Vergleich mit seiner Idee von Unmittelbarkeit und Direkt-dabei-Sein beim Schreiben, die Ich-Perspektive als (damals noch) Garant für deviantes und anti-reproduktives Leben und dissidenten Journalismus.

Erst mal, behaupte ich ganz mega-tendenziell vorsichtig, verhält sich auch der Gonzo-Porno zum Studio-Porno dissident. Er braucht keine großen Studios und keine Scripts mehr, zerstört die Idee von Erzählung und (Kunst-)Form, lässt die perfektionistisch blöden Barbie-Welt-Körper und -Formen eben nicht ideell heil, zeigt ihre Wunden, verdreht ihre poliertesten Winkel, verhält sich wie Louis-Ferdinand Céline zu Thomas Mann.

Gleichzeitig: Als Anfänger-Lacanianer würde ich jetzt erst mal mit Regression kommen, gar nicht merkend, dass die Drastik des Gonzo-Pornos nicht nur als Frauen kaputt machendes und In alle Löcher penetrierendes Mammut funktioniert, sondern auch als Ausdifferenzierungsmaschine von Affektfeldern des Körpers, als disjunktive Synthese von S/M und straightem Normal-Sex, und natür-

10 Teilweise wurde Carrs Roman gar als neuer Genre-Hybrid, der »Future History«, besprochen. In *Killing Time*, 2000, spielt nicht nur die Datenmanipulierung und Beobachtungstechnologie eine Rolle, sondern auch Hacker- und Piraten-Interventionen in historischer Zeitigkeit selbst.

lich, Stichwort *Blair Witch Project*, als Doku-Real-Präsenz-Kick. Gonzo gäbe es ohne die Entwicklung der Handkamera schlicht nicht, sicher auch nicht ohne den Amateur-Porno, Gonzo punktet ja gerade dadurch, dass er in den besten Fällen genauso funktioniert und fast aussieht wie dieser, aber eben sogenannte »Porno-Göttinnen«, »Sperma-Huren« und »Edel-Nutten«, um mal drei Begriffe von einer der Webpages zu bemühen, featured, und nicht eben die sogenannte Ehefrau.

Ich bleibe gerade bei einer Szene aus einem Film des in den USA und auch auf dem Berliner Porno-Festival gehypten Regisseurs Eon McKai¹¹ hängen, indem sich nach der Ejakulation die zwei Performerinnen das Sperma auf einem Spiegel durch ein Rohr in die Nase ziehen – Koksizat.

Dann denke ich an das Verhältnis fickendes Paar plus Voyeur, das das ödipale Dreieck (Freud) von Kind schaut Eltern beim Ficken zu, wiederholt, die klassische Porno-Dispositiv-Aufstellung der 70er bis 90er, vor dem Gonzo. Damals war alles noch klar trennbar. Der Regisseur und Kameramann waren nicht im Bild, der Zuschauer klar getrennt von den Performern, das Imaginäre dort, der Fantasierende hier.

Beim Gonzo kommt dann der Walk in den Frame: Kameramann, Regisseur und Zuschauer verschmelzen zu einer Einheit im Ego-Shooter namens Gonzo, der Typ, der die Kamera hält, wird selbst einbezogen, Bildproduktion und Lustproduktion durch den gleichen Körper, gesteigert durch die Totalidentifikation mit genau dieser Position durch den Zuschauer. Implikation: Unmittelbarkeit, Überwältigung.

Habe ich eben Ego-Shooter gesagt? Mir geht es mal kurz nicht um das Ego-Geshoote beim Koksegotrip oder das Ego-Geshoote der männlichen Ejakulation im Porno. Mir geht es um das Fortmat Ego-Shooter selbst im Computer-Game oder in virtuellen Konzepten wie *Second Life*. Auch dort funktioniert alles besser durch die Ich-Perspektive, das Einlassen, den aufgeladenen Körper und den Mindfuck mit Subjektivität. Und das Adrenalin. Ich denke an Steven Shaviros *Hype*¹², die jungen amerikanischen Neo-Exploitation-Filmmacher Mark Neveldine und Brian Taylor, ihre Filme *Crank*¹³ und *Crank 2 – High Voltage*¹⁴, in denen ein Held wie in einem Computergame fungierend in totaler Präsenz gegen die Zeit kämpft, voller Gift ist, von dem er bald sterben wird, und nur durch hohe Dosen Adrenalin (*Crank 1*) oder Strom (*Crank 2*) überleben kann. Irre. Total irre.

In *Gamer*¹⁵, dem aktuellsten Film von Neveldine/Taylor, geht es hingegen um einen Medien-Tycoon zwischen Citizen Kane und Bill Gates. Dieser hat nicht nur unglaublichen Erfolg mit einer Real-Life-Übersetzung von Spielwelten wie *Second Life* oder *Sims*: Hier führen in der Real World Leute die Spielbefehle anderer aus, ficken, machen Party, Jobs usw.

Krass und ästhetisch extrem nah eben den genannten Spielwelten nachempfunden. Doch der neue Medienhit des Tycoons heißt *Slayers*, in dem zum Tode Verurteilte wie im Computerballerspiel *Doom* ums Überleben kämpfen und durch Impulse dabei von anderen Gamern gesteuert werden. Kranke Scheiße. Laut dem

11 Der beschriebene Film heißt *Kill Girl Kill*, Eon Mc Kai, Vivid Alt, 2005

12 Steven Shaviro's Blog: Gamer. In: *Pinnocchio Theory* (Blog).

Link: <http://www.shaviro.com/Blog/?p=830>

13 Neveldine/Taylor, *Crank*, 2006. Link: <http://www.crankfilm.com/>

14 Neveldine/Taylor, *Crank – High Voltage*, 2009. Link: http://en.wikipedia.org/wiki/Crank_2

15 Neveldine/Taylor, *Gamer. Play Or Be Played*, 2009. Link: <http://www.gamer-derfilm.de/>

Filmwissenschaftler Steven Shaviro der neokapitalistischen Erfahrung näher als alles andere.

02:59

Zwischendurch, während ich die nächsten Schweißausbrüche ob meiner abstrusen Substanz-Mischungen im Körper bekomme – besonders beim Kiffen – denke ich an Deleuze und Guattaris Begriff des »organlosen Körpers«. Ausgehend von Antonin Artaud, probieren D&G einen Körper zu denken, der – das ist wichtig – nicht auf einmal zerstörte oder keine Organe besitzt. Vielmehr soll der »organlose« auf eine andere Organisation der Organe verweisen, andere Vermischungen und Intensitäten, Geschwindigkeiten und Affekte ermöglichen, Subjektivität und Interiorität verändern und deterritorialisieren. Der Feind des organlosen Körpers ist der Organismus.

Ich klatsche in die Hände und denke, wie immer wenn Deleuze/Guattari durch ihr expressiv-kryptisches Geschreibe mannigfaltige Identifikationen mit ihren Begriffsmaschinen ermöglichen: »Ja, das ist es.«

Natürlich ist das nicht ganz richtig. Der »Drogen-Körper« ist, wie übrigens auch der »somasochistische Körper«, meist nicht erfolgreich bei seinen Deterritorialisierungsversuchen, statt im Ereignis des Werdens endet er im Un-Ereignis des Todes und der Fixierung, schreiben die beiden in *Tausend Plateaus*.¹⁶ Das ändere aber nichts daran, dass auch diese Körper politische Körper seien, deren Geschichtlichkeit Spuren in ihnen hinterlässt.

Grundsätzlich lässt sich trotzdem festhalten, auch wenn D&G anti-substantialistisch argumentieren à la: Eine Wirkung kann nie auf eine Erfahrung oder Substanz bezogen werden (womit D&G zwar nicht Embodiment oder Situativität, aber Essenzialismus durchstreichen), vielmehr kann jeder Effekt auch durch andere Verbindungen hervorgebracht werden.

Trotzdem gibt es deutliche Verbindungen zum Drogenrausch, soll doch der organlose Körper letztlich auf ein Öffnen zur Welt zeigen, eine Empfänglichkeit diesseits der Geschlossenheit des souveränen Subjekts. Allerdings ist der interessanteste Punkt dabei – da werden D&G oft missverstanden – nicht die totale Deterritorialisierung (das wäre eher der Tod), sondern das Interface der Übersetzung. Der Moment, wo die Sinne sich jenseits des Alltäglichen öffnen und Informationen und Affekte des Äußeren anders übersetzen als sonst, einfach auch mehr aufnehmen und den Körper nicht nach der Autorität strukturierter Staatsorgane verschließen, um die Affekte abzufangen, zu beurteilen und zu identifizieren.

Das bedeutet, D&G analysieren eigentlich Übersetzungsbewegungen, Subjekt-Filterungen und Durchlässigkeitspotenziale des Verhältnisses Subjekt versus Welt. Ihr Anti-Substantialismus bedeutet dabei auch, dass Koks (oder andere Drogen) zum Beispiel eben keine Primärstellung im Rezeptionsverhältnis besitzen, denn D&G glauben nicht an ein wahres, gegebenes Konsum-Effekt- bzw. Ursache-Wirkungs-Verhältnis.

Das ist auf den ersten Blick suspicious, immerhin bemühen sie Spinoza, der ja immer von einer göttlichen Substanz, die alles zusammenhält, deliriert und dabei radikal wie kein Zweiter, Immanenz gedacht hat. D&G behalten Spinozas Imma-

16 Gilles Deleuze, Félix Guattari, »Wie schafft man sich einen Organlosen Körper?«. In: *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie II*, 1992

nenzkonzept, denn ihre Message ist: Nix fehlt, nix ist äußerlich, alles ist da, alles ist nur eine Frage der Verbindungen und Verkettungen. Die Substanz verliert so ihre göttliche Klarheit, ist einfach ein hybrides Mischmasch von allem. Substanzen und auch Erfahrungen verlieren so ihre Haupt-Referenz, hingegen solle man sich, wie Henry Miller einmal gesagt hat, auch mit Wasser betrinken können. Auf Deutsch: Jeden Effekt kann man auf viele verschiedene Arten herstellen.

03:25

Ich putze mir die Nase, Zeit für einen weiteren Joint. Die großen Blättchen sind leider schon aus, jetzt wird mit Kleinen weitergedreht.

Das erinnert mich an eine Anekdote zu Deleuze und Guattari und zu Drogen-Gebrauch, ich denke, sie stammt von Jean-Jacques Lebel: D&G besuchen die USA, werden von Allen Ginsberg beim Bob-Dylan-Konzert gleich backstage geschleppt, aber von den Beatnik-Amis und -Hippies erst mal als französische Akademiker-Schlaffis abgetan. Doch Ginsberg überzeugt seine Freunde vom Gegenteil: »Sie sind genial, genau wie wir!«

Man setzt sich, ein Joint wird gedreht. Die Pointe der Geschichte ist der Moment, in dem Guattari den Joint in die Hände bekommt, aber nicht weiß, wie er ihn rauchen soll.

Ich stelle mir einen hustenden Guattari vor, dessen Körper sich gegen die Deteritorialisierung des Haschischs wehrt. Na ja. File under: nicht ganz molecular revolution. Aber o. k. Oder wie Katja Diefenbach einmal gesagt hat: »Peinlichkeit ist eigentlich eine interessante Geste. Ich frage mich, ob es überhaupt möglich ist, politisch zu sein, ohne peinlich zu werden.¹⁷«

03:46

Das ändert aber nichts daran, dass auch Katja Diefenbach nicht alle peinlichen Leute politisch für einigermaßen intakt hält. Und sie hat recht. In ihrem wunderbaren Text über Michel Houellebecq sieht sie eine der Problemdimensionen dieses post-existenzialistischen und pseudo-provokanten Verlierers in seinen Konsumgewohnheiten: »Es ist nicht einfach, etwas zu Houellebecq zu sagen. Der Typ ist ein arschloch. Es fängt bei seinen pharmazeutischen Problemen an. Der Autor ist falsch medikamentiert. [...]

Houellebecqs Hauptpersonen nehmen fast ausschließlich psychopassive Mittel und Seditiva. Es gibt dafür mehrere Erklärungen, soziologisierende, psychologisierende, Idiosynkrasien geschuldete, zum Beispiel Houellebecqs Klassenlage und die seiner Romane: Die Welt der mittleren Angestellten ist die Welt von Alkohol und Viagra. Depressionserfahrungen und Psychiatrie haben ihn in die Selbstmedikamentierung mit Beruhigungsmitteln und Psychopharmaka eingeführt. Sein Hass auf kapitalistisch-induzierten Egoismus hat zu einer entschiedenen Anti-Koks-Haltung geführt, und sein Ressentiment gegen Techno als superkrankes, vollkommen beziehungsloses BummBummBumm entzog seinem Leben Ecstasy und Speed. Mein Rat an Michel Houellebecq lautet, mehr MDMA, mehr Pilze.«¹⁸

17 Katja Diefenbach, Robert Misik, *Politischsein ist immer peinlich. Interview mit Katja Diefenbach*, <http://www.misik.at/die-grossen-interviews/politischsein-ist-immer-peinlich.php>

18 Katja Diefenbach, *Total gegen 1968. 35 Jahre Erfahrung in der Schmerztherapie. Houellebecqs verspäteter Hass gegen die Mai-Revoluten*, <http://www.b-books.de/textprojekte/txt/kd-houellebecq.htm>

Später fasst sie auch die Verschiebungen der letzten Jahre zusammen, der Text feiert 2010 seinen siebten Geburtstag. Von den Mittneunzigern bis Mittnullern erläutert Diefenbach so: »Seitdem ist viel passiert, die ganze Dimension von Breakbeat und Jungle; dann Speed Garage, Koks, die Rückkehr der Lyrics, die Rückkehr der Heterosexualisierung, ein anderes Plateau eben, eher wie ein Mod-Allnighter, gut gekleidetes glamouröses Wochenendamusement; und dann natürlich das Auftauchen der minoritären Großkonzerne, die Techno-Design-Kreativ-Industrie.«¹⁹

Dies lässt mich an Robert Floridas Text zu den »Creative Industries« und der, oho, »Creative Class« denken, die ein neues Paradigma kreativer Arbeit kickt. Und dabei Klassenperspektiven natürlich ausblendet. Nach Hans-Christian Dany²⁰ ist Speed sozusagen die Droge der Arbeiterklasse, Koks die der Bourgeoisie und der Hype-Kreativen. Auch John Barker greift diese Unterscheidung auf. In *Intensities of Labor: From Amphetamine to Cocaine*²¹ sieht er die Verschiebungen von materieller zu immaterieller Arbeit; das passt zu Dany, das stumpfe endlose Arbeiten an der Maschine, der Wiederholungszwang versus die intellektuelle Begeisterung des Projekts und den Koksrausch, usw. Speed ist also quasi Fordismus, Koks Postfordismus. Ich fühle mich wie ein Klischee dieser Analyse, denke noch ein bisschen über das poststrukturalistische Schlagwort »Intensität« nach, das immer wieder als Waffe gegen positivistische Operationalisierungen des Politisch-Ökonomischen benutzt wurde, etwas obskur eigentlich. Erst nach Konversation mit Barker und Lektüre seiner Texte verstehe ich, dass es um die messbaren Intensitäten von Arbeit geht, Zeit, Aufwand, Produktionsformen, vom Hardcore-schnell-Produzieren hin zu, zum Beispiel, production on demand. Intensität, das wusste ich überhaupt nicht und ich wundere mich, warum mir das noch keiner gesagt hat, kommt schon bei Marx vor. Karl, du geile Sau.

04:17

Ich mache mir einen Spiegel voll mit meinen letzten Lines. Alles, was noch da ist, ist jetzt demanded, denke ich und reibe die Koksstückchen mit meiner Bahncard klein und ziehe sofort zwei große Lines. Vorbereitet ist dieses Projekt eigentlich das Geilste. Wenn der Joint schon gedreht ist, mehrere Pornos hochgeladen, die Lines im Licht glänzend mich anlächeln. Ich öffne das letzte Bier aus dem Kühlschrank, ein Beck's, lasse mich in den Rausch der Bilderwelten fallen und genieße, dass es natürlich wieder mal kickt, nach dem Nachlegen, dass man wirklich das Gefühl hat, es kann endlos weitergehen: Investment!

Kokain wie Porno steigern die Fantasie, Mann könne endlos investieren, endlos geben, endlos haben. Potenz auf allen Ebenen. Das ist natürlich doppelt Quatsch, Kokain verschwendet eher meine letzten Spuren von Jugend, frisst Geld und Körper-Substanz. O. k., man nimmt etwas ab, nach den ersten Wochen regelmäßigen Kokain-Konsums bekomme ich noch Komplimente, wie toll ich abnehme, bald aber sehe ich einfach nur fertig aus, und meine Geldbörse auch.

Unfassbar, wenn man einem bolivianischen Koks-Spezialisten wie Jorge Hurtado, der das Coca-Museum in La Paz gründete und seines Zeichens Coca-

19 Ebd.

20 Hans-Christian Dany, *Speed. Eine Gesellschaft auf Droge*, 2008

21 John Barker, *Intensities of Labor. From Amphetamine to Cocaine*, 2006

<http://www.metamute.org/?q=en/Intensities-of-Labour-from-Amphetamine-to-Cocaine>

Aktivist und Psychiater ist, glaubt, dass das kleine grüne Coca-Pflänzchen selbst eben nicht ungesund ist, voller Vitamine steckt und gegen Erkältung eingenommen wird.

Dies verstärkt ein weiteres Mal den Dualismus, Kokain = Westkapitalismus, der zweifellos ungesund ist. Usw. Ich atme kurz durch und denke an die Kolonialismushölle und ihre vielfältigen Spuren, an Coca-Cola und Santa Claus in rot-weiß, an Al Pacino in *Scarface* und die Porno-Koksleiche in *Boogie Nights*. Sicher, es klingt nett, jeden Tag auf der Arbeit ein paar Lines zu ziehen. Doch irgendwie leben diese Art Arbeiter nie lange, selbst wenn ihre Jobs nach Fun Fun Fun riechen.

05:01

Ich frage mich, was das eigentlich für eine Arbeit ist, die ich hier tue, meinen Körper als die kleinste Einheit einer sozialen Fabrik und Drogen als »Teil eines sozialen Verhältnisses« (Diefenbach) lesend. Ich denke an Warhol und seine Factory, das müsste eigentlich noch mal durchgekaut werden, dieser geile geile Name, Symbol für Biopolitik und Genie-Produktion, einer der mythischen Anfänge der kreativen Klasse, quasi. Ich denke an Burn-outs aller Art, weiß auch nicht warum, vielleicht weil ich gerade selbst fast zusammenbreche.

Mittlerweile sieht es an meinem »Arbeitsplatz« aus wie in einem total komplizierten Cockpit. Es gibt viel zu managen: die Drogen und die Bücher, den Computer und die Textproduktion, meinen Penis und meine Sinne, wirklich total verschiedene Begehrensströme und Anforderungen, die mit jedem neu geöffneten Window neue Optionen und neue Anforderungen mitbringen. Extrem verzettelnd.

Und dabei: Immer schön Wasser trinken, wobei ich regelrechte Unlust am Aufstehen und Zum-Klo-Gehen empfinde. Was ein Aufwand und was ein brutale Selbst-Affizierung des Körpers. Who wants my job? Ich sage es noch mal laut: »Who wants my job?« Und sabbere etwas.

05:34

Jonathan Beller hat in seinem Wälzer *The Cinematic Mode of Production. Attention Economy and the Society of Spectacle*²² phänomenologisch, materialistisch und historisch festzustellen versucht, wie Filmeschauen an den Modus der Fabrikproduktion anschließt. Dabei meint er nicht nur, dass Filme die Flipside des Fabrikalltags markieren, dass die Arbeiter bei Donald Duck im Kino nach der Arbeit relaxen usw., sondern das Schauen als einen immateriellen Teil wertproduzierender Aktivität. Krasse Connection: »Cinema, as the first crystallization of the new order of media, is itself an abstraction of assembly line processes, and that the contemporary image is a politico-economic between the body and capitalized social machinery. Where factory worker first performed sequenced physical operations on moving objects to produce a commodity, spectators in the cinema perform sequenced visual operations on moving montage fragments to produce an image.«

Von dieser Warte aus versteht man Deleuze und Guattaris Konzept von Flows und Cuts, Strömen und Schnitten besser, der Flow der Arbeit usw., aha. Damit

22 Jonathan Beller, *The Cinematic Mode of Production. Attention Economy and the Society of Spectacle*, 2006

ontologisieren sie die menschliche Natur jedoch als Arbeitende, das liest sich aus anderer Perspektive doppelt verhängnisvoll, die Ontologisierung der Arbeit im Sowjet-Kommunismus wie auch im biopolitischen Neoliberalismus, den Paolo Virno nicht umsonst den Kapitalismus mit kommunistischen Vorbedingungen genannt hat.

Irgendwann falle ich dann in den Schlaf, träume von einer Welt, in der sich Arbeit und Freizeit wieder trennen lassen.

Als ich um 13:34 aufwache, sind die Kokslines auf dem Tisch kaum berührt. Soll ich jubeln oder weinen? □

Von BEATRIZ PRECIADO

MOLEKULAR-WERDEN DER POLITIK

229

Aus: Testo Junkie. Sex, Drogen und Biopolitik

Ausgabe 11, Sommer 2010

Testosteron nehme ich als Gel oder ich injiziere es flüssig; in Wahrheit aber verabreiche ich mir eine Kette politischer Signifikanten, die sich in einem Molekül materialisiert haben und so von meinem Körper aufgenommen werden können. Ich verabreiche mir nicht nur das Hormon, das Molekül, sondern ebenso sehr das Konzept dieses Hormons: eine Reihe von Zeichen, Texten und Diskursen, den Prozess, durch den das Hormon synthetisiert werden konnte, die technische Sequenz, durch die es sich im Labor materialisiert. Ich injiziere mir eine hydrophob und kristallin karbonisierte Kette von Stereoiden und mit ihr ein Stück Geschichte der Moderne. Ich verabreiche mir eine Reihe ökonomischer Transaktionen, ein Ensemble pharmazeutischer Entscheidungen, klinischer Tests und Einstellungen. Ich verbinde mich mit den barocken Tauschnetzen und den ökonomischen und politischen Strömen der Patentierung des Lebens. T. verbindet mich mit Elektrizität, mit den gentechnischen Forschungsprogrammen, der Hyper-Urbanisierung, der Massakrierung der Wälder und der Biosphäre, der Erfindung neuer Arten im Labor, dem Schaf Dolly, mit der Verbreitung des Ebola-Virus, das den afrikanischen Kontinent verwüstet, der Mutation des HIV-Virus, den Anti-Personen-Minen und der Breitbandinformationsübertragung. Ich werde so zu einer dieser körperlichen Verbindungsstellen, mithilfe der die Macht das Begehren zirkulieren lässt, die Freiheit, die Unterwerfung, das Kapital, das Scheitern und die Rebellion.

Als Körper bin ich die Plattform, in der sich die politische Einbildungskraft verkörpern kann – und nur das interessiert mich am Subjekt-Körper, am technolebenden System. Ein kurzer Moment bereits genügt dem Testosteronmolekül, um aus mir etwas zu machen, das sich radikal von einer Biofrau unterscheidet. Das gilt auch dann, wenn diese vom Molekül hervorgebrachten Veränderungen sozial kaum wahrnehmbar sind. Ich bin das Selbstversuchskaninchen eines Experiments, an dem die Wirkungen einer vorsätzlichen Erhöhung der Testosteronwerte im Körper einer Biofrau untersucht werden. Die Ratte vermenschlicht sich. Der Mensch wird zum Nager. Und ich: testo-girl, techno-boy, ich bin die Anschlussstelle für C19H28O2. Aber gleichzeitig bin ich auch das Terminal eines staatlichen Kontrollapparats und ein Fluchtpunkt, durch den man dem Kontrollsystem entkommen kann. Ich bin das Molekül des Staates, ich bin die Ratte des Labors und der wissenschaftliche Gegenstand, um den es bei der Untersuchung geht. Ich bin der Rückstand einer chemischen Operation ebenso wie der Ausgangsstoff, aus dem sich eine neue Spezies in der nicht endenden aleatorischen Linie der Evolution des Lebens entwickelt. Ich bin T.

DER TEUFEL IN GEL

Nach der fünften Anwendung des Testogels konnte ich langsam die verschiedenen Erregungslevel unterscheiden, die Muskelspannung, meinen körperlichen Drang nach Entäußerung. Alle Substanzen sind Gifte. Der einzige Unterschied zwischen einem Gift und einem Medikament besteht in der Dosierung. Aber wie ist Testosteron zu dosieren? Meiner eigenen Körperdosis entsprechend oder nach einer anderen? Was wäre hormonale Gerechtigkeit? Und gäbe es eine solche Gerechtigkeit, müsste sie dann für mich selber gelten?

Testosteron, das ist der Teufel in einem transparenten Gel.

Mit dem bloßen Auge ist der Effekt von 50 mg Testosteron, zweimal pro Woche eingenommen, am Körper einer Biofrau – an meinem Körper – nicht einfach wahrzunehmen. Das Testosteron modifiziert die hormonelle Zusammensetzung meines Körpers grundlegend. *Modus molecularis*. Diese Transformation wird durch meine eigene endokrinologische Ontologie ermöglicht. Die Veränderungen sind nicht ausschließlich künstlich. Das externe Testosteron passt sich einem molekularen Möglichkeitsfeld an, das in meinem Körper bereits vorhanden ist. Es gibt keine Abstoßung, sondern im Gegenteil Angleichung, Inkorporation. *Mit-sein* (i. O. dt.). Mit-dem-Testosteron-Sein.

Das Testosteron verändert den Realitätssinn nicht grundlegend, ebenso wenig den Sinn für Identität. Im Körper einer Biofrau reicht diese Dosis an Testosteron nicht aus, um äußere Veränderungen zu bewirken, die sich in Begriffen herrschender Medizin als »Virilisierung« fassen ließen (Bart und Schnurrbart, deutlich sichtbare Muskelmasse, Stimmveränderung ...). Sie verändert nicht die Art, in der Andere mein Geschlecht dekodieren. Ich war immer schon ein androgyner Körper und die Mikrodosen des verabreichten Testosterons ändern nichts daran. Dennoch produzieren sie subtile Veränderungen meiner Affekte, der Selbstwahrnehmung meines Körpers, der sexuellen Erregung, meines Körpergeruchs, von Müdigkeit.

Testosteron bedeutet nicht Maskulinität. Nichts erlaubt zu behaupten, dass die vom Testosteron erzeugten Effekte maskulin sind. Behaupten kann man jedoch, dass diese Effekte bis heute mehrheitlich im Besitz von Biomännern verblieben sind. Maskulinität ist nur eine der möglichen politischen (und eben nicht biologischen) Nebeneffekte der Einnahme von Testosteron. Es ist nicht der einzige und auf lange Sicht wird es auch sozial nicht der dominante sein.

Der Testosteronkonsum hängt ebenso wenig wie der des Östrogens und des Progesterons – im Fall der Pille – von irgendwelchen, Denken und Handeln beeinflussenden, kulturellen Geschlechtskonstruktionen ab. Wir sind direkt mit der Produktion von geschlechtlicher Materialität konfrontiert. Alles ist eine Frage der Dosis, der Fusionstemperatur, der Drehkraft des Moleküls, der Regularität, des Milligramms, der Form und der Anwendungsweise, der Gewohnheit, der Praxis. Was mir zustoßt, könnte in Begriffen einer »molekularen Revolution« beschrieben werden. Als Félix Guattari dieses Konzept zur Beschreibung des Mai '68 entwickelte, dachte er sicherlich nicht an Biofrauen, die Testosteron einnehmen. Dennoch nahm er die strukturellen Modifikationen sehr genau wahr, die von mikropolitischen Veränderungen wie Drogenkonsum, neuen sexuellen Umgangsformen und der Erfindung neuer Sprachen hervorgerufen wurden.¹ In diesem Zusammenhang hier könnte dieser Begriff eine Art politische Homöopathie des Geschlechts bedeuten. Es handelt sich nicht darum, Frauen zu Männern oder Männer zu Frauen zu machen, sondern darum, die molekularen Grundlagen, auf denen die Produktion des sexuellen Unterschieds basiert, so zu infizieren, dass diese beiden Zustände, Mann und Frau, nur als »politische Fiktionen« existieren, als körperliche Effekte technischer Normalisierungsprozesse. Es geht darum, in diesen

1 Félix Guattari, »Plan sur la planète. Capitalisme mondial intégré et révolutions moléculaires«, in: Jean-Pierre Faye (Hg.), *Minorités dans la pensée*, 1979

Prozess der Produktion bewusst zu intervenieren, um zu neuen Formen lebensfähiger geschlechtlicher Verkörperungen zu gelangen, neue sexuelle und affektive Plattformen zu entwickeln, die im pharmako-pornographischen Sinne des Ausdrucks weder männlich noch weiblich sind und eine Transformation der Spezies ermöglichen.

Für einen Körper, der an einen hormonalen Stoffwechsel gewöhnt ist, der auf die Produktion von Östrogen angewiesen ist, stellt die absichtliche Erhöhung des Testosteronwerts im Blut eine endokrine Reprogrammierung dar. Die geringste hormonale Veränderung affiziert die Gesamtheit der Körperfunktionen: die Lust aufs Essen und aufs Ficken, die Regulierung der Blutzirkulation und der Mineralienaufnahme, den biologischen Schlafrhythmus, die physische Kraft, den muskulären Tonus, den Stoffwechsel, den Geruchs- und Geschmackssinn und damit die gesamte chemische Physiologie des Organismus. Keine dieser Veränderungen kann als männlich charakterisiert werden, aber von allen psychischen und körperlichen Wirkungen, die durch Selbstvergiftung mit Testosterongel verursacht werden, ist das Gefühl der Überschreitung von sozial aufgezwungenen geschlechtlichen Grenzen zweifellos am intensivsten. Die Wirkung des neuen Testosteronstoffwechsels in meinem Körper lässt sich nur aufgrund eines bereits existierenden politischen Programms in Begriffen von Maskulinisierung erfassen, das diese Variationen als integralen Bestandteil eines Begehrens interpretiert, das vom pharmako-pornographischen Regime der Geschlechtsveränderung kontrolliert wird. Ohne dieses Begehren, ohne dieses Projekt, von einer Fiktion des Sex zu einem anderen überzugehen, wäre die Anwendung von Testosteron ebenso wie von Prozac, Kokain oder Speed niemals mehr als nur ein guter Trip.

232

TRANS ODER JUNKIE

So also liegen die Dinge und ich werde mich ihnen stellen müssen: Wenn ich mich nicht als transsexuell definieren will, als »geschlechtsdysphorisch«, muss ich zugeben, testosteronabhängig zu sein. Wenn ein Körper die Praktiken aufgibt, die die Gesellschaft, in der er lebt, als männlich oder weiblich vorschreibt, gleitet er zunehmend ins Pathologische. Daraus ergeben sich für mich folgende biopolitische Optionen: Ich kann mich entweder als transsexuell erklären oder als süchtig und psychotisch. So wie die Dinge gegenwärtig liegen, erscheint es mir klug, mich als transsexuell zu verstehen und die Medizin glauben zu lassen, eine Kur könne »meine Störung der Geschlechtsidentität« befriedigend heilen. In diesem Fall werde ich akzeptieren müssen, in einem Körper geboren zu sein, mit dem ich mich nicht identifiziere, behaupten, vor meinem Biokörper Horror zu empfinden, vor meinem Geschlecht und meiner Form, zum Orgasmus zu kommen. Es wird nötig sein, meine Geschichte neu zu schreiben, alle aus einer femininen Narration stammenden Elemente zu verändern. Ich muss eine Serie von genau kalkulierten Lügen entwickeln: Immer schon empfand ich Horror vor Barbie-Puppen, mit Puppen habe ich nie gespielt, ich hasse meine Brüste und meine Vagina, die vaginale Penetration widert mich an, die einzige Form, in der ich zum Orgasmus kommen kann, ist mit einem Dildo. Es handelt sich per Definition darum, mich als geistig gestört zu erklären und damit die Kriterien des DMS-IV zu erfüllen. In diesem WHO-Handbuch der Diagnostik und Statistik mentaler Probleme wurde Transsexualität

noch nach 1980 zur Geisteskrankheit gerechnet und an die Seite von Exhibitionismus, Fetischismus, Frotteurismus, Masochismus, Sadismus, Travestismus und Voyeurismus gestellt.

Wenn ich diese medizinische Klassifikation nicht akzeptiere, betrete ich unwiederbringlich das Gebiet der Psychose. Ich müsste wohl eher sagen, ich habe zwischen zwei Psychosen zu wählen: in der einen (der Transsexualität) erscheint Testosteron als ein Medikament, im anderen (Abhängigkeit) wird Testosteron die Substanz, von der ich abhängig bin, eine Abhängigkeit, um die sich mit andern Medikamenten gekümmert werden wird. Ich bin in eine politische Falle gegangen: Das Problem ist, dass diese Falle die Form meiner Subjektivität annimmt, meines eigenen Körpers. Wie konnten wir dem Staat das Management des Begehrens überlassen, des sexuellen Phantasmas, des Sinns, wie der eigene Körper zu bewohnen oder eben nicht zu bewohnen ist? Oder müsste man vom Körper-des-Staats sprechen? Wenn ich Testosteron zu mir nehme und das Risiko einer zunehmenden Gesichtshaarung eingehe, einer Stimmveränderung und Vergrößerung der Klitoris und mich sozial und politisch dabei nicht mit einem Mann identifiziere, dann bin ich notwendigerweise verrückt. Ich könnte nicht mehr einfach in eine Apotheke gehen, um meine Dosis Testogel zu holen. Ich müsste D. bitten, mir zwei Packungen aus London zu schicken, sie mir auf expressdrugstore.com bestellen oder auf den Schwarzmärkten des Profisports besorgen und müsste vorlieb mit dem nehmen, was man mir gibt. Wenn möglich, in Zentraleuropa hergestelltes Testosteron und nicht eine der osteuropäischen Varianten, die dort für Elitesportler und Bodybuilder synthetisiert werden und die bei mir Tage andauerndes Herzrasen auslösen können. Ich denke lieber nicht daran. Diese Woche werde ich die Dosis reduzieren. Vor nächstem Mittwoch werde ich nichts mehr nehmen. □

233

Text aus: Beatriz Preciado, *Testo Junkie. Sexe, drogue et biopolitique*, 2008.
Aus dem Französischen übersetzt von Stephan Geene. Der Übersetzer dankt an dieser Stelle Katja Diefenbach. Das gesamte Buch wird voraussichtlich im Herbst 2010 bei b_books auf Deutsch vorliegen.

Von JÖRG AUF DEM HÖVEL

FEEL THE FORCE, LUKE

Eine besorgte Mutter aus Maryland hat mithilfe ihres Mannes einen kleinen Shop www.placebostore.com im Internet eröffnet. Ihre Firma mit dem bezeichnenden Namen »Efficacy Brands« hat nur ein Produkt im Sortiment: einen astreinen Placebo. In den USA herrscht Aufregung, die *New York Times* berichtet. Medizinethiker wie Howard Brody von der Universität Texas geben zu Bedenken, dass Placebos »unberechenbar« seien, manche Menschen würden »dramatisch stark« auf ein solches Mittel reagieren. Die nun angeschobene Diskussion zeigt die Unsicherheit gegenüber einem faszinierenden Phänomen. Denn der Placeboeffekt hat es sich irgendwo zwischen Geist und Körper als nicht zu umgehende Kontrollinstanz gemütlich gemacht.

Was ist das überhaupt, die Nicht-Behandlung? Wahrscheinlich doch etwas, was es in der Praxis gar nicht gibt, denn sobald zwei Menschen (nicht nur) im medizinischen Kontext Kontakt aufnehmen, entsteht zweierlei: Erwartungsmuster und Übertragungsleistungen. In diesem, technisch ausgedrückt »Interaktionsfeld«, besser gesagt: menschlichen Miteinander, gleichen sich die beiden Menschen über vielfältige Wege ab. Man riecht sich, man fühlt sich, man kommuniziert, die beiderseitigen Sätze fallen in das Wesen des Gegenübers ein, stoßen auf Vorwissen, Vorurteile, Vorfreude. Ein interessanter Versuchsaufbau wäre in diesem Zusammenhang die Placebovergabe durch humanoide Roboter im Vergleich zur Vergabe durch erfahrene Ärzte. Ein Ansatz wurde 2006 geleistet, Fabrizio Benedetti und seine Kollegen konnten feststellen, dass sich die Wirkung eines Betäubungsmittels verringert, wenn es zufallsgesteuert über eine Infusionspumpe verabreicht wird und nicht durch einen Arzt.

Es gibt viele Bemühungen, den reinen Placeboeffekt zu extrahieren. Am Ende der medizinischen Kontaktaufnahme steht dann der Satz, der seit Jahrtausenden gesprochen wird: »Hier, das hilft.« Ein schamanistisches Ritual, das wir alle schon angewendet haben, als wir unseren Kindern, Verwandten und Freunden eine heiße Brühe oder einen Tee an das Krankenbett gestellt haben.

Als Placebo werden gemeinhin alle Maßnahmen bezeichnet, die ohne naturwissenschaftlichen Nachweis einer Wirkung eine positive Reaktion, den sogenannten Placeboeffekt, beim Patienten bewirken. Die meisten Ärzteverbände verbieten den Einsatz von Placebos. Deren Einsatz ist gleichwohl gängig in der ärztlichen Praxis. Ein Teil der Ärzte nutzt das Scheinmedikament nicht nur, um dem Patienten auf vermeintlich sanfter Art zu helfen, sondern auch, um festzustellen, ob da jemand eventuell nur simuliert.

Die medizinische Tradition inaktiver Interventionen kommt in erster Linie dem Wunsch des Patienten nach einer Behandlung nach. Der lateinische Ausdruck »Pla-

cebo« heißt übersetzt: »Ich werde gefallen.« Der Placebo erhielt mit dem Aufkommen der zufallskontrollierten und doppelblinden Studie, in der weder Arzt noch Proband wissen, ob eine Scheinpille oder ein richtiges Mittel vergeben wird, eine weitere Funktion: Er diente als Instrument, um die Wirkung einer anderen Substanz oder Methode zu kontrollieren. Schon hier wird ein erstes Phänomen sichtbar. Durch die weltweit größte Akupunktur-Studie *Gerac* hat sich herauskristallisiert, dass eine Behandlung, die nicht besser als Placebo abschneidet, durchaus besser als eine Nicht-Behandlung sein kann. Hans-Christoph Diener vom Universitätsklinikum Essen stellte bezüglich der Akupunktur-Wirksamkeit zusammenfassend fest, dass »eine Scheinakupunktur fast genauso wirksam« wie eine klassische chinesische Akupunktur sein kann. Um dem Placeboeffekt auf die Schliche zu kommen, setzt man daher heute gerne eine Kontrollgruppe ein, die weder Behandlung noch Placebo erhält.

Aber 2001 zeigte das Nordic Cochrane Center in Kopenhagen, dass man mit methodischen Schwächen zu kämpfen hat. Die Meta-Analyse über 114 Studien, die Placebo mit Nichtbehandlung verglichen hatten, fand »wenig Beweise« dafür, dass Placebos gegenüber Nichtbehandlung große Vorteile erwiesen hatten. Diesem Fazit wurde seither immer wieder widersprochen. Als bester Gegenbeweis gilt ein gewitzter Versuchsaufbau von Antonella Pollo und ihren Mitarbeitern von der Universität Turin. In einem ersten Schritt vergaben sie ein starkes Schmerzmittel an alle Teilnehmer, auf Verlangen dieser sogar an drei aufeinanderfolgenden Tagen. Parallel dazu injizierte man eine Kochsalzlösung. Diese zweite Infusion wurde aber durch die Ärzte mit unterschiedlicher Bedeutung aufgeladen: Einer ersten Patientengruppe wurde nichts über irgendeine schmerzstillende Wirkung dieser Infusion erzählt. Der zweiten Gruppe wurde erzählt, dass die Kochsalzinfusion entweder ein kräftiges Schmerzmittel oder aber ein Placebo sein kann. Der dritten Gruppe wurde dargelegt, dass die Infusion ein potentes Schmerzmittel sei. Die Behandlung aller drei Gruppen war also auf physischer Ebene gleich, denn alle erhielten ein Schmerzmittel und parallel dazu eine »unwirksame« Kochsalzlösung. Aber die damit zusammenhängende verbale Erklärung war unterschiedlich. Das Ergebnis des Experiments: Bei gleich verteilter Schmerzfähigkeit verlangte die zweite Gruppe weniger Schmerzmittel als die erste Gruppe, der nichts erzählt worden war. Am wenigsten Opiat wollte aber die dritte Probandengruppe haben, diejenigen, die dachten, sie hätten zusätzlich ein starkes Schmerzmittel erhalten. In Zahlen: Nach drei Tagen Placebo-Infusion hatte die erste Gruppe 11,55 mg des Opiats erhalten, die zweite Gruppe 9,15 mg und die dritte Gruppe 7,65 mg. Die Studie war zu kurz, um effektive Selbstheilungsprozesse oder eine Regression zum Mittelwert hin zu generieren. Allerdings fand sie in einem Krankenhaus statt, der Wunsch der Patienten nach Heilung dürfte also ausgeprägt gewesen sein. Lässt sich das obige Experiment auf den beliebten Satz reduzieren: »Alles psychisch!«? Spielt sich der Placeboeffekt nur im Kopf ab? Die Frage ist falsch gestellt, negiert sie doch den Fakt, dass jede psychische Begebenheit ein körperliches Korrelat hat. Im Falle der Placebos deuten das obige Experiment und die anderen Erfolge mit Schmerzpatienten darauf hin, dass die körpereigenen Opiate eine wichtige Funktion übernehmen. Diese biochemischen Auswirkungen können durch bildgebende Verfahren sichtbar gemacht werden.

Vanda Faria, Doktorandin an der Universität in Uppsala, hat vor Kurzem daher 24 Studien zu den neuronalen Veränderungen durch Placebovergabe überprüft.

Danach spielen Endorphine, Cortisol und anderer körpereigene Substanzen beim Placeboeffekt eine Rolle. Schein- und Normalbehandlung können dabei ähnliche neuronale Mechanismen auslösen, wie Tests an Schmerz- und Depressionspatienten gezeigt haben. Zusätzlich scheint das Dopamin-gesteuerte Belohnungssystem wichtig zu sein.

Zukünftig muss berücksichtigt werden, dass der Kontext, in dem ein Medikament vergeben oder eine Methode angewandt wird, bei der (Aus-)Wirkung eine entscheidende Rolle spielt. Damit ist die Rolle des Arztes angesprochen, aber auch die individuelle Verfasstheit des Patienten, die aufgrund seiner Lebens- und oft auch Leidensgeschichte höchst unterschiedlich ist. Das Gute ist daran, dass der Selbstkontrolle des Patienten wie des Arztes Grenzen gesetzt sind. Der ganze Schwindel fliegt auf, wenn die Parteien einander nicht glauben.

Heilung besteht aus mindestens drei Faktoren: Da ist zum einen die Wirkung des Medikaments, der Operation oder einer anderen Intervention, die biochemische Prozesse anschiebt oder krankhafte Veränderungen im Körper eliminiert. Zum anderen wirken die Selbstheilungskräfte des Subjekts, das – einfach gesagt und im Normalfall – gesund weiterleben will. Und da ist die wichtige Interaktion zwischen Patient und Arzt im therapeutischen Umfeld. Es ist früh bemerkt worden, dass in den meisten Krankheitsfällen der Arzt in erster Linie dafür sorgen muss, die im Menschen wirkenden Selbstheilungskräfte geschickt anzustoßen. Diese auch »Bedeutungserteilung« genannte Interaktion, so kristallisiert sich immer mehr heraus, ist ein entscheidender Faktor.

Schon 1985 war man der Bedeutungserteilung bei der Medikamentenvergabe auf der Spur. Ein Team um Richard Gracely nahm sich einige Patienten vor, denen die Weisheitszähne entfernt worden waren. Die Frauen oder Männer litten naturgegeben alle unter Schmerzen. In einer doppelblinden Studie erhielten sie daher entweder ein Placebo, ein schmerzstillendes Mittel (Fentanyl) oder sogar einen Schmerzblockadehemmer. Der Clou war nun, dass der Hälfte der beteiligten Ärzte mitgeteilt wurde, es gäbe ein technisches Problem, daher würden die Patienten kein Fentanyl erhalten können. Man solle dies aber den Patienten bitte nicht sagen. Die Ärzte wurden also getäuscht. Diese Finte führte in der Placebo-Gruppe zu einer denkwürdigen Konsequenz: Obwohl ihnen von den Ärzten nichts über die vermeintlich technischen Probleme mitgeteilt wurde, stieg die Schmerzstillung bei denjenigen Placebo-Patienten erheblich, deren Ärzte daran glaubten, sie würden Fentanyl injiziert bekommen. Eine der besten Erklärungen für dieses Phänomen ist: Die Ärzte haben ihr Wissen um die mögliche oder nicht mögliche Schmerzmittelinjektion nonverbal an die Patienten kommuniziert. Aus dieser Sicht muss der Arzt selbst an die Wirkungen seiner Behandlung glauben, ansonsten steht der therapeutische Erfolg auf dem Spiel.

Ähnlich wird heute die seltsame Karriere von Tagamet (Wirkstoff: Cimetidin) interpretiert. Dieses Arzneimittel dämpft die Magensaftproduktion und feierte jahrelang große Erfolge bei der Therapie von Magengeschwüren. Vor 1981 sprachen rund 72 Prozent der Patienten auf Tagamet an, in manchen Studien sogar über 90 Prozent. Der Hersteller Smith Kline (heute GlaxoSmithKline) war begeistert, aber plötzlich begann der Stern zu fallen. Nach 1981 nahm die Zahl der mit Tagamet geheilten Patienten auf 64 Prozent ab, Ende der 80er Jahre wurde eine Studie veröffentlicht, in der sogar nur noch 37 Prozent auf das Medikament posi-

tiv ansprachen. Was war passiert? Im Jahr 1981 mehrten sich die veröffentlichten Experimente mit einem neuen Magenmedikament mit Namen Zantac. Dessen Wirkstoff war länger wirksam und besser verträglich. An Tagamet hatte sich nichts geändert, wohl aber war die Einstellung der Ärzte gegenüber der Substanz eine andere geworden. So sanken die Heilerfolge mit Tagamet immer weiter ab.

Gibt es ihn überhaupt, den bewährten und wiederholbaren Placeboeffekt? Die Beweislage ist dürftig. Bis heute ist unklar, warum in manchen Situationen das Placebo wirkt, in manchen nicht. Zukünftige Studien müssen zeigen, inwieweit aus einem Schein- ein valides Heilverfahren werden kann. Es existieren einige Stolperfallen bei der Erklärung und weiteren Erforschung des Placeboeffekts:

(1) Nicht jede Gesundung nach Einnahme eines Placebos ist auf dieses zurückzuführen. Wie von jedem Schnupfen bekannt, bessern sich manche Symptome nach einiger Zeit ohnehin. Dieser natürliche Krankheitsverlauf ist nur schwer sowohl von der Placebo- wie auch der Serumbehandlung zu trennen.

(2) So wie es aussieht, hilft die häufige Einnahme von Scheinmedikamenten besser als die nur sporadische.

(3) Es braucht nicht unbedingt ein Scheinmedikament, um einen Placeboeffekt zu produzieren. Die Behandlung mit wirksamen Medikamenten kann in sich schon einen Placeboeffekt beinhalten. In klinischen Studien, die die Überlegenheit eines neuen Medikaments gegenüber Placebo beweisen sollen, wird der echte Medikamenteneffekt als Differenz zwischen den aggregierten Daten der Substanz- und den aggregierten Daten der Placebogruppe errechnet. Bei einem Antidepressivum funktioniert das beispielsweise so: Wenn 40 Prozent der Antidepressiva-Probanden eine Besserung verspüren, allerdings auch 30 Prozent der Placebo-Probanden, dann liegt der bereinigte Antidepressiva-Effekt bei 10 Prozent. Die Arzneimittelforschung stützt sich bei dieser Vorgehensweise auf einen Effekt, den sie in seiner Struktur noch nicht vollständig verstanden hat.

(4) Markenplacebos wirken besser als generische. Das ist noch verständlich, aber warum helfen blaue Beruhigungspillen besser als rote, es sei denn, man ist Italiener, dann ist es umgekehrt? Ein anderes Beispiel: Deutsche mit Magengeschwüren lassen sich gut mit Placebo behandeln, die Erfolgsrate ist hier doppelt so hoch wie beim Rest der Welt. Sind die Deutschen also besonders sensibel für Placebo? Nein, bei Blutdruck-Placebos ist es umgekehrt, hier ist die Rate des Ansprechens die niedrigste weltweit.

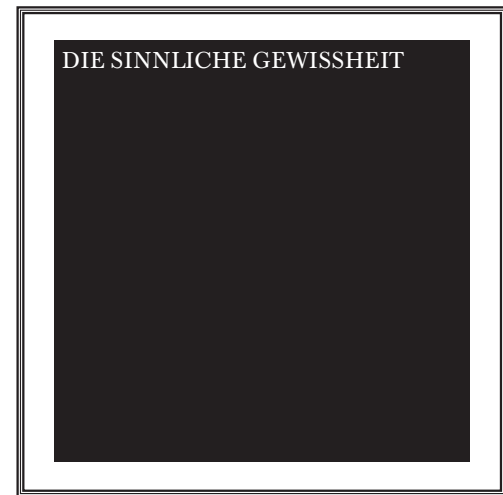
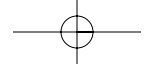
(5) Die sogenannten »Placebo-Responder« sind ein Problem für die Arzneimittelentwicklung, viele Studien beginnen daher mit einer reinigenden Maßnahme, indem sie erst einmal allen Studienteilnehmern ein Placebo verabreichen und die darauf besonders Ansprechenden vom weiteren Verlauf ausschließen. Das Problem ist, dass bis heute keine verlässliche Methode existiert, um Placebo-Responder zu identifizieren. Es gibt keine typischen körperlichen oder charakterlichen Eigenschaften einer Person, die besonders gut auf ein Placebo reagiert. Menschen reagieren zu einem Zeitpunkt ausgeprägt, zu einem anderen Zeitpunkt kaum auf ein Scheinmedikament. Es existieren ohnehin wenige Studien, die Personen immer mal wieder auf ihre Placebosensibilität untersucht haben.

(6) Viele der eingesetzten Placebos wie Speisestärke, Kochsalzlösungen und erst recht Milchzucker besitzen durchaus physiologische Eigenschaften.

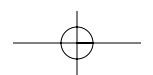
(7) Einige Placebo-Forscher sind nicht davor gefeit, die Überlegenheit von Scheinbehandlungen bereits in ihrem Untersuchungsdesign zu formatieren. Als Beispiel hierfür kann die oft zitierte Arthroskopie-Studie von Bruce Mosley gelten. Seine Bilanz damals, die seither in der Welt steht: Nur angedeutete Kniegelenkoperationen führen ebenso zum Erfolg wie korrekt durchgeführte. Mosley hatte Arthroskopien durchgeführt, bei acht der Patienten allerdings nur einen Schnitt gesetzt, damit die Narbe zur Gesundung beiträgt. Sechs Monate später waren sowohl die Scheinoperierten als auch die korrekt Operierten zufrieden mit dem Ergebnis. Aber anstatt zu schließen, dass die Patienten die OP gar nicht nötig gehabt hätten oder der chirurgische Eingriff nutzlos war, weil sich Selbstheilungskräfte ohnehin ihren Weg gebahnt hätten, zogen Mosley und andere einen anderen Schluss: Die Heilung der acht Scheinoperierten könne nur durch den Placeboeffekt verursacht worden sein, während die anderen Patienten sich besser fühlten, weil sie eine richtige OP gehabt hatten.

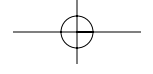
Eine der zukünftig zu beantwortenden Fragen wird sein, inwieweit das Wissen um den Placeboeffekt dessen Wirkung beeinflusst, ob also ein hohes Maß an richtiger Lageeinschätzung und ein hohes Maß an korrekter Selbsteinschätzung die Erfolgchancen einer Placebobehandlung verringern oder erhöhen. Für beides gibt es Hinweise. Kinder mit Migräne sprechen erheblich besser auf Kopfschmerzplacebos an als Erwachsene. Wahrscheinlich, weil sie noch nicht durch die Mühlen der pharmakologischen Enttäuschungen gedreht wurden. Dazu kommt die Frage, wie sich messen lässt, ob der Patient überhaupt geheilt werden will. Interessant dürfte auch sein, den zu erwartenden Placebo-Erkenntnisfortschritt auf die alternativen Heilverfahren anzuwenden. Es wird seit Längerem vermutet, dass die Bedeutungserteilung ein wichtiger Bestandteil beispielsweise der homöopathischen Medizin ist. Übertragen wird dort in den hohen »Potenzen« keine materielle Substanz, sondern eher so etwas wie »Information«. Wie genau das funktioniert? Man weiß es nicht.

Eine anhaltende Gesundung eines Menschen ist umso wahrscheinlicher, desto eher die physikalisch-chemische Therapie und die Bedeutungserteilung durch Arzt und Patient in die gleiche Richtung zielen. Alle müssen glauben. Der Placeboeffekt rüttelt nicht nur ein weiteres Mal an der überkommenen Vorstellung der Trennung von Körper und Psyche, er kann als Instrument dienen, um der Zeicheninterpretation auf die Spur zu kommen, die ein Arzt gegenüber einem Patienten leisten muss. Diese Interpretation kann nicht allein auf einer Deutung der biochemischen Ereignisse in dessen Körper beruhen. Der Arzt muss den Patienten befragen, um seine individuelle Vorgeschichte zu erfahren und zudem seinen kulturellen Kontext berücksichtigen. Das allerdings kostet Zeit und Einfühlungsvermögen, und das sind zwei rare Faktoren im Gesundheitssystem. Abseits neoliberaler Aufrufe zum Selbst-Management wird sich auch der Patient überlegen müssen, ob er seine Rolle darauf beschränkt, sich »in die Hände« eines Arztes zu begeben. □



Annette Wehrmann, *Sprengungen*, 1993



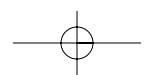


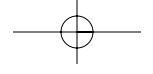
An

242



243



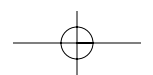


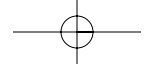
ne

244



245



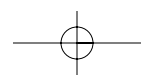


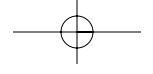
tt

246



247



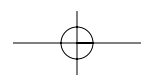
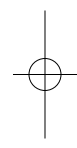


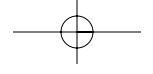
e

248



249



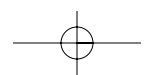
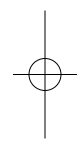
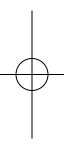


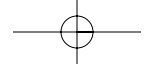
Weh

250



251



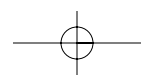
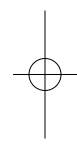


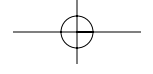
rma

252



253





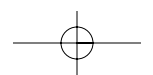
nn

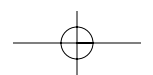
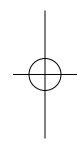
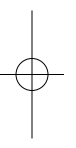
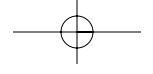
254



255

Sprengungen, 1993





VON NICOLE BÜSING
&
HEIKO KLAAS

Konfekt, Trüffel, Badehosen:
Kunstmessen

Die alljährliche Pressekonferenz der *Art Basel* gleicht einem perfekt choreografierten Bühnenstück. Um zehn Uhr morgens, genau eine Stunde vor dem aufgeregten Ansturm der elegant gewandeten First-Choice-Karten-Besitzer schwingt sich der Messedirektor mit locker-energiegeladenem Schritt ans Rednerpult und verkündet in wohlformulierten Sätzen, die aus einer Aneinanderreihung von Superlativen bestehen, dass nun das »größte Museum auf Zeit« für eine Woche die Pforten öffnet. Da man sich in der Schweiz befindet und die *Art Basel* der unbestritten wichtigste Jahrestermin der internationalen Kunstelite ist, wird die kurze, routinierte Ansprache selbstverständlich auf Englisch gehalten. Während der Ära Sam Keller lauschten alle Journalisten und Galeristen dem wenig unterdrückten, irgendwie sympathisch klingenden Schweizer Akzent des omnipräsenten Messechefs. Seine Markenzeichen: dynamische Glatze, gut sitzender Anzug kombiniert mit Markenturnschuhen, Stippvisite auf jeder Party und bei jedem wichtigen Dinner, Big-Player-Zigarre am Ende jedes der sechs langen Tage, hatten ihn zu einer der wichtigsten, überall auf der Welt sofort wiedererkennbaren Figur in der internationalen Kunstwelt gemacht. Mittlerweile hat sich Keller umorientiert: Er leitet jetzt die *Fondation Beyeler*. Sein Nachfolger Marc Spiegler kann als langjähriger Resident der Stadt Zürich ebenfalls mit der Schweiz-

Karte punkten, kann aber zum Messeauftakt als ehemaliger US-Amerikaner mit der Souveränität und Lässigkeit eines englischen Muttersprachlers zu den Journalisten sprechen. Kaum ein anderer wird in diesem Moment so genau wie Marc Spiegler wissen, welche Statements er äußern darf und welche nicht. Denn vor seinem Karrieresprung als Verantwortlicher der mächtigsten Kunstmesse der Welt war er der gefragteste und am besten vernetzte Kunstmarktjournalist der Welt. Auf seinen bunten Visitenkarten, die er sich immer für ein paar Dollar beim Copy-Riesen *Kinky's* in New York



drucken ließ, wenn er dort mal wieder zu tun hatte, stand selbstbewusst: Marc Spiegler – Art World Journalist.

Im Jahr 2000 hatte Sam Keller seinen größten Auftritt. Es galt etwas anzukündigen, was dem Kunstmessenkarussell ein paar zusätzliche Umdrehungen versetzen sollte und die Idee der Kunstmesse auf die Spitze trieb: Die *Art Basel* verkündete ihren Sprung auf den amerikanischen Kontinent. Es war die Geburtsstunde der *Art Basel Miami Beach*. Geschäftstüchtige Galeristen hatten die Dollarzeichen sofort in ihren Augen. Kunstgroupies, elfenhafte Galerieassistentinnen, reise-wütige Jungsammler und unterbe-

zahlte Kunstberichterstatter träumten von Cutting-Edge-Ausstellungen in der Abendsonne Floridas, Strandpartys mit echten Künstlern in Badehosen, Champagnerempfangen an türkisfarbenen Pools und tollen Fahrten mit VIP-Limousinen zu den für alle Kunstwütigen geöffneten Häusern der gastfreundlichen Top-Sammler von Miami Beach. Und genauso kam es, wenn auch nicht sofort. Drei Monate vor der für Dezember 2001 geplanten Premiere der *Art Basel Miami Beach* rasten bekannterweise zwei Flugzeuge ins World Trade Center. Aus Pietätsgründen, wegen der unsicheren politischen Lage und diversen Irritationen im Flugverkehr verschob man den Start der Messe kurzerhand um ein Jahr. Der Erfolg war überwältigend. Jeder wollte auf die *Art Basel Miami Beach*. Wilde Spekulationen rankten sich schnell um weitere Expansionspläne der *Art Basel*. Man hatte Miami Beach erobert und damit den nord- und südamerikanischen Kontinent strategisch miteinander verlinkt. What next? Art Basel Shanghai? Oder doch lieber Hongkong? Was ist mit Dubai? Moskau? Mumbai? Neue Märkte, neue Sammler, neue Kunst, frische Ware aus allen Ecken der Welt. In Zeiten der Globalisierung reisen ja doch alle den Kunstevents hinterher. Besonders pffiffige Projektentwickler pflanzen bereits exquisite Kreuzfahrten mit integrierter, feiner Kunstmesse und einem erlesenen Sammlerpublikum an Bord. Der Luxusliner *MS Europa* cruiste 2006 von Traumstadt zu Traumstadt, auf hoher See sollte Kunst gekauft, an Land dann die Museen und Galerien besucht werden – eine schöne Idee, die jedoch letztlich floppte. Ebenso wie *SeaFair – The Mega Yacht*

Venue. Die 2007 großspurig angekündigte, permanent von Hafen zu Hafen cruisende Kunstmesse auf einer modernen 70-Meter-Yacht läuft 2010 nur noch zwei Häfen für jeweils drei Tage an.

Dann eben doch die gute alte Kunstmesse auf einem langweiligen Messegelände irgendwo am Rande der Stadt. Zum Expogelände der *Art Brussels* fährt man entweder mit der U-Bahn oder mit der VIP-Limousine. Genervte Nicht-VIPs vertreiben sich die lange Fahrzeit in der Bahn mit einer weiteren nutzlosen, branchenüblichen Statistik: Ganze 17 Haltestellen werden angesteuert. Dafür landet man am Ende schließlich fast direkt unter dem schicken Atomium und atmet den Geist der legendären Brüsseler Expo von 1958. Die *Art Brussels* versöhnt dann selbst den größten Kunstmesse-muffel: Champagner zum Auftakt, Illy-Caffè für die schlappen Momente, ein von Kunststudenten aus Gent designtes Bier für zwischendurch, belgische Pralinen in einer schwarzen Edelbox mit dem Schriftzug »USED« als Geschenk für die VIPs, überreicht im gestylten Messebeutel des belgischen Vorzeigedesigners Walter van Beirendonck – praktisch, schon hat man das erste Sammelobjekt. Alle Teilnehmer der *Art Brussels* wollen an die sagemumwobenen belgischen Sammler rankommen. Manchen gelingt es sofort, andere arbeiten hartnäckig daran und hüten jede neu ergatterte Visitenkarte wie einen Schatz. Wer schon länger bei der *Art Brussels* dabei ist, kennt die richtigen Restaurants der Gourmetstadt Brüssel, in die man die belgischen Sammler führen sollte, und agiert diplomatisch bei den landestypischen Empfindlichkeiten. Aus dem Streit zwischen Flamen und

Wallonen sollte man sich lieber raushalten, immer gut vom König reden, von der unfehlbaren Königin Paola sowieso und vor allem Marc Durtoux nicht erwähnen. Im geheimnisvollen Justizpalast, der als düstermahnendes Monumentalbauwerk den Übergang von Uptown nach Downtown Brüssel markiert, brennt hinter irgendeinem Dach- oder Kellerfenster immer ein schwaches Licht. Honi soit qui mal y pense.

Wer Brüssel mag, wird Turin lieben. Belgische Pralinen sind nur noch von Turiner Schokoladen-



kreationen zu toppen – auch die gibt es regelmäßig als Gastgeschenk von der Kunstmesse *Artissima*, sehr gerne in Form eines der Wahrzeichen der Stadt am Fuße der Alpen. Die Stadt Turin war, bevor sie sich entschloss, mit einer großen Marketingkampagne Italiens Hauptstadt für zeitgenössische Kunst zu werden, primär von der Automarke *Fiat* geprägt. So liegt denn auch das Messegelände Lingotto in den ehemaligen Produktionsstätten des Autoriesen, ein Areal, das kein geringerer als Renzo Piano in den 1980er Jahren zu einer multifunktionalen Nutzung umgebaut hat. Autoliebhabern ist das Lingotto mit seiner legendären Teststrecke für Sportwagen auf dem Dach natürlich ein Begriff. In den Tagen der *Artissima* im

November steigt der Nebel hoch vom Po, die von Künstlern gestaltete Weihnachtsbeleuchtung *Luci d'Artista* ist dann schon installiert, und man freut sich über die ersten Trüffel aus Alba. Manche kühl-nordischen Galeristen amüsierten sich anfangs über den eher spielerisch klingenden Namen der Messe. Die typisch italienische Steigerungsform *Artissima* sollte aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass auf der von der Stadt finanziell abgesicherten Kunstmesse in den letzten Jahren ambitionierte, oft auch konzeptuelle Gegenwartskunst mit hohem kuratorischen Anspruch gezeigt wurde. Die *Artissima* liebt es bunt: Alle Messegänge sind mit farbigen Teppichböden belegt, rot, grün, blau, gelb ... Das schafft bessere Orientierung für Galeristen und Besucher und bringt auch etwas Abwechslung für die stets präsenten uniformierten Feuerwehrmänner, die Stunde um Stunde über die *Artissima* schlendern, nachgucken, ob etwas raucht oder kokelt (was natürlich nie passiert), und sich klammheimlich über die Eskapaden des Kunstbetriebs lustig machen.

Da sich unter allen ausländischen Besuchern der *Artissima* herumgesprachen hat, dass Turin mit seiner exzellenten Piemontesischen Küche und den schweren Barolo-Weinen eine Stadt des Genusses ist, freuen sich alle immer besonders auf die große Aussteller-Party. Die Italiener denken sich jedes Jahr eine spezielle Partychoreografie aus, die in ihrer Verspieltheit und Chaotik an die Samstagabend-Unterhaltungsshows in der RAI erinnert. Es fehlt eigentlich nur die Moderatorin Raffaella Carrà zum vollendeten Glück. Vor ein paar Jahren eskalierte die Situation. Die Event-Agentur

hatte die folgenreiche Idee, extra für diesen Abend konstruierte Minigüterzüge durch die Messegänge fahren zu lassen. Auf den Waggons, die die aufgemalten Namen bekannter Turiner Bahnhöfe trugen, standen Essen und Getränke in Plastikverpackungen. Hungerige Galeristen und Sammler griffen unkontrolliert zu – das Chaos war perfekt. An die Müllentsorgung hatte man überhaupt nicht gedacht. Nach kürzester Zeit stapelte sich der Plastikmüll an allen Ecken. Wütende Galeristen sperrten ihre Kojen mit Flutterband ab oder blieben mit tiefen Sorgenfalten neben ihrer Ware sitzen und aßen dabei den ganzen Abend nichts. Es hagelte Beschwerden. *Artissima*-Routiniers waren da lieber gleich in die Spitzengastronomie gegangen und hatten Bandnudeln mit Alba-Trüffeln bestellt.

Für kulinarische Höhepunkte sorgt auch die Videomesse *Loop* in Barcelona. Den ganzen Tag guckt man Künstlervideos in engen Hotelzimmern, danach wird gefeiert. Lange vor Roger M. Bürgel haben die *Loop*-Macher den spanischen Star-Koch Ferran Adrià in den Kunstkontext eingeführt – kein Wunder, schließlich betreibt auch einer der Messedirektoren ein nettes In-Restaurant mitten in Barcelona. Adriàs Catering auf der Terrasse eines Luxushotels überzeugte dann selbst Skeptiker der Molekularküche. Vielleicht lag es aber auch daran, dass es an diesem Abend nur ein Getränk gab: Champagner der Marke »Ruinart« in Magnumflaschen, ausgeschenkt von spacig-weiß gekleideten Hostessen mit strahlendem Dauerlächeln.

Wer Paris liebt, kann zur *Fiac* fahren und sich im engen Messekalender zwischen *Frieze* und *Artissima* ein

Zeitfenster für die noble, teure Elitemesse reservieren, über die eigentlich alle Pariser nur schimpfen. Fotoenthusiasten hingegen schwören auf die *Paris Photo*, die weltgrößte Spezialmesse für Fotografie, die jeden November in den eleganten Salons des Carrousel du Louvre stattfindet. Hier herrscht fiebriges Treiben, und es wird gekauft wie verrückt: Die raren Vintage Prints, die marktbedingt in immer kleineren Formaten angeboten werden, hippe Contemporary-Ware, seltene Erstausgaben von legendären Foto-



buchklassikern und signierte Fotokataloge. Die *Crème de la Crème* der internationalen Fotoszene taucht hier regelmäßig auf. Hochbetagte japanische Fotografen, die noch nie zuvor ihr Land verlassen haben, wagen die Reise zur *Paris Photo*. Altmeister wie Elliott Erwitt oder Stephen Shore signieren gut gelaunt und geduldig ganze Kofferinhalte mit Katalogen. Manchmal hat man den Eindruck, Fotosammler sind noch manischer als Kunstsammler.

Und was passiert in der deutschen Hauptstadt? Das *Art Forum Berlin* ist eine Alibi-Messe, über die eigentlich nur gelästert wird. Das Hauptproblem der Berliner Kunstmesse ist ihre Lage unter dem Funkturm im alten Westen, etliche Taxio- oder S-Bahn-Minuten von Mitte und

Kreuzberg entfernt. Die internationalen Sammler wollen eigentlich nur in die Berliner Galerien gehen, die Künstler und Jungkuratoren auf die Partys, die überall stattfinden, nur nicht im Berliner Westend. Was hat man nicht schon alles mit dem *Art Forum* versucht: leckere Kartoffel-Menüs, angeboten von der Kochgalerie Zagreus, coole Sitzsack-Architektur vom kunstaffinen Architekten Roger Bundschuh, kunsttheoretisch angehauchte Sonderausstellungskonzepte von Szeneprobten Kuratoren, neue Messedirektoren mit *Art Basel*-Know-how. Trotzdem erfanden die Berliner Platzhirsche unter den Galeristen, die dem *Art Forum* nach und nach demonstrativ den Rücken kehrten, Konkurrenzveranstaltungen an spannenderen Orten mit cooleren Namen. Doch nachdem die zweite Ausgabe von *ABC* (*Art Berlin Contemporary*) den in der Buchstabenfolge korrekten, aber etwas bemühten Titel *DEF* (*Drafts Establishing Future*) trug und Modelle von Künstlerprojekten für den öffentlichen Raum auf Egon-Eiermann-Tischen präsentierte, wurde schnell klar, dass die besten Messekonzepte nicht unbedingt in Berlin erfunden werden. Dafür erfand man in Berlin das *Gallery Weekend*, was alle internationalen Sammler und Kunstgroupies sowieso viel spannender finden als das immergleiche Abschreiten von Messekojen. Argentinische Top-Sammler mieten sich dann Fahrräder, deutsche Museumskuratoren stemmen ein Mammutprogramm mit streng ausgearbeitetem Plan und guter Logistik, italienische Kunstbuchverleger besichtigen gleich nebenbei noch ein paar Wohnungen in Mitte, die man vielleicht dann irgendwann mal kau-

fen könnte – ein Standbein in der ach so billigen Kunstmetropole Berlin zu haben wäre ja so praktisch, und Flüge kosten ja so gut wie gar nichts.

In London zu residieren ist hingegen immer noch für viele zu teuer. Trotzdem wollen alle zur *Frieze*, und wer sich kein Hotel leisten kann, schläft bei Künstlerfreunden. Jarvis Cocker, David Bowie, Patty Smith, Madonna – auf der *Frieze* shoppen angeblich die Popstars. Alle wollen coole, teure Kunst sehen und dann auf die Partys, von denen man munkelt, dass vielleicht noch ein paar Celebrities auftauchen, womöglich spielt später noch Rufus Wainwright irgendwo.

Ein paar Worte zum Phänomen der Nebenmesse. Kaum einer erinnert sich mehr daran, dass die Idee der sekundierenden Schwestermesse in Basel erfunden wurde. 1996 fand die *LISTE* zum ersten Mal in den verwinkelten Räumen der ehemaligen Warteck Brauerei statt. Mit ihren strengen und seriösen Rotationsregularien hat die *LISTE* ihre Sprungbrettfunktion für die große *Art Basel* über die Jahre nicht eingebüßt. Inzwischen gruppieren sich um fast jede große Kunstmesse der Welt zahlreiche mehr oder weniger lohnenswerte Satellitenmessen, die häufig dann doch nur Auffangbecken und Spielwiese für abgewiesene Galeristen aus der zweiten und dritten Reihe sind. Doch auch hier werden oft gute Geschäfte gemacht. Gepunktet wird mit tollen Locations, gutem Catering und großzügig verschickten VIP-Karten. Ob *Volta* oder *Preview*, *Scope* oder *Zoo*, *Bridge* oder *Nada* – viele Nebenmessen agieren an gleich mehreren Standorten von Miami Beach bis New York, von Basel bis London. Die

Idee der Satellitenmesse kulminierte mit dem gescheiterten Versuch des symphatischen, aber unglücklich agierenden *Art Cologne*-Direktors Gérard A. Goodrow, im Jahr der Grand Tour 2007 einen Ableger der Kölner Traditionsmesse auf der Urlaubsinsel Mallorca zu veranstalten. Dass sich Pauschalreisen, Kunstshopping und Strandparty nicht miteinander verbinden lassen und Palma de Mallorca nicht das europäische Miami Beach ist, mussten die Kölner dann sehr schnell reumütig feststellen. Die *Art Cologne* selbst, 1977 als *Kölner Kunstmarkt* gegründet und somit die Mutter aller Kunstmesen, galt in den letzten Jahren als abgehalftert. Bis dann vor zwei Jahren der neue Direktor Daniel Hug aus dem fernen, glanzvollen L. A. das Ruder übernahm. Jeder weiß, dass der charmante US-Boy der Enkel des Bauhaus-Künstlers László Moholy-Nagy ist. Das sorgt für Credibility und Respekt, auch bei erfolgsverwöhnten Galeristen auf Top-Level. Ein großes Plus der *Art Cologne* ist seit sechs Jahren die offene Plattform *Open Space*. Dass dieses marktplatzartige Forum für Cutting-Edge-Kunst die Erfindung einer Kölner PR-Agentur ist, ist auch wieder egal. Hier trifft sich die junge Szene, in diesem Jahr unter dem künstlerisch gestalteten Zirkuszelt des dänischen Sunnyboys Jeppe Hein. Zur Vernissage auf der *Art Cologne* schmeckt das Kölsch immer, nur nicht den arroganten Düsseldorfern, die sich an diesem Abend dann doch dazu herablassen, sich in die Stadt des Intimfeindes zu begeben. Der Versuch der Düsseldorfener, eine schickere Konkurrenzmesse parallel zur *Art Cologne* zu etablieren, scheiterte 2008 kläglich. Obwohl man die glorreiche Idee hatte, die

zweite Ausgabe der *Düsseldorf Contemporary DC* im Fußballstadion der drittklassigen Fortuna Düsseldorf zu veranstalten und mit einem Madonna-Konzert einzuläuten, musste dieses Projekt Größenwahn, bei dem übrigens auch das Hamburger Verlagshaus *Gruner + Jahr* seine Finger im Spiel hatte, einfach scheitern. Dann eben doch alle Jahre wieder zum fröhlich-karnevalesken Vernissageabend der *Art Cologne*, egal ob im November oder wie seit einigen Jahren zum ungeliebten Frühjahrs-termin. Gerne lästert man über die modischen Stilblüten der rheinischen Kunstgesellschaft, die Dauerwellen und Schnäuzer der Männer in farbigen Hosenbeinen und die geblühten Kleider der sonnenstudio-gebräunten Damen. Aus Berliner Perspektive geht das alles natürlich gar nicht, aber was hilft es, man will ja Kunst verkaufen hier, und zwar am besten an die reichen rheinischen Sammler und die vielen Belgier, denn in Berliner Galerien kauft ja nur ganz selten jemand was, alle wollen immer nur gucken kommen und Party machen.

Dann muss man eben doch auf diesen vielen Kunstmesen rund um den Globus rumstehen und immer dieselben Gespräche führen. An diesen anstrengenden Messetagen legen sich dann auch besonders ehrgeizige Junggaleristen aus der vermeintlichen Provinz ins Zeug. Karlsruhes Newcomer, die ihre Galerie nach einer unaussprechlichen Schweizer Bahnhofstation benannt haben, was selbst die Telefonauskunft vor Probleme stellt, überraschten zuletzt alle Messeroutiniers durch ihre perfekten Standpräsentationen in Turin, Köln und Mexico City. Gleichzeitig noch Trainingsprogramm für die Teilnahme am

Triathlon, Promotion in Kunstgeschichte und Stipendium in New York. Die *Ferenbalm-Gurbrü*-Station der Zwillingbrüder Lukas und Sebastian Baden, in den Räumen einer ehemaligen Druckerei direkt hinterm Aldi in der Karlsruher Fußgängerzone gelegen, prescht nach vorne. Da sollte sich Larry Gagosi an warm anziehen.

Einige alte Messehasen sind träge und allwissend wie alte Kater, die nur dann auftauchen, wenn es wirklich interessant wird. Andere Kunstmarktakteure sind forsch und enthusiastisch und müssen dann manchmal Lehrgeld bezahlen. So auch Augustus Rylands, der wohl-erzogene junge Sohn des Direktors des Peggy Guggenheim Museums in Venedig. Er ist der Erfinder der *Cornice Art Fair*, der einzigen Ausgabe einer während der Grand Tour 2007 veranstalteten Kunstmesse, die während der Eröffnungstage der *Biennale Venedig* stattfand. Die Idee war, der *Art Basel* das Wasser abzugraben und die Sammler schon in Venedig abzufangen. Das Problem war: Niemand kam, und genervte Galeristen grübelten in leeren, schicken Zelthallen über das Warum. Die Messe verschwand sang- und klanglos von der Bildfläche und blieb Episode.

Für derlei europäische Probleme hat man auf dem südamerikanischen Kontinent meist nur ein müdes Achselzucken übrig. Es hat sich noch nicht richtig nach Europa herumgesprochen, dass Kunst aus Brasilien langsam, aber sicher en vogue ist, und zwar einerseits die formschönen, in westlichen Museums-sammlungen stark unterrepräsentierten Werke der brasilianischen Moderne und andererseits die häufig politisch-konzeptuelle Gegen-

wartskunst à la brazil. Die Messe *SP Arte* in São Paulo zeigt genau solche Kunst und das auch noch in dem spektakulären Biennale-Pavillon von Oscar Niemeyer im exotischen Parqu do Ibirapuera, der grünen Lunge der Megastadt. São Paulo hat viele Probleme: Drogen, Kriminalität, bittere Armut, unkontrolliertes Wachstum der Stadt, dauernder Verkehrsstau. Wer jedoch über die *SP Arte* flaniert, merkt davon nichts. Die Happy Few von São Paulo sind so reich, dass man sich über derlei profane Dinge keine Gedanken macht, nur den teuren Schmuck trägt man bei solchen gesellschaftlichen Anlässen besser nicht, falls sich doch einmal eine dunkle Gestalt einschleichen sollte. Abends trifft man sich zu Cocktailpartys in den architektonisch grandiosen Stadtvillen der Guys on the Hill. Mas que nada – spätestens wenn die Fußball-WM und die Olympischen Spiele in Rio de Janeiro über die Fernsehkanäle flimmern, will wahrscheinlich jeder nach Brasilien, auch die Kunstnomaden.

Hast du schon New York gebucht? Ach ja, im März ist wieder die *Armory Show*. Lohnt es sich, auf die zugigen Chelsea Piers zu fahren, die immergleichen Gesichter zu sehen, die man sowieso auf jeder Messe trifft und dann wieder beim Chelsea-Galerien-Bummel am Samstag im übervollen Bottino's auf der 10th Avenue, wo die Pasta schmeckt wie bei Mamma? Man erfährt, dass wieder drei Avantgardegaleristen aus Polen, Indien und Bukarest in die Lower East Side gezogen sind, Harlem sei jetzt doch im Kommen, aber ob das gutgeht? Chelsea ist auch nicht mehr das, was es mal war. Am liebsten wolle man eine Filiale in Berlin aufmachen wie Friedrich

Petzel oder gleich ganz nach Berlin gehen wegen der ewig hohen Mieten hier in Manhattan und überhaupt New York City, ewig hält das keiner aus. Wäre Brooklyn eine Option oder Upstate New York? Ein Skulpturenpark auf einer Organic Farm für Artists in Residence? Lieber nicht, die Sammler wollen ja doch immer nur nach Chelsea kommen. Am besten, man lässt es ganz und zieht nach Buenos Aires. Dort kann man sich wenigstens noch jeden Abend ein ordentliches Steak mit bestem Rotwein leisten. Palermo Hollywood ist einer der coolsten Stadtteile für Urban Hipsters. Und mit den Galerien und Künstlern geht es da erst richtig los. Man munkelt, die Mieten und Häuser seien auch noch recht günstig. Nichts wie hin also, denn auf dem alten Kontinent geht es ja anscheinend sowieso nur bergab. Die Argentinier haben alle Währungskrisen bereits hinter sich und leben trotzdem gut. Und, wen es nicht abschreckt, Pop-Literat Christian Kracht ist auch schon da. □

www.artbasel.com
 www.artbrussels.be
 www.artissima.it
 www.loop-barcelona.com
 www.parisphoto.fr
 www.art-forum-berlin.de
 www.friezeartfair.com
 www.liste.ch
 www.artcologne.de
 www.sp-arte.com
 www.thearmoryshow.com

Von JENS ASTHOFF

SPIEGELUNG, FLÜCHTIGES SELBST

Zwei Ausstellungen von
Susanne M. Winterling

Rauminstallationen von Susanne M. Winterling sind so etwas wie begehbbare Bilder aus Fotografie, Film, Sound, Text und Licht. Jüngst hat sie in gleich zwei Ausstellungen kurz hintereinander solche komplexen Arbeiten realisiert. Die Ausstellungen *Through the Looking Glass* (Badischer Kunstverein Karlsruhe) und ... *dreaming is nursed in darkness* (Gesellschaft für aktuelle Kunst, Bremen) fielen formal sehr unterschiedlich aus, funktionierten aber beide wie ein filmisches Narrativ: Es waren in dichter Kontinuität verknüpfte Abfolgen von Bildern, Skulpturen und Objekten, in denen Referenzen aus Literatur, Musik, Architektur-, Kunst- und Filmgeschichte zu subjektiv gefilterten, oft minimalistisch zugespitzten Erinnerungs-Collagen rekontextualisiert wurden. Von Winterling verwendete Elemente, etwa Film- oder Textzitate, stellten dabei gezielte, durchaus dechiffrierbare Verweise dar, die im Gesamtzusammenhang dann aber in offene, ambivalente Bedeutungsfelder mündeten. Generell forciert Winterling in ihrer aneignenden Transformation und Neukombination solchen Materials das Bildhafte, verschmilzt darin Referenz und flüchtigen Sinn zum oftmals weit ausgespannten Geflecht aus Ahnung und Andeutung.

Das ist im Ergebnis weniger vage, als es hier vielleicht klingen mag, denn Winterling wählt ihr Material präzise und flicht es zugleich

in eine sehr charakteristische Bildsprache ein. Das gilt für ihre Installationen, insbesondere aber auch für die collageartigen Fotoüberblendungen. In beidem thematisiert sie insbesondere Fragen von Identitätskonstruktion, meist in spezifisch weiblicher und teils ganz persönlicher Perspektive – etwa durch Verwendung einzelner Modeaccessoires aus der eigenen Jugendzeit wie Nietearmband oder Arm- und Halsketten – und bezieht leitmotivisch auch historische Figuren aus Literatur und Film mit ein. In Karlsruhe waren das etwa Annemarie Schwarzenbach und deren Gefähr-



Installationsansicht GAK Bremen,
mit den Arbeiten *Suntrust*
und *Suncatchers* (2009)

tin Carson McCullers, denen sie in der Ausstellung einen eigenen Raum mit dem Titel *Hall of Fame* gewidmet hatte, in Bremen dem Schriftsteller Jean Genet und der feministischen US-Aktivistin Angela Davis. Stets handelt es sich bei ihren Protagonisten um ausgeprägte Individuen, deren Lebensweise meist mit den herrschenden gesellschaftlichen Normen kollidiert, und Winterling fasst solche »Homagen« durchaus im Sinne persönlicher Wahlverwandtschaft auf. In der Fotocollage *Menschheit* (2008) etwa lässt sich Isadora Duncan aus den Überblendungen von Körpern entziffern, in *o.T. (from the daughters*

of Casati) (2007) lässt Winterling Bilder von US-Schauspielerin Julianne Moore mit einer Darstellung von Kate Moss verschmelzen. Man meint hier mit dem Blick in mehreren Bildern zugleich zu navigieren, kaum dass man eine Figur eindeutig von einer anderen abheben kann und visuelle Identitäten in fließende Auflösung geraten.

In der Karlsruher Ausstellung sticht das Motiv von Spiegel und Spiegelung heraus, das Winterling räumlich, aber auch bildhaft-assoziativ auf Fragen von Identitätsbildung und Adoleszenz bezieht. Bereits im Ausstellungstitel *Through the Looking Glass*, der Lewis Carrolls gleichnamiges Buch zitiert, ist die Idee einer »Spiegelwelt« als übergreifendes Setting gesetzt. Und mit der Arbeit *o.T. (Through the Looking Glass I)* (2010) präsentierte Winterling den Titel sogar auf einer großformatigen Leuchttafel im Stil einer Kinoreklame – allerdings so über dem Ausgang platziert, dass man das riesige Schild nur bei einem zufälligen Umwenden beziehungsweise überhaupt erst beim Verlassen der Schau entdeckte: Schon darin lag eine gezielte Geste von Verkehrung und von Spiegelung. Oft stellt Winterling mit Mitteln der Installation einen subtil-kritischen Orts- und Architekturbezug her, in Karlsruhe etwa durch eine weitere umdeutende Ergänzung der Eingangssituation. Sie inszenierte den Zutritt vom Foyer zur Ausstellung als Schwelensituation, indem sie den Umriss des Entrees, ein aufwendig und opulent geschnitzter Türrahmen, vollflächig nachgebaut, schwarz bemalt und wie einen projizierten Schattenwurf um 90 Grad gekippt auf den Fußboden verlagerte: Abgesehen davon, dass sie damit auch das pro-

minent im Türrahmen prangende historische Bild des Stifters Großherzog Friedrich I. von Baden symbolisch gelöscht und buchstäblich flachgelegt hat, betrat man die Schau nun de facto im Überschreiten einer regelrechten Hürde. Die Bodenarbeit *o.T. (Through the Looking Glass II)* (2010) bildete durchaus ein gewisses Hindernis – und auch eine Schwelle, durch die die Ausstellung insgesamt als invertierte Realität markiert war. Die lakonische Verkehrung des Entrées ins schattenhafte Negativ wurde symbolisch zum Startpunkt für ihren eigenen, subversiven Parcours – einer Art Aneignung der Institution im Gegenbild.

Von dieser Schwelle aus führte der Weg weiter entlang an den 13- bzw. 14-teiligen Fotoreihen *Teen Beat I* und *II* (2010): Kleinformatig und linear gehängt wie Bilder eines Filmstreifens verknüpfen sie in assoziativen Sprüngen unterschiedlichste Motive, darunter Fotos persönlicher Gegenstände wie Kleidung, Schmuck, aber auch (Film-)Bildzitate und Personendarstellungen, die allesamt um Adoleszenz und Weiblichkeitsentwürfe kreisen, das thematische Feld dabei motivisch von verschiedenen Seiten aus angehen. Die auf den Bildern dargestellten Elemente tauchen teils auch im Original in den Installationen der Schau auf – ein Stilmittel der kontextuellen Verflechtung, das Winterling so intensiv wie punktuell präzise einzusetzen weiß. Darüber stellt sie visuelle Analogien und weitreichende Spannungsbögen her, über die verschiedene Arbeiten miteinander in Kontakt treten.

Den thematischen Knotenpunkt im Narrativ der Schau bildete die groß angelegte Installation *Schachhörn* (*Space-Odyssee 2010*) (2010). De-



o.T. (Through the Looking Glass II), 2010 und *Schachhörn* (*Space-Odyssee 2010*), 2010
Badischer Kunstverein 2010
© Foto: Stephan Baumann



the circle I, 2009
Film still (aus der Serie
»formation: the line, the circle«)
16 mm-Projektion
Courtesy Foto: die Künstlerin



Carsontrust, 2008
Fotocollage, 40 x 50 cm
Courtesy Foto: die Künstlerin

ren Struktur basiert erneut auf dem gegebenen Raum: Im dem außerordentlich hohen Saal hat Winterling die Gitterstruktur des Oberlichts, die einem zunächst wohl nicht auffallen würde, am Boden aus wechselnd schwarzen und spiegelnden dünnen Rechteckplatten nachgelegt. Dabei hat sie gelegentlich Lücken belassen, auch einige wenige Platten unter Beibehaltung des Rasters auf transparenten Plexiglas-Sockeln leicht erhöht, also optisch wie freischwebend platziert. Die alternierenden Flächen, als modifiziertes Bild eines Schachbretts eine weitere Anspielung auf *Alice* und das *Looking Glass*, besetzte Winterling exemplarisch mit einzelnen Kleinskulpturen und Objekten: hier ein Nietearmband, da drei tanzende Mädchen als kleine Kitsch-Figurengruppe aus Porzellan, dort mit leichter Hand kunstvoll verknäulte Filmstreifen, eine Feder oder Reste von grünem sogenannten »Slime«: Vom Punk-Relikt bis zum verträumten Fundstück oder der konkreten Jugenderinnerung waren es durchweg persönlich geprägte Identifikationsobjekte, die hier auf dem Kubrick-Carroll'schen Spiegelschachbrett als archäologische Fundstücke einer assoziativen »Recherche« auslagen. Diese Stücke wurden motivisch auch in anderen Arbeiten der Ausstellung aufgegriffen, rekontextualisiert und quasi konnotativ verflüssigt: In *Teen Beat* zum Beispiel machte Winterling einige der hier ausliegenden Objekte zum Motiv. Oder die Porzellanfigurengruppe, die im 16-mm-Kurzfilm *the circle I* (2009) ein stilistisches Pendant an die Seite gestellt bekommt, indem darin drei kindhaft-adoleszente, retro-kostümierte Mädchen einen langsam-entrückten Kreistanz aufführen. Insgesamt drei

solcher Film-Loops aus der Werkgruppe *formation: the line, the circle* (2009) projizierte Winterling in unmittelbarer Nähe zu *Schachhirm (Space-Odyssee 2010)*. Sie hatte sie in einer Art schmalem Gang platziert, der um die Installation herum freigelassen war, und projizierte sie direkt auf die Wand. Diese Abgrenzung erzeugte Winterling durch ein raumgreifendes Element der *Schachhirm*-Installation: An drei der vier Ecken des Feldes ließ sie schwarze Stoffbahnen von der Decke bis zum Boden herabhängen. Diese vertikal blickführende Struktur bildete eine schmal-monumentale und doch leicht, regelrecht offen wirkende Verklammerung, welche die komplexe, filigrane Bodeninstallation konturierte und mit Volumen auf lud. Wie ein Rahmen formulierte diese simple, effektive Setzung einen Innenbereich aus, stellte die Verbindung zwischen Lichtdecke und Boden her und schuf zugleich den provisorischen, umlaufenden Gang, von dem aus die Filmprojektionen in die Installation flankierend hineinspielten – außer *the circle I* waren das *the circle II (arm)* und *the circle (ear and turnaround in a smile)* (beide 2009). Aus solchen installativen Verschränkungen ließ Winterling sehr vielfältige und verschiedenartige Ein- und Durchblicke, auch Durchgänge durchs Spiegel-Schachfeld hervorgehen.

Winterlings Bremer Installation ... *dreaming is nursed in darkness* war eine in mehrfachem Wortsinn dunkle Inszenierung, eindrucksvoll und raffiniert, die sich atmosphärisch vielleicht noch stärker als *Through the Looking Glass* zum begehbaren Gesamtbild verbunden hat. Thematisch kreiste sie ums titelgebende Zitat des französischen Existenzialis-

ten Jean Genet: »A man must dream a long time in order to act with grandeur, and dreaming is nursed in darkness.« Es stammt aus den *Funeral Rites* (1946/53), und Winterling hatte dem Satz einen eigenen Raum gewidmet, der vom zentralen Ausstellungsraum abzweigend zu betreten war. Betitelt mit *Dein Schatten liest Funeral Rites* (2009) war dieser Teil der Installation reduziert und dennoch atmosphärisch stark aufgeladen: In grünes und rotes Licht getaucht wurde im leeren Raum nichts weiter als die betreffende Zeile präsentiert, gesetzt aus weißen Folienbuchstaben auf weißer Wand. Der Schriftzug trat fürs Auge nur verzögert und in farbiger Reflexion hervor, erlangte dadurch eine kaum fassbare, sehr suggestive Präsenz. Davon hob sich die Inszenierung des weitläufigen Hauptraums markant ab, dort operierte Winterling überwiegend mit Hell-dunkel-Dramaturgie und brachte Farbe eher punktuell zum Einsatz. Die installative Arbeit *Suntrust und Sun-catchers* (2009) bildete dafür eine umfassende Rahmenstruktur: Winterling bemalte einen Großteil der Wände schwarz und verhängte die zirka 20 Meter lange, links mit Blick aufs Wasser verlaufende Fensterfront bis zum Boden mit schwarzem Stoff – sperrte also den Ausblick und tauchte den Raum ins Zwielflicht. Die glatten Vorhangflächen verliefen in ihrem unteren Drittel im weichen, nach innen gewölbten Bogen, was unmittelbar ans Innere eines Schiffsrumpfs erinnerte – zumal darin auf Augenhöhe kreisrunde Aussparungen geschnitten waren, die wie Bullaugen den verengten Blick aufs gegenüberliegende Ufer freigaben. Doch mehr noch als um den Ausblick ging es Winterling hier um

Lichteinfall: Vor jeder der Öffnungen hatte sie eine Art Aufsteller positioniert, wie eine Staffelei und schwarz bemalt, darauf eine schwarz spiegelnde Plexiglasscheibe. Diese dunklen Reflektoren standen jeweils im Fokus der kreisrunden Durchblicke, wurden also regelrecht durch sie »belichtet«. Spätestens an dieser Stelle wurde klar: Das gesamte Setting war, zusammen mit dem allgegenwärtigen Schwarz, eben auch eine Metapher für die Kamera selbst – einem dunklen Raum, in dem die Bilder wie durch einen imaginativen Zauber aus immaterieller Lichtspiegelung entstehen. So stand Winterlings Installation auch für diese Faszination am fotografischen Bild als Lichtmalerei auf dunklem Grund. Das wurde darüber hinaus in der beinahe abstrakt-malerischen Fotoserie *Teer und Federn im Rampenlicht* (2009) oder dem 16-mm-Film ... *get a hold of the darkness ...* (2009) thematisch. Winterling verknüpfte das erneut auch mit identitätspolitischen Themenfeldern, etwa im collageartig überblendenden, wie verflüssigt erscheinenden Foto *Poetry and the looking glass of the closet (A.D. and J.G. and the patterns of radical films)* (2009), das Genet an der Seite der feministischen Aktivistin Angela Davis zeigt und beide zudem mit dem Bild eines Fin-de-Siècle-Dandys verschmelzen lässt – während der Titel erneut das Motiv des imaginationsverstärkenden *Looking Glass* anklängen lässt. So arrangiert Winterling assoziativ-präzise, komplex ineinander verflochtene Bilder im metaphorischen Raum – punktgenau wie Statements, dennoch rätselhaft in ihrem fragilen Überschuss an Sinn. □

VON
WIEBKE GRONEMEYER
& THOMAS THIEL

IM MOMENT DES VERDACHTS

Über die Relevanz der
Gegenwärtigkeit
Zu einer Ausstellung im
Bielfelder Kunstverein

Der bloße Verdacht, seine erste Vermutung könnte tatsächlich wahr sein, lässt Hans Hungertobel zweifeln: »Dein Verdacht ist ein Wahnsinn. Man kann doch nicht auf eine bloße Photographie hin einen Menschen verdächtigen, um so weniger, als das Bild nicht viel vom Gesicht zeigt.«

Das Bild einer Ausgabe der amerikanischen Zeitschrift *Life* aus dem Jahr 1945 ist Ausgangspunkt des Kriminalromans *Der Verdacht* von Friedrich Dürrenmatt (1951). Dieses Bild und die Reaktionen seines Betrachters Doktor Hans Hungertobel bringen den krebserkrankten Patienten Kommissar Bärlach auf die Spur. Mit dem Bild ist die mutmaßliche Entdeckung verbunden, dass der Starmediziner Emmenberger eine grausame Vergangenheit als sadistischer Arzt im Konzentrationslager Stutthof hat. An dieses erste Indiz schließt sich eine lückenlose Verfolgung eines Verdachts an.

Formen des Verdachts, die sich nicht zuerst an der Tat, sondern an ihrer visuellen Dokumentation bzw. der Interpretation einer Nachricht festmachen, sind angesichts der alltäglich ansteigenden Informations- und Bilderflut von großer Aktualität. Unter Verdacht stellen lässt sich alles: die Funktionsweisen der Medien, ökonomische und politische

Entwicklungen, Fragen der Nachhaltigkeit und die Bedingungen und Möglichkeiten internationaler Kooperation. Die mediale Berichterstattung, die uns den Zweifel nehmen soll, macht sich häufig selbst verdächtig. Doch lässt sich der Begriff des Verdachts überhaupt auf eine Kultur im Allgemeinen übertragen? Wie entsteht ein Verdacht? Den Anfang macht eine Spekulation. Die darauf folgende Vermutung sucht nach Indizien oder Beweisen. Ein Verdacht erhärtet schließlich, sobald sich eine der Mutmaßungen bestätigt, beispielsweise eine Verlet-



CLUNIE REID
Out There, Not us, 2009
Installationsdetail, verschiedene Materialien
Courtesy die Künstlerin und
MOT International, London

zung von Regeln oder Gesetzen vorliegt. Grundlage des Verdachts ist das, was von der Norm abweicht. Zwischen den Elementen des Verdachts, den Tatsachen, auf denen er fußt, der Logik, deren er sich bedient, und den Regeln, an denen er sich orientiert, zu unterscheiden ist schwierig. Der Strafrechtler Lorenz Schulz beginnt seine grundlegenden historischen, juristischen und soziologischen Analysen zur Natur des Verdachts mit einer simplen Metapher: »Verdacht gleicht einem kreisförmigen Platz, auf den verschiedene Straßen zulaufen. Sie stehen für

die logischen, tatsächlichen und normativen Elemente des Verdachts, die zwar isoliert, aber ergiebig nur in ihrem wechselseitigen Spannungsverhältnis untersucht werden können. [...] Als Teile des Verdachts fügen sie sich in eine dynamische Zirkularität ein. Man kann so nicht von gegebenen, sich jenseits des Kreisverkehrs befindlichen Tatsachen sprechen, sondern nur von Tatsachen im Gefüge eines materiellen und prozessualen Begriffs der Tat, nicht von einem *datum*, sondern nur von einem *fact*, einer Konstruktion.«¹

Die Ausstellung *Im Moment des Verdachts* im Bielfelder Kunstverein (6. Februar bis 25. April 2010) zeigte Arbeiten von sechs Künstlern, die dem Verdacht als konstruktiver Situation auf der Spur sind. Die Ausstellung verfolgte die These, dass die beteiligten Künstler ihre Arbeit selbst unter Verdacht stellen, indem sie von einem Moment des Verdachts ausgehen oder versuchen, ein solches Moment im Betrachter zu provozieren. Sie erforschen dabei jeder für sich auf unterschiedliche Art und Weise Zusammenhänge, die das Verhältnis zwischen Kunst und Gesellschaft, zwischen Künstler und Kunstwerk sowie zwischen Kunstwerk und Betrachter betreffen. Sie fordern den Betrachter auf, die Grenzen von Wahrheit, Realität und Fiktion zu befragen sowie die Arbeiten als Angebote zu einem eigenen Verständnis von Welt aufzufassen.

Eine Verdächtigung bedeutet nicht nur die Methode der Verifikation einer negativen Vermutung, sondern ist zunächst eine zielgerichtete Handlung, eine grundsätzlich kritische und skeptische Einstellung gegenüber dem Bestehenden und

seinen Erscheinungsformen. Demnach lässt sich der Verdacht als ein Gedankenexperiment verstehen, das die Beziehung zwischen Frage und Antwort, zwischen Indiz und Beweis und zwischen Bedeutung und Erkenntnis auf die Probe stellt. In ihren aggressiven Fotocollagen stellt Clunie Reid die alltägliche Bilderflut unter Verdacht. Scheinbar willkürlich, intuitiv und rasch trägt die Künstlerin Materialien aus ihrem Bildarchiv zusammen, das sie über Jahre aus Zeitschriften, Werbeanzeigen und dem Internet zusammengetragen hat. Ihrer ursprünglichen Bedeutung entrissen, finden sich die Bilder in neuen Zusammenhängen wieder, die sich nicht nur herkömmlichen Vorstellungen von Schönheit oder zumindest Ansehnlichkeit bewusst widersetzen, sondern sich auch jeglicher Bemühung, einen Sinn in ihren assoziativen Bildcollagen zu finden, in den Weg stellen. Woher die Bildfragmente stammen, die im Original oder abfotografiert auf glänzend schwarzem Hintergrund aufgebracht werden, ist nicht eindeutig zu bestimmen. Doch wesentlich an Reids Arbeiten ist weniger das einzelne Bild als die Ansammlung von Bedeutungen, die in Form einer geometrischen Wabenstruktur auf die Wand gebracht werden. Das Spiel mit der Bedeutung, die Verhandlung von Massenmedien und ihrer Verbreitung, von ästhetischen Codes, Konsum- und Klassenverhalten, lässt sich endlos weiterspielen. Nie wird es jedoch einen Moment der Eindeutigkeit geben. Die Bestätigung der Vorstellungen und Erwartungen des Betrachters, dass ein Bild eine Bedeutung und eine Collage einen Sinn hat oder haben muss, wird lange auf sich warten lassen.

Sich »im Moment des Verdachts« zu befinden bedeutet zunächst, sich selbst der Situation der Bedeutungsfindung bedingungslos auszuliefern, um dann aktiv an ihrem Geschehen teilzunehmen. Sven Johne ist Spurensucher und Spurenleger zugleich. Er begibt sich in ein dunkles Waldstück in der Lausitz, um nach den heimgekehrten Wölfen zu suchen, die sich in diesem von Abwanderung und Deindustrialisierung geprägten Landstrich eine neue



SVEN JOHNE
Wanderung durch die Lausitz
(*Forest Village*), 2006
Diptychon, Infrarotfotografie,
jeweils 50 x 60 cm
Privatsammlung Berlin

Heimat gesucht haben. So zumindest lässt es die Pressemitteilung verlauten, die in vielen seiner Arbeiten Grundlage für seine Wort-Bild-Zyklen bildet, welche er mit den Mitteln dokumentarischer Fotografie zu exemplarischen Geschichten mit Wahrheitscharakter ausbaut. Mittels Infrarotkamera, deren Bildästhetik an die Nachtsichtgeräte der Grenzpolizei erinnert, hält Johne Waldszenen und verlassene Gebäude in grünlich-dunklen Bildern fest. Der Wald ist so dunkel, dass er mit bloßen Augen nichts sehen kann. Erst durch die Kamera kann er erkennen, was vor ihm liegt. Gleichzeitig kommt ihm jedoch die eigene Orientierung abhanden. Die fünf

Diptychen *Wanderung durch die Lausitz* (2006) zeigen Sven Johnes Versuch, das seltene Bild eines streunenden Wolfs festzuhalten. Die Art und Weise, mit der er sich dem Thema Wölfe und dem gesellschaftlichen Phänomen der Abwanderung nähert, Orte aufsucht und Hintergründe recherchiert, gleicht den Methoden eines Enthüllungsjournalisten. Die verwendeten Fotos werden sowohl als falsche wie echte Beweise in die Arbeit aufgenommen. Doch ein Wolf ist nicht zu sehen. So stellt er die eigentliche Spurensuche infrage, und immer mehr rückt die Suche einer möglichen Grenze zwischen Natur und Zivilisation, Vergangenheit und Gegenwart, Situation und Umwelt in den Mittelpunkt. Dabei verschmelzen Fiktion und Wirklichkeit.

Die Verbindung von Dokumentarismus und Fiktion beschäftigt auch Hito Steyerl. »Heutzutage stehen dokumentarische Bilder und Töne [...] von vornherein unter Verdacht, Fiktionen, Manipulationen oder rein interessegeleitete Konstruktionen zu sein. [...] Dies bedeutet paradoxerweise, dass dokumentarische Formen, die traditionell Gewissheit über Fakten bieten sollten, im Bezug auf ihren eigenen Status Verunsicherung auslösen; fiktionale Formen hingegen bieten eine begrenzte Gewissheit, mit der Wirklichkeit unverwechselbar zu sein.«² Diese These untersucht ihr aktuellster Film *After the Crash* (2009), der uns auf einen Flugzeugfriedhof im Nirgendwo außerhalb von Los Angeles trägt. Der Film erzählt von der Weltwirtschaftskrise, der Situation eines Flugzeugabwrack-Unternehmens in der Wüste Kaliforniens. Dieses Unternehmen wird zur Metapher und zum Ausgangspunkt ei-

ner Suche nach konkreten Auswirkungen der wirtschaftlichen Krise. Abgewrackte Flugzeuge werden zu Protagonisten der künstlichen Crash- und Explosionsszenarien der Filmindustrie. Ihr recyceltes Aluminium wird im Sinne der Wertschöpfungskette zur Produktion von DVDs und Datenträgern verwendet. Entspricht das, was wir sehen, der Wahrheit? Kann selbst aus der Krise Gewinn geschlagen werden? Falls ja, wer profitiert davon? Steyerl überlässt die Antwort dem Zuschauer. Sie verbindet Landschaftsaufnahmen, inszenierte Bilder, Interviewszenen mit gefundenem Videomaterial und Phrasen aus Wissenschafts- und Technikdokumentationen. Damit erzeugt sie einen filmischen Kreislauf, der die konstruierte Aufgeregtheit der Hollywood-Industrie und ihrer medialen Verbreitung mit der realen Situation zusammenwachsen lässt. Hito Steyerl ist der Überzeugung: »Auch wenn wir im Bezug auf das einzelne dokumentarische Bild kaum je mit Sicherheit sagen können, inwieweit es die ihm entsprechende Realität abbildet, stellt die Ungewissheit, die es zum Ausdruck bringt, ein unhintergebares Abbild ihres sozialen und politischen Umfelds dar.«³

Angesichts einer alltäglich das Bewusstsein reizenden Informationsflut kann es nicht nur um die Dekonstruktion der Bedeutungsfindung gehen, sondern vielmehr um dessen Handhabung. Das Bedürfnis nach Interpretation, die Suche nach dem Sinn, nach der Wahrheit und nach der Repräsentation von Realität sind eingebettet in ein intrinsisches Bedürfnis nach Ordnung und Orientierung, welches wiederum von dem Gewohnten, Bekannten,

Erklärten oder Einleuchtendem genährt wird.

Michael Fullertons Textarbeiten, Objekte und Installationen sprechen eine verstörende Sprache, die sich aus seiner Wahl von Material, Motiv und Betitelung ergibt. Mit jedem einzelnen seiner Werke, aber vor allem in ihren vielfältigen Zusammenstellungen verfolgt der Künstler die Intention, das Urteilsvermögen des Betrachters herauszufordern. Dazu verkompliziert er



MICHAEL FULLERTON
Colour Study of the Painting »Elizabeth Foster«,
1787 von Sir Joshua Reynolds (Leo Trotsky
Version), 2008
Öl auf Leinwand, 61 x 46 cm
Courtesy der Künstler und Carl Freedman
Gallery, London

die Beziehung zwischen Bedeutung und Bedeutungsträger, zwischen Information und Medium. Bekanntheit erlangte Fullerton für seine gemalten Porträts von mehr oder weniger berühmten Personen, die stilistisch an Gemälde des Klassizismus erinnern. Doch die Geschichten, die sie erzählen, sind weit weniger historisch, sondern bewegen sich zwischen Realität und Fiktion rund um aktuelle politische oder gesellschaftliche Themen. Nicht nur im Medium der Malerei erweitert der Künstler die Grenzen von Wahrheit und Fantasie. *Knowledge Will Break the Chains of Slavery (Alexiei*

Radakov. 1920) (2008) zeigt ein unbespieltes Tonband als einheitlich braun glänzende Fläche. Doch was vermittelt dieses leere Band, wenn es schon nichts übermittelt? Die Arbeiten Fullertons sind als Anfänge von Geschichten zu begreifen, die erst mit den eigenen Gedanken der Betrachter ihr Bestehen erlangen. Das Gesehene muss erst noch entschlüsselt werden, wobei die Betitelungen oft als Indiz gelten. Die Frage nach dem Sinn wird dabei zur gedanklichen Endlosschleife, denn Definitionen von Wahrheit, Realität und Bedeutung sind kaum möglich.

Johannes Maier und Falke Pisano lassen Situationen entstehen, die die Sichtweise des Betrachters einzubinden suchen. Johannes Maier kreiert befremdliche Situationen, welche er durch seine Beteiligung am Geschehen zu einem gewissen Grad ad absurdum führt. Er instrumentalisiert Situationen. Für *The Interpreters* (2009) haben sich in der europäischen Kommission in Brüssel 12 Dolmetscher versammelt. Doch eine Konferenz oder Sitzung, für die sie sonst simultan übersetzen, findet nicht statt. Vielmehr konzentrieren sich die Akteure auf die Einweisungen des Künstlers, der mitsamt seinem filmischen Equipment ebenso präsent im Bild ist wie die Übersetzer in ihren Glasboxen und die leeren Stuhlreihen im großen Sitzungssaal. Im Film vollziehen sich die Geschehnisse scheinbar ohne Inhalt. Doch die Übersetzung, die simultane Übertragung von Information aus einer Sprache in eine andere, ist Gehalt genug. Die kommunikative Beziehung zwischen Beteiligten verlangt nach einer Auseinandersetzung mit Sprache, Bedeutung und den vielfältigen Möglichkeiten, diese zu verschieben.

Ausgangspunkt der Rauminstallation von Falke Pisano ist das Video *The Complex Object (Affecting Abstraction 3)* (2007), welches aus drei textbasierten Performances besteht, die sich mit der Vorstellung eines andauernden Objekts beschäftigen. Die Abstraktion dient als Mittel, die Konstruktion des Objekts und all seine teilnehmenden Elemente (Künstler, Betrachter, Geschichte, Struktur und Bedingungen) sichtbar zu machen. Dieses komplexe Objekt basiert auf der Fragestellung, wie sich die menschliche Präsenz in Sprache und schließlich Skulptur einbinden lässt. Die Wandzeichnung *Figure 1 (Context, Past, Present, Future) with Recollection 1 and Image 1* und das Triptychon *Conceptual reconstruction concerning form: Figures of Speech 2* (2009) beziehen sich wiederum auf den Videovortrag bzw. bilden die Fortsetzung dieses Gedankens. Falke Pisano benutzt Sprache und Schrift, um das Potenzial von Installationen, Objekten und Skulpturen im Raum zu ergründen und deren Konstruktion für den Betrachter sichtbar, greifbar und nachvollziehbar zu machen. Pisano begibt sich in den Zwischenraum von Künstler und Betrachter, Produktion und Rezeption. Sie geht der Frage nach, inwiefern ihre Handlung sich als Vermittlung und Idee auf die Person des Betrachters übertragen lässt. Somit überwirft und hinterfragt sie gleichzeitig herkömmliche Strategien des Sehens und verlangt eine neue Form der kritischen Anteilnahme.

Die genannten Beispiele machen deutlich, dass der Begriff Verdacht aus seinem gewohnten Umfeld, dem des Kriminalromans oder der Rechtswissenschaft, gelöst werden muss, damit Verdacht als Mittel für

Künstler und Betrachter verstehbar wird, um künstlerische, mediale, politische und gesellschaftliche Zustände zu hinterfragen.

Geht man in der Begriffsentwicklung noch einmal zurück, so ist der Verdacht eng mit dem Zweifel verbunden. Der französische Philosoph und Begründer des Rationalismus René Descartes hat den Zweifel als Methode zur Wahrheitsfindung und Erkenntnis erhoben. Sein universeller Zweifel besteht darin, das Gegebene in seinen Erscheinungsformen zunächst zurückzuweisen, nicht aber dessen Existenz zu verneinen. Der Zweifel am Bewusstsein über die Welt führt zum Selbstbewusstsein. Denn wer zweifelt, denkt, und wer denkt, der ist: *cogito ergo sum*.⁴ Auch Paul Ricœur wendet sich dem Zweifel als eine Strategie der Beobachtung und Infragestellung von Erkenntnis und deren Bedingungen zu: »Der Interpretation als Wiederherstellung des Sinns wollen wir global die Interpretation im Sinne dessen gegenüberstellen, was ich eine Schule des Zweifels nennen möchte. [...] Nach dem Zweifel an der Sache sind wir nun in den Zweifel am Bewusstsein eingetreten.«⁵ Ricœur versteht den Verdacht als eine Übung und Aufgabe der Interpretation, die jegliche Form von Bedeutungszuschreibung als Erkenntnis zunächst kategorisch zurückweist und selbst Wahrnehmung und Beobachtung kritisch infrage stellt. Wahrnehmung ist nicht mehr als eine Summe von Erlebnissen, die nicht an und für sich selbst existieren (wie noch bei Descartes), sondern nur durch aktive Teilnahme Einzug in unser Bewusstsein halten. Die Bedeutung, die diesen Erlebnissen als Ereignissen zugeschrieben wird, ist durch Inter-

pretation flexibel und instrumentalisierbar. Bedeutung entsteht nicht durch bewusste Wahrnehmung, sondern durch eine kritische und skeptische Auseinandersetzung mit den Eigenschaften dieser Wahrnehmung in Form einer Dechiffrierung. Diese Methode des Ermitteln eines Zeichen- und Symbolcharakters nimmt Paul Ricœur von Sigmund Freuds Traumanalyse. Dabei ist das besondere Merkmal, dass Symbole in Träumen oft frei von ihren sonstigen Assoziationen auftauchen und neue Bedeutungen generieren. Mittels Verdacht entsteht im Prozess des Bedeuten eine Mehrdeutigkeit, die nur in direkter Auseinandersetzung, in kommunikativer Beziehung entschlüsselt werden kann. Insofern wird Verdacht zu einer Art Ermittlung in die Bedingungen und Möglichkeiten, Bedeutung herzustellen. Boris Groys etabliert den Verdacht als ein grundsätzliches Prinzip, das die Beziehung zwischen Betrachter und Kunstwerk gestaltet.⁶ Der Verdacht besteht aus der Vermutung, dass hinter den Werten, die Kunstwerken zugeschrieben werden, sich in Wahrheit etwas ganz anderes verbirgt, was die Wertigkeit der Vorstellung zerstören würde. Diese grundsätzliche Vermutung ist der Motor des Verdachts, und wird zur immer schon vorauszusetzenden Kritik des Betrachters am Werk: »Wir können nicht betrachten, ohne zu verdächtigen [...] Die Kritik funktioniert nämlich grundsätzlich als ein Versuch des Durchschauens, der Entlarvung, der Demaskierung, der Freilegung des Verborgenen.«⁷ Groys definiert den ontologischen Verdacht als strategische Handlung, die aber trotz aller Entlarvung von dem Bestreben nach Wertvorstellungen genährt wird. So entsteht

eine »Ökonomie des Verdachts«, die alte durch neue Werte ersetzt, »denn alle Werte sind ihrem Ursprung nach nichts anderes als Offenbarungen des Verborgenen«.⁸

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch der Aspekt einer Inszenierung und Performativität des Verdachts, wie sie Barbara Gronau anhand der Installationen des Künstlers Gregor Schneider erläutert. Gronau betrachtet dabei den Verdacht nicht als einen Effekt einer ästhetischen Inszenierung, sondern ihren kalkulierten Rahmen, indem die Rollen von Kunst, Betrachter und Institution auf komplexe Weise miteinander verwoben werden.⁹ In diesem Sinne steht der Verdacht dem Wahrnehmen als einem bloßen Urteilen entgegen, beschreibt vielmehr »eine Wahrnehmung im »schwebenden Verfahren« und markiert jene unsichere, prozessuale und performative Wegstrecke, die sich zwischen Wahrnehmung und Wissen entspannt. Darin ist das Denken noch nicht zum Schluss gelangt, sondern in Bewegung – kein Zustand, sondern ein Werden.«¹⁰

Der Verdacht, den Künstler für Betrachter im Werk suggerieren, wird zum Mittler zwischen den Vorstellungen des Betrachters, mit denen er an ein Werk herangeht, und der Situation, in der er sich vor Ort in der Ausstellung befindet. Die Wahrnehmung des Betrachters wird von Zweifel und Ungewissheit genährt. Der Verdacht richtet sich nicht mehr nur auf den Gegenstand der Wahrnehmung und dessen Präsentation, sondern nimmt den Wahrnehmenden ganz ein. Die Frage der Interpretation wird zu einer Übersetzungsleistung im Dialog zwischen Künstler, Betrachter und Kontext.

In einem kritischen Dialog mit Bildern kann es aber kaum darum gehen, eigene Erwartungen oder Vorstellungen von Realität abzu prüfen und Bestätigung zu suchen. Vielmehr muss eine Skepsis an den Tag gelegt werden, die nicht nur nach dem sucht, was das Bild vorgibt zu sein, sondern welche die eigene Situation im Moment der Betrachtung mit einbezieht. So etabliert sich Verdacht in unserer Gesellschaft als eine Kultur der Beobachtung, die sich aus einer Unsicherheit im Umgang mit einer medialen Informationsflut ergibt. Sie beinhaltet mehr als nur Vermutungen oder Spekulationen, denn sie stellt mitunter jeglichen Glauben an Wahrheit und Vorstellungen von Realität infrage.

Für alle Beteiligten der Ausstellung *Im Moment des Verdachts* – Künstler, Kuratoren, Publikum – wird der Verdacht zum Medium, mit dem über die jeweils eigene Situation, die Relevanz der Gegenwartigkeit kommuniziert wird. Somit wird die Idee des Verdachts zum gemeinsamen Interessensobjekt, das »immer zugleich Anlass und Grund ist«¹¹, eine Notwendigkeit, die Lorenz Schulz als Bedingung für die Erhebung des Verdachts im strafprozessualen Kontext beschreibt.

Bei allen künstlerischen Positionen steht der individuelle Blick, ein subjektives, werdendes Urteil im Mittelpunkt einer Kultur des Verdachts, die sich vor allem durch eine ihr inhärente Zirkularität auszeichnet und dabei einen Rezeptionsrahmen bereitstellt. Die Idee des Verdachts ist Katalysator für Kritik über Struktur und Wandel in Kunst, Kultur und Gesellschaft. Situationen, Normen, Wertvorstellungen und Geltungsansprüche sind nicht nur

Grundlage oder Ursprung eines Verdachts, sondern immer schon Teil des Dialogs zwischen Betrachter und Kunst, der sich mit ihnen und in ihnen auseinandersetzt. Als investigatives Interesse begriffen, wird Verdacht zu einer Strategie der Beobachtung, die Künstler und Kulturproduzierende als Mechanismen oder Methoden anwenden, um Gesellschaft zu reflektieren, infrage zu stellen, und somit einer kritischen Revision aussetzen. Ausgehend davon wird die Ausstellung zum »Tatort«. Die Besucher werden zu Ermittlern auf der Spur nach einer direkten Auseinandersetzung mit Kunst und deren aktueller Bedeutung. □

- 1 Lorenz Schulz, *Normiertes Misstrauen*, 2001, S. 3 ff.
- 2 Hito Steyerl, *Dokumentarische Jargons der Eigentlichkeit*, in: Buchmann/Draxler/Geene (Hg.), *Film Avantgarde Biopolitik*, Schriften der Akademie der Bildenden Künste Wien, Bd. 9, 2009, S. 129
- 3 Ebd. S. 129
- 4 René Descartes, *Abhandlung über die Methode des richtigen Vernunftgebrauchs*, 2002, S. 55
- 5 Paul Ricœur, *Die Interpretation: Ein Versuch über Freud*, 1969, S. 45 ff.
- 6 Boris Groys, *Unter Verdacht: Eine Phänomenologie der Medien*, 2000
- 7 Ebd., S. 218
- 8 Ebd. S. 219
- 9 Barbara Gronau, *Der Verdacht. Zur Inszenierung und Ironisierung von Ungewissheit in der Gegenwartskunst*, in: Fischer-Lichte/Risi/Roselt (Hg.), *Kunst der Aufführung – Aufführung der Kunst*, Theater der Zeit. Recherchen 18, 2004, S. 93
- 10 Ebd., S. 95
- 11 Schulz, *Normiertes Misstrauen*, S. 3 ff.

VON TIM ALBRECHT
DIE FANTASIEN DES
MR ROMERO

Versuch über Hirntod, Zombiefilm
und den Wirklichkeitssinn der
Biomacht

1.

William Buehler Seabrook, Surrealist, Okkultist, Sodomasochist, Wahnsinniger, Opiumesser, Kannibale und Zombie-Entdecker, war kein Fantast, sondern ein Mann mit einem starken Sinn für die Realität – so sehr, dass es Man Ray gelang, seine Fantasien in einer Fotoserie abzulichten: *Les fantaisies de Monsieur Seabrook*. Die Fotografien zeigen Körper ohne Organe, scheinbar organisiert in Herr-Knecht-Beziehungen, in Wahrheit aber einen Zusammenschluss unbeherrschter Maschinen, die nichts produzieren sollen als Begehren.

Um der Realität seiner Fantasien zu entkommen, reiste Seabrook nach Haiti. Hier waren die Herr- und-Knecht-Rollen seit der Okkupation von 1915 wieder sicher verteilt, hier gab es keine *corps-sans-organes*. Und Seabrook hielt sich weiterhin an die Wirklichkeit: Als der haitianische Bauer Polynice anbot, ihm jene Zombies zu zeigen, von denen er im Inselstaat bereits Gerüchte gehört hatte, ließ er diese Gelegenheit zur Befriedigung seines Realitätssinns nicht ungenutzt. Auf den örtlichen Zuckerrohrplantagen begegnet Seabrook seinen ersten Zombies, Arbeitssklaven für *HASCO* (*Haitian-American-Sugar-Company*), von produktionsmittellosen Arbeitern aus den Gräbern erweckt, um aus der untoten Arbeitskraft den Mehrwert von 20 oder 30 Cent zu

pressen, den *HASCO* pro Mann und Tag zahlte. Seabrook erschrickt vor so viel fantastischem Realismus:

My first impression of the three supposed zombies, who continued dumbly at work, was that there was something about them unnatural and strange. They were plodding like brutes, like automatons. Without stooping down, I could not fully see their faces, which were bent expressionless over their work. Polynice touched one of them on the shoulder, motioned him to get up. Obediently, like an animal, he slowly stood erect – and what I saw then (...) came as a rather sickening shock. The eyes were the worst. It was not in my imagination. They were in truth like the eyes of a dead man, not blind, but staring, unfocused, unseeing. The whole face, for that matter, was bad enough. It was vacant, as if there was nothing behind it. It seemed not only expressionless, but incapable of expression. (...) For the flash of a second I had a sickening, almost panicky lapse in which I thought, or rather felt, »Great God, maybe this stuff is really true, and if it is true, it is rather awful, for it upsets everything«. By »everything« I meant the natural fixed laws and processes on which all modern human thoughts and actions are based.

Der Skandal der Aufhebung der natürlichen Ordnung machte Seabrook zu schaffen. Hegel hatte beschrieben, wie der Sklave, indem er sich zu Tode arbeitet, sich in den Rang des Selbstbewusstseins hebt und die Sache des Menschen vorantreibt. Skandal genug. Aber hier spielte sich Unmenschliches ab:

Sklaven, die sich Herr über den Tod machten, indem sie ihre Selbsterhaltung an Untote delegierten, die ihrerseits ganz und gar nicht selbstbewusst, sondern im Gegenteil *ordinary demented human beings, idiots* zu sein schienen. War dies die Zukunft des Weltgeistes?

Doch gerade als Seabrook in der Tiefsee solcher Gedanken zu versinken droht, schwimmt ein rettendes Erinnerungstreibholz vorbei, an das er sich halten kann:

Then suddenly I remembered – and my mind seized the memory as a man sinking in water clutches a solid plank – the face of a dog I had once seen in the histological laboratory at Columbia [University]. Its entire brain had been removed in an experimental operation weeks before; it moved about, it was alive, but its eyes were like the eyes I now saw staring. I recovered from my mental panic.

Seabrook hatte sich beruhigt. Die Realität hatte sich behauptet in der Form eines von westlichen Wissenschaftlern hirnampulierten Hundes. Anhand des organlosen Tierkörpers hatte sich die Wirklichkeit wieder organisiert.



Körper ohne Organe



Körper mit Organen

2.

Aus Versehen schuf Seabrook mit seinen Reisebeschreibungen aus Haiti den Mythos für die anbrechende Epoche der Biotechnologie, den Zombie. Heute ist der großhirn- amputierte Hund mit den treuen Augen kein realistischer Abwehrzauber mehr gegen das vermeintlich lokale, indigene, primitive Phantasma des Zombies – zu nah ist der Hund selbst an unsere Wirklichkeit gerückt. So viel wurde zumindest Slavoj Žižek bewusst, als er in den Konkurrenzlaboren der New York University mit neuroelektronischen Impulsen eine Ratte fernsteuern durfte. Umgekehrt darf man vermuten, dass der Zombie im Laufe der Filmgeschichte zu einer Figur mutierte, die uns erlaubt, unsere Ängste im biotechnologischen Feld zu prozessieren.

Am 5. August 1968 publizierte ein Komitee der *Harvard Medical School* ein Schriftstück, in welchem es unter der Führung des Anästhesisten Henry K. Beecher mithilfe eines neuen Kompositums eine neue Art zu sterben zur Welt brachte: den Hirntod. Kaum zwei Monate später, am 1. Oktober 1968, erwachten die per Ivy-League-Dekret frisch zum Tod Überführten auf den Autofriedhöfen der Drive-in-Kinos als Untote wieder. Kinostart: *Night of the Living Dead*. Regie: George Andrew Romero.

Die Entwicklung des Hirntods bedeutete nichts weniger als eine Neudefinition des Todes. Notwendig geworden war diese, da, was der Menschheit bis dahin als zentraler Sitz des Lebens erschienen war – Atmung und Herzschlag –, durch Respiratoren, Eiserne Lungen, Transplantate und Defibrillatoren zunehmend zu einem Restposten

der Vitalität wurde. Zunächst sollte mit der Erfindung des Hirntods der Status einer Patientengruppe geklärt werden, deren Vitalfunktionen mithilfe der neuen Technologien aufrechterhalten wurden, die nach herkömmlichem Urteil also am Leben waren, bei denen aber keinerlei Hirnaktivität, also weder Bewusstsein noch andere Formen der Ansprechempfindlichkeit, etwa Schmerzempfinden, erkennbar waren. Mit dem Begriff des Hirntods wurde Ärzten die Verfügungsmacht gegeben, die lebenserhaltenden Maßnahmen abzubrechen, indem man dieses »nackte Leben« für tot erklärte. Unter dem Druck der Entwicklung der Organtransplantation begann der Hirntod dann die herkömmliche Definition des Todes auf breiter Front abzulösen. Wir verstehen nun zunehmend, zumindest bis wir auch Hirne transplantieren können, das Hirn als den Sitz des Lebens. Die Obsoleszenz des Atems als Medium der Beseelung, die – ebenfalls in den späten 60er Jahren – von der Philosophie diagnostiziert wurde, war damals in den Krankenhäusern bereits Wirklichkeit und ist heute schlicht kulturelles Faktum. Dekonstruktion ist die angemessene Lebensphilosophie für das Zeitalter des Hirntods.

Mit der Organtransplantation ist der Tod selbst vom Kräftefeld der Biomacht – nach Foucault eine Macht, die sterben lässt, um leben zu machen – erfasst worden: Man erklärt die eine Person für tot, um die Lebenschancen der anderen zu erhöhen. Wenig ist an diesem Vorgang natürlich, vieles politisch.

For the flash of a second I had a sickening, almost panicky lapse in which I thought, or rather felt, »Great God,

maybe this stuff is really true, and if it is true, it is rather awful, for it upsets everything«. By »everything« I meant the natural fixed laws and processes on which all modern human thoughts and actions are based...



Illustration aus *Defining Death*, einem unter Reagan verfassten Expertenbericht zum Hirntod (1981)



Wilson Bigaud, *Zombie* (1953)

Then suddenly I remembered a faceless body of a Zombie I had once seen in a neuroscientific laboratory in Romero's, Day of the Dead (1985):

Auf dem Seziertisch lag, was nach der Neudefinition des Todes ein ausreichendes Kriterium für menschliches Leben war: ein grotesker Körper, dem alle Organe entnommen worden waren – einschließlich Herz, Lungen, Gesicht und Großhirn, der ab dem Hals aufwärts nur noch aus einer Wirbelsäule und einem an ihrem Ende haftenden »Reptilien-Komplex« (Klein- und Stammhirn) bestand. Dr. Logan, der die Neurologie des Zom-

bies erforschte, gelang es, die Glieder dieses morbiden Körpers mit elektrischen Impulsen zu bewegen. Er erklärte seiner Kollegin, der Immunologin Sarah:

THE BRAIN IS THE ENGINE, SARAH
THE MOTOR THAT DRIVES THEM.

THEY DON'T NEED ANY BLOOD FLOW,
DON'T NEED ANY OF THEIR INTERNAL ORGANS.

NOW, I'VE SEVERED ALL THE VITAL ORGANS IN THIS ONE.

THERE'S NOTHING LEFT OF THE CORPSE BUT BRAIN AND LIMBS, AND STILL IT FUNCTIONS.

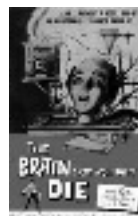
OH, LOOK, SARAH. LOOK.
[Grunting]

In dieser Szene wird die Anthropologie des Zombiefilms (wenn es so etwas gibt) reflexiv; gleichzeitig liefert sie eine präzise, wenn auch überspitzte Beschreibung des Status des menschlichen Körpers unter den Bedingungen der Obsoleszenz von Atem und Herzschlag als Kriterien der Lebendigkeit. Aber nichts an dieser Szene ist beruhigend. Die Neudefinition des Lebens fällt zusammen mit dem Horror des Posthumanen. Der Körper ist Leiche, und funktioniert trotzdem. Die Pointe besteht darin, dass man dem Wesen auf Dr. Logans Seziertisch nicht mehr ansieht, ob es Mensch oder Zombie gewesen ist.

Giorgio Agamben zufolge erweiterte die Ankunft des Hirntods in der medizinischen und juristischen Praxis die Grenze zwischen Leben und Tod zu einer Zone der Unbestimmtheit. Herzen hören auf zu schlagen, Lungen hören auf zu pumpen, aber Hirne sterben nicht – sie sterben ab. Das Gehirn übt so viele Funktionen aus, dass nicht mit Leichtigkeit gesagt werden kann, wann es seine Funktion aufgibt. Kurz, das Wort Hirntod suggeriert eine Finalität, die dem realen Vorgang nicht entspricht. Der Hirntod ist kein Kompositum, sondern ein Dekompositum. Dieser Widerspruch zwischen Begriff und Realität konstituiert für Agamben einen permanenten Ausnahmezustand und degradiert die Hirnoten zum nackten Leben. Zombies ließen sich als solches nacktes Leben lesen, schließlich ist der Zombiefilm seit Romero das Genre des permanenten Ausnahmezustands, und die Zombies sind in der Tat *homines sacri*, zum Abschuss freigegebene Körper. Allerdings zeigen Zombiefilme eine Krise des Regierens, die Machtverhältnisse haben sich umgedreht: Der Zombiefilm kennt keinen Souverän, und der Ausnahmezustand wird von den Zombies bestimmt, nicht umgekehrt. So gesehen wäre der Zombiefilm eine Rachephantasie des nackten Lebens.

Agamben unterdrückt aber die wahrhaft unheimliche Seite der Biomacht. Es ist nicht der nekropolitische Zugriff, mit dem ein Souverän anhand neuer diagnostischer Kriterien nacktes Leben dem Tod überantwortet. Das wahrhaft Unheimliche ist ihr stupender Wille zum Leben: Es sind ja gerade die lebensverlängernden und -erhaltenden Maßnahmen, welche die unto-

ten Körper im *permanent vegetative state* produzieren, von denen Agamben spricht. Die Zombies sind nicht der Albtraum, sondern die Allmachtfantasie der Biomacht, die davon träumt, auch noch die Toten wieder lebendig zu machen. Unheimlicher als die Tatsache, dass sie von den Toten auferstanden sind, ist an Zombies, dass sie so schwer wieder ins Reich des Todes zurückzubefördern sind. Sie stehen also weniger für von der Biomacht als unwert gekennzeichnetes Leben, sondern für den absolut gesetzten Wert des Lebens, der die Biomacht selbst kennzeichnet. Als dezentrale und gerade nicht souveräne Macht ist der Kampf gegen sie nicht zu gewinnen: Die Biomacht hat im Zombiefilm Populationsstärke, besiegt wird sie nie. Diese Anlage ist Teil des Satirecharakters des Zombiefilms, denn Satire stellt sich immer der Übermacht. Die Charaktere in Zombiefilmen können nie hoffen, diese Übermacht in die Knie zu zwingen, sie kämpfen eigentlich nicht um ihr Überleben, sondern nur für einen eigenen Tod. Denn der Zombiefilm kennt auch den Widerstand gegen die Biomacht: die Patientenverfügung, also die selbstbestimmte Sterblichkeit. DON'T LET THIS HAPPEN TO ME! I DON'T WANT TO BE ONE OF THEM! TAKE ME, PLEASE TAKE ME! (Shot)



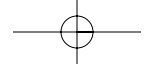
3.

Die Geschichte des Zombiefilms vollzieht eine Wende von der Disziplinarmacht zur Biomacht. In den frühen Zombiefilmen (*White Zombie*, *Revolt of the Zombies*) sind Zombies disziplinierte Körper, *obedient, like an animal*, und der Plot entwickelt sich anhand der Frage, wer die Macht hat, diese Körper zu beherrschen, wie diese Macht erlangt wird und zu welchen Zwecken. Objekte der untoten Disziplin sind Arbeiter, Soldaten und koloniale Subjekte. Ob die gefügigen Körper zuvor tot oder lebendig waren, spielt eine untergeordnete Rolle: Die Zombies selbst tauchen in diesen Filmen immer nur am Rande auf, als morbider, geschundener Chor, der den Hintergrund für das eigentliche Drama abgibt, das in der Regel romantischer Natur ist. Wer in diesen Filmen Zombies beherrscht, zeigt damit nur, dass er umso besser Frauen beherrschen kann.

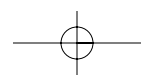
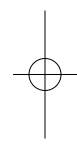
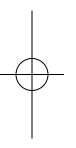
Erst mit *Night of the Living Dead* emanzipiert sich der Zombiefilm aus seiner Dr.-Caligari-Phase und tritt in das Feld der Biomacht ein. Die Zombies treten jetzt nicht mehr als einzelne Körper auf, sondern als Bevölkerungen, und die Frage nach den Techniken der Beherrschung des Zombies wird restlos ersetzt durch die Frage nach den Techniken des Tötens und Überlebens angesichts der Zombipopulationen. Zombiefizierung wird nun nicht mehr von Techniken ausgelöst, die auf einzelne Körper abzielen (Zaubertrank, Formel, Droge, Hypnose), sondern von Technologien, die das Leben der ganzen Bevölkerung betreffen (radioaktive Strahlen, manipulierte Viren).

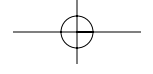
Allerdings ließen sich diese beiden Phasen des Zombiefilms auch

weniger schematisch als verschränktes Dispositiv auffassen: Der moderne Zombiefilm ist nicht nur disziplinär, sondern auch rassistisch und damit biopolitisch. Der postmoderne Zombiefilm spielt wiederum mit dem Gedanken der Disziplin: Dr. Logan träumt davon, die Zombie-Körper kontrollier- und steuerbar zu machen. Damit spiegelt der Zombiefilm wieder einmal nur das Dispositiv der Wirklichkeit: Henry K. Beecher, der Erfinder des Hirntods – geboren als Harry Unangst – widmete sich im Dienst der Forschung, beziehungsweise im Dienst der Geheimdienste, noch einem weiteren Zerebralkompositum: der Gehirnwäsche. Und da seine Experimente an Kriegsgefangenen im Nachkriegsdeutschland so erfolgreich waren (von Dachau lernen verhiß hier, zum Auftakt des Kalten Kriegs, siegen lernen), zeugte es nur von gesundem Realitätssinn, einen Preis nach ihm zu benennen, den Harvard noch heute vergibt: den Henry Knowles Beecher Award für Essays über ethische Probleme in der medizinischen Forschung. □

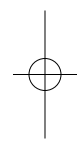


DAS GEISTIGE TIERREICH UND
DER BETRUG ODER DIE SACHE
SELBST

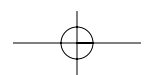




Von CHRISTOPH BEHNKE



Der Niedergang der Kreativität und die Konstanz der Kunst.
Bemerkungen zur Rolle der Kunst in den Creative Industries



Während der Begriff »Industrie« in seiner mehrhundertjährigen Existenz unzähligen Anfeindungen, kritischen Kommentaren und revolutionären Herausforderungen ausgesetzt war, ist von »Kreativität«, was immer darunter verstanden wird, kritisch oder polarisierend nur die Rede, wenn Verhältnisse anzuprangern sind, in denen sie vermeintlich nicht zur Entfaltung kommt; niemand würde Kreativität ernsthaft als sozial schädliche Ressource verdammen. Oder? Eine erste, kaum rezipierte Stimme, die sich mit dem Begriff anlegte, war die von Thomas Osborne. *Against »creativity«: a philistine rant* heißt der Titel seines 2003 erschienenen Aufsatzes, in dem eine subtile Entwertung des Begriffs vorgenommen wird. Das Unbehagen, welches sich bei der Verwendung der Worthülse Kreativität heute einstellt, rührt nicht zuletzt daher, dass die Doktrin der Kreativität ihre Monopolstellung als ein Spezifikum der kulturellen Welt eingebüßt hat und stattdessen Business-Gurus, Lifestyle-Ingenieure, Managementberater, aber auch Gewerkschaftsfunktionäre, Kulturtheoretiker etc. den Begriff rekuperiert und damit eine Serie von Delegitimierungen im kulturellen Feld verursacht haben. Offensichtlich verdankt die Kritik der Kreativität¹ sich vor allem dem Siegeszug des Begriffs in der Businesswelt, die Ende der 60er Jahre ihren Anfang nahm und die in der Erfindung der Redeweise von den »Creative Industries« ihren markantesten Ausdruck gefunden hat.

Nachdem die New Labour Party in Großbritannien 1997 die Wahl gewonnen hatte, benannte sie das *Department for National Heritage* um in *Department for Culture, Media and Sport (DCMS)* und schuf damit ein Ministerium, welches den neu erfundenen »Creative Industries« zuarbeiten sollte. Nicht zuletzt diese rhetorische Strategie führte dazu, dass der Begriff Creative Industries weltweit aufgegriffen und mit ihm die zentrale Botschaft verkündet werden konnte, dass ein neuer Wirtschaftsfaktor politische Aufmerksamkeit beanspruchen könne. Zwar war die Idee nicht wirklich neu – in Deutschland erschienen z. B. Anfang der 90er Jahre die ersten Kulturwirtschaftsberichte – allein die unter zu Hilfenahme des Wörtchens »Kreativität« gewählte Bezeichnung entfaltete eine Sogwirkung, die jedenfalls den in der Thatcher-Ära noch gebräuchlichen Begriff der Cultural Industries schnell vergessen ließ.

Es gibt verschiedene Gründe dafür, dass New Labour den Begriff Creative Industries neu einführte. Ein Re-Branding der Kulturpolitik sollte den politischen Wechsel markieren, wenn auch im Vergleich zum konservativen Regierungsprogramm zunächst keine grundlegenden Veränderungen zu konstatieren waren. Der damalige Finanzminister Gordon Brown fiel durch das Statement auf, wonach öffentliche Ausgaben für Kultur nicht als Support bzw. Subvention zu fungieren hätten, sondern als Investitionen, Investitionen in die Creative Industries. Besser hätte es Margaret Thatcher nicht ausdrücken können.² Es gibt allerdings auch einen inhaltlichen Kern im Übergang vom Begriff Cultural Industries zu Creative Industries. Laut Definition vom DCMS gehören zu den Creative Industries »those industries which have their origin in individual creativity, skill and talent and which have a potential for wealth and job creation through the generation and exploita-

1 Gerald Raunig, Ulf Wuggenig (Hg.), *Kritik der Kreativität*, 2007

2 Nicholas Garnham, »From cultural to creative Industries«, in: *International Journal of Cultural Policy*, 11:1, 2005, S. 16

tion of intellectual property«.³ Der strategische Schachzug von New Labour bestand darin, auf der Basis dieser Definition die Computer- und Software-Industrie den Creative Industries zuzuschlagen, womit die Größe und auch das Wachstum der Creative Industries im Unterschied zu den Cultural Industries in den statistischen Maßzahlen nachgewiesen werden konnte. Als »Kultur« konnte die Informations- und Kommunikationstechnologie (*ICT*) nicht bezeichnet werden, ohne Abgrenzungskämpfe mit den Institutionen der Hochkultur zu riskieren; der Begriff »kreativ« versprach eine Klammer zu schaffen, durch die historisch tradierte Grabenkämpfe zwischen Kunst und Ökonomie zu unterbinden waren. Die Inklusion der Computer- und Software-Industrie in den Begriff der Creative Industries veränderte die ideologische Stoßrichtung der Kulturpolitik: Nun konnte die endgültige Verabschiedung vom Wertekanon der Hochkultur vollzogen und die Hinwendung zu den Copyright Industries mit Fragen zum Thema »geistiges Eigentum« (intellectual property) aufgenommen werden. Nicholas Garnham, der sich mit dem Übergang von den Cultural Industries zu den Creative Industries in Großbritannien beschäftigt hat, kommt zu der Einschätzung, dass durch die Allianzbildung zwischen den Cultural Workers und der Computer- und Software-Industrie die Ausbeutung intellektuellen Eigentums bzw. der Copyright-Schutz auf die Tagesordnung gesetzt werden sollte.⁴ Die Politik reagiert also insbesondere auf die Neuerungen der digitalen Reproduktion, die für fast alle Sektoren der neu konstituierten Creative Industries zu großen Veränderungen geführt hatte, mit dem Versuch der Sicherstellung der Kommodifizierung, um die kommerzielle Nutzung der kreativen Ressourcen zu gewährleisten. Sie agiert hier in einem weltweit umkämpften Terrain und versucht durch diverse politische Initiativen – wie z. B. das 2004 von der Regierung eingesetzte *Creative Industries Forum On Intellectual Property* oder durch die Forcierung von Gesetzesvorhaben auf europäischer und internationaler Ebene –, die Creative Industries mit einem entsprechenden Rahmen auszustatten. Unter dem Dach der Creative Industries und ihrer politischen Vertretung im *DCMS* finden sich genau die Produktionsfelder wieder, die in hohem Maße von Copyright-Regeln abhängig sind – wenn sie denn in die kapitalistische Akkumulation integriert werden sollen: Eben dies erwies sich überraschenderweise als nicht selbstverständlich. Innerhalb weniger Jahre erzwang die von Politik und Wirtschaft als »Piraterie« diffamierte Praxis des kollektiven, nicht-kommerziellen Austauschs von Daten, den Blick auf eine gebrauchswertorientierte, nicht vom Besitz-individualismus ergriffene Ökonomie zu richten.⁵ In diesem Sinne wurde durch die neue Allianz die alteuropäische Hochkultur mit all ihren elitären Implikationen in das Fahrwasser einer wirtschaftlich ausgerichteten politischen Rhetorik gezogen und zugleich Front bezogen gegen einen neuen, sich am Horizont formierenden politischen Gegner, für den die Kommodifizierung der digitalen Reproduktion wiederum ein historisch überholtes Modell darstellt.

Hier befinden wir uns nun im Zentrum der politischen Erwartungen, die mit den Creative Industries in der New-Labour-Version verbunden wurden: Vor dem Hintergrund der Deindustrialisierung verknüpfte man mit den Creative Industries

³ Department for Culture, Media and Sport (DCMS), *Creative Industries Mapping Document*, 2001

⁴ Garnham, »From cultural to creative Industries«, S. 20

⁵ Vgl. Eben Moglen, *Das Dotkommunistische Manifest*, 2003, www.bemagazin.de/no10/d/moglen.html



die Erwartung eines zentralen neuen Wachstumssektors der Wirtschaft und verstand die Förderung als nationales Projekt, um Großbritannien Wettbewerbsvorteile in der globalen Konkurrenz zu sichern. Und tatsächlich findet sich die traditionelle Kulturpolitik nun als Bestandteil einer ökonomischen Politik wieder: Sie hat die Arbeitskraft der »creative workers« im Sinne einer Humankapitalförderung zu unterstützen, und sie muss ein für wirtschaftliche Akteure verlässliches Regelwerk zu Fragen des geistigen Eigentums zur Verfügung stellen. Für die politischen Akteure von New Labour wirkte diese neue Perspektive wie ein Befreiungsschlag, denn die halbherzige Förderung der Hochkultur war immer schon Ausdruck der Tatsache gewesen, dass die politischen Erträge klassischer Hochkulturpolitik nicht besonders hoch eingeschätzt wurden; das neue Modell versprach durch seinen Bezug auf die wirtschaftliche Rhetorik sehr viel erfolgreicher zu sein. Die Zusammenführung von Kunst und Ökonomie gelang im Begriff des »culturepreneurs«. Man besann sich darauf, dass der Künstlerberuf genau jene Eigenschaften enthielt, die politisch als Programm des Neoliberalismus propagiert wurden: innovatives Unternehmertum ohne wohlfahrtsstaatliche Absicherung und Nutzung der Ressource Kreativität, die in der sich neu formierenden »Wissensökonomie« im Zentrum stand. Die alten »Zombie-Kategorien« (Ulrich Beck) wie Lohnarbeiter, Wohlfahrtsstaat und Arbeitsmarkt wurden ersetzt zugunsten von Floskeln wie »self employment, set up your own business, be free to do your own thing. Live and work like an artist«.⁶

Mit dem 2002 erschienenen Buch von Richard Florida, *The Rise of the Creative Class and how it is transforming work, leisure, community and Everyday Life*, schreitet die um den Begriff Kreativität entfachte Rhetorik voran zu einer klassischen Weltanschauung: Der Rohstoff Kreativität wird jetzt einer bestimmten Klasse zugeordnet, und von dieser Klasse wird gesagt, dass sie eine historische Mission wahrnehme, ihr gehöre die Zukunft. Anknüpfungspunkt bildet für Florida die Humankapitaltheorie, die einen Zusammenhang postuliert zwischen wirtschaftlicher Entwicklung und Bildung. Gary S. Becker, auf den diese Theorie u. a. zurückgeht, hebt hervor, dass es jedem selbst überlassen bleibe, in sein Humankapital zu investieren; der Einzelne befinde sich in einer ähnlichen Lage wie der Unternehmer, der in seine Produktionsanlagen investiert, um Wettbewerbsvorteile zu erzielen. Das System funktioniert, weil jeder versucht, seinen Nutzen zu maximieren, so der Grundgedanke. Das Humankapital ist über einen langen Zeitraum am Bildungsstand der Bevölkerung gemessen worden. Und da die empirischen Überprüfungen der Beziehung zwischen Humankapital und wirtschaftlicher Entwicklung nicht bestätigt werden konnten – man denke nur an die Dominanz der USA in der Medienindustrie, die sicher nicht auf entsprechende staatliche Investitionen in Humankapital zurückzuführen ist –, schlug Florida eine Neuerung vor, nämlich Humankapital nicht mehr nur mit Bildung, sondern auch mit dem Beruf zu assoziieren und zwar mit solchen Berufen, die maßgeblich durch die Ressource Kreativität strukturiert seien. 30 % der Erwerbstätigen in den USA, 18 % der Erwerbstätigen in Deutschland gehören dieser definitorisch sehr weit gefassten kreativen Klasse an, so Florida. Und was die Studien für Politiker besonders beliebt gemacht hat, ist die Tatsache, dass Florida dann fragt, unter welchen lokalen Bedingungen sich diese Klasse beson-

6 Angela McRobbie, »Everyone is creative«. *Artists as Pioneers of the New Economy?*, 2003, in: www.k3000.ch/becreative/texts/text_5.html

ders wohl fühlt, nämlich dann, wenn sich Toleranz in der urbanen Lebensweise findet. Dafür sind zwei Indexe gebildet worden, der Bohemeindex und der Schwulenindex. Wo sich diese Gruppen besonders ausgeprägt finden, gedeiht die kreative Klasse, und also gibt es in diesen Regionen auch eher ein wirtschaftliches Wachstum. Hinter diesen Korrelationen stehen komplizierte statistische Erhebungen, die mit einem eigens dafür konstruierten Pfadmodell dargestellt worden sind.⁷ Gleichwohl handelt es sich ausschließlich um Korrelationen und nicht um kausale Beziehungen, ein Einwand, der in der wissenschaftlichen Diskussion eine wichtige Rolle gespielt hat. Städte wie San Francisco und New York, die nach Florida von der Creative Class dominiert sind, schneiden auf der Ebene der Beschäftigungsentwicklung, dem Bevölkerungswachstum und der Anzahl von wachsenden Unternehmen schlechter ab als Städte wie Las Vegas oder Memphis, wo eigentlich die Creative Losers zu verorten sind. Zudem fokussiert Florida ausschließlich auf die kreative »Überklasse« und ignoriert die soziale Ungleichheit, die gerade in den kreativen Metropolen beträchtliche Ausmaße angenommen hat.⁸

Florida ist weltweit einer der begehrtesten Redner, wenn es um die Neuformierung von Kulturpolitik und die Konkurrenz von Metropolregionen geht. Die Attraktivität der von ihm verwendeten politischen Rhetorik rührt vor allem daher, dass er sehr konsequent die Kommodifizierung der kulturellen Ressourcen beschreibt: Toleranz fungiert in der städtischen Umgebung als ökonomische Anlage, alle Einsätze von Kreativität haben dem städtischen Konkurrenzkampf zu dienen, und die Tradition der alteuropäischen Kulturpflege firmiert als Lockangebot für anspruchsvolle Kulturkonsumenten. So wenig wie Florida die Ressource Kreativität als Wert an sich herausstellt – wahrscheinlich ist damit nicht viel mehr bezeichnet als »Ideen haben« –, so wenig interessiert er sich auch für Toleranz bzw. Multikulturalismus oder die Lebensweise von Schwulen; er stößt auf diese Faktoren, weil man mit ihnen wirtschaftliche Entwicklung assoziieren kann. Die zum Teil enthusiastische Rezeption seines Buchs legt es nahe, Kreativität als eine positive soziale Eigenschaft, als normative Orientierung herauszustellen. Das aber beruht auf einem Missverständnis und ist nicht der Kern seiner Botschaft. Liest man den wissenschaftlichen Diskurs, den er und die mit ihm assoziierten Forscherinnen und Forscher betreiben, so wird schnell klar, dass hier eine Art sozialer Humus beschrieben wird, der die kreative Klasse stützen soll, um die dort vermuteten wertvollen Ressourcen für das Kapital exploitierbar zu machen. Euphemistisch ist von »wirtschaftlicher Entwicklung« die Rede – einer unhinterfragten Kategorie, die im Lichte der Finanzkrise demnächst hoffentlich als weitere Zombie-Kategorie gehandelt werden kann. Zudem enden alle von Florida et al. durchgeführten Analysen im »Ranking-Building« wie etwa der Hitparade von »creative cities«: Spätestens dann oder vielleicht auch nur dann scheinen Politiker geradezu libidinös herausgefordert zu sein – als würde sich das elend langweilige Verwaltungshandeln der Bürokraten in ein aufregendes Kinderspiel verwandeln und ihnen ermöglichen, regressive Konkurrenzphantasmen auszuagieren.

Anders als der biedere Begriff »Kulturwirtschaft« scheint die Redeweise von der »kreativen Klasse« eine Weltanschauung zu assoziieren, nicht zuletzt deshalb,

7 Richard Florida, et al., *Inside the Black Box of Regional Development*, 2007

8 Vgl. Jamie Peck, »Struggling with the Creative Class«, in: *International Journal of Urban and Regional Research*, Volume 29.4, 2005, S. 740–770

weil von einer im Aufstieg befindlichen Klasse die Rede ist, einer prophetischen, innovativen Klasse, der die Zukunft gehört. Floridas Buch über die kreative Klasse konnte zu einem Bestseller avancieren, weil es einer von Auflösungserscheinungen heimgesuchten Mittelklasse suggerierte, dass sie sich im Zentrum des gesellschaftlichen Fortschritts befände – als »ethische Avantgarde«, die sich durch Irritationen aus der Wirklichkeit nicht beirren zu lassen brauchte. Auch die Finanzkrise wird wie eine Art Naturereignis zur Kenntnis genommen und als große Chance gesehen, nun endlich die Interessen der kreativen Klasse gesamtgesellschaftlich zum Durchbruch zu bringen.⁹

Sowohl die Glorifizierung des »cultural entrepreneurs« im Rahmen der Creative Industries als auch Floridas Vision einer kreativen Klasse sind eingehend kritisiert worden.¹⁰ Eine These lautet, dass die Gesamtausrichtung der Argumentation sich auf einen konservativen Wertekanon beziehe. Osborne schreibt: »Creativity is a value which, though we may believe we choose it ourselves, may in fact make us complicit with what today might be seen as the most conservative of norms: compulsory individualism, compulsory ›innovation‹, compulsory performativity and productiveness, the compulsory valorization of the putatively new.«¹¹ Es bietet sich an, hier Pierre Bourdieus Redeweise von der »konservativen Revolution« aufzunehmen, die er anlässlich seiner Kritik am Neoliberalismus formulierte.¹² Charakteristisch erscheint ihm die Umdefinition des Konservatismus: Während dieser sich in früheren Zeiten gern auf eine verklarte Vergangenheit bezog, nimmt er heute den Fortschritt für sich in Anspruch und also auch die innovative Kunst. Ihr »subversives« Potenzial, in den USA anlässlich der Culture Wars Anfang der 90er Jahre von rechtskonservativer Seite noch kritisiert, wird nun großzügig in Kauf genommen, um eine neue gesellschaftliche Definition der Künstlerrolle auf den Weg zu bringen – als Repräsentant von Individualismus, Selbstverwirklichung, Kreativität und Mobilität.

Pierre-Michel Menger hat darauf hingewiesen, dass es im Feld der kulturellen Produktion als selbstverständlich gilt, Erfolgs- und Gehaltsungleichheiten nicht nur öffentlich zur Schau zu stellen, sondern sie als spektakuläre Ungleichheiten zu inszenieren, kein anderer Wirtschaftszweig kenne so viele Wettbewerbe und Preisverleihungen und Stargenerierungen wie die kulturelle Produktion: »Karriereungleichheiten werden völlig unverkrampft zur Schau gestellt.« Menger kommentiert das mit den Worten, es sei der Traum eines jeden Kapitalisten, die Gewinne zu monopolisieren, ohne Empörung zu ernten.¹³ In der ökonomischen Theoriebildung ist diese spezifische Art der Produktion als »Winner take all Market« bezeichnet worden.¹⁴ Dieses Marktmodell dringt in immer neue Bezirke der Gesellschaft ein, die zuvor durch Standesregeln wie in den klassischen Professionen geschützt waren. Nicht zuletzt die Wissenschaft ist von diesem Virus befallen.

9 Richard Florida, »How the Crash Will Reshape America«, in: *The Atlantic*, 2009

10 Raunig, Wuggenig, *Kritik der Kreativität*

11 Thomas Osborne, »Against ›creativity‹: a philistine rant«, in: *Economy and Society* 32, 4, 2003, S. 507

12 Pierre Bourdieu, *Gegenfeuer (1)*, 1998, S. 44

13 Pierre-Michel Menger, *Kunst und Brot*, 2006

14 Robert Frank, Philip Cook, *Für die Kunst*, 1995, und Hans Abbing, *Why are Artists Poor? The Exceptional Economy of the Arts*, 2002



Diese Ökonomie, die natürlich etwas mit den Bedürfnissen der Medien zu tun hat, verstärkt die Attraktivität der Talentökonomie und schafft damit zugleich eine Akzeptanz der Selbstprekariisierung¹⁵, die sich immer weiter ausbreitet: Die Akteure glauben in diesem System an ihre Chance. Der Appell an das Talent, an die geforderte Kreativität, lässt eine positive Zukunftsperspektive zu, auch wenn die realen Verhältnisse in jeder Hinsicht demütigend sind. Demütigend nicht nur wegen der materiellen Unterversorgung, sondern auch wegen der häufig sinnlosen Tätigkeiten, die womöglich durch das Zertifikat »kreativ« umcodiert sind und die das Warten auf den Durchbruch bestimmen. Zu dieser spezifischen Ökonomie gehört auch, dass sie als alternativlos erscheint. Denn als Alternative käme nur das Ende des Glücksspiels infrage. Und das ist ab einem bestimmten Stadium der Suchtentfaltung nicht mehr möglich, zumal wenn – um es aus der Foucault'schen Perspektive zu bezeichnen – als zeitgenössische Subjektivierungsweise eine anerkannte Selbsttechnik zum Einsatz kommt.¹⁶ Angestachelt wird diese Ökonomie durch Parolen wie »Everyone is creative«¹⁷, die Jahrzehnte zuvor Joseph Beuys erfunden hatte mit seinem Statement »Jeder Mensch ein Künstler«, wie überhaupt die Wiederentdeckung von Beuys als dem Gründer einer »Freien internationalen Hochschule für Kreativität und interdisziplinäre Forschung« im Rahmen der Rhetorik der Creative Industries noch bevorsteht.¹⁸

Wenn nun jenseits der Aneignung von Künstlerrollen als Modell für die Creative Industries spezifische Künstlergruppen zu identifizieren sind, die als typisch für die Creative Industries gelten können, so wird man ohne Zögern die *Young British Artists (YBA)* nennen, die in den 90er Jahren international für Furore sorgten. Simon Ford hat vom Mythos der *YBA* gesprochen und hervorgehoben, dass sie für Unternehmergeist (Entrepreneurship, wie man heute sagt), Opportunismus, Selbstvertrauen, Einfallsreichtum (Kreativität, wie wir heute sagen) und geringes politisches Interesse stehen.¹⁹ Angela McRobbie charakterisiert solcherart Kunst als »art lite«.²⁰ Dem ist nichts hinzuzufügen. Zugleich gibt es aber eine ganze Reihe anderer künstlerischer Aktivitäten im Kontext der Creative Industries in Großbritannien, wo wir auf Künstlerrollen stoßen, die nicht kommerziell orientiert sind – wie man ohnehin nicht vergessen sollte, dass die *YBA* keineswegs die Entdecker des unternehmerischen Künstlers sind. Diese weniger bekannten Einbettungen künstlerischer Produktion in gesellschaftliche Kontexte demonstrieren einen ideologischen Wandel, der eindrucksvoll im folgenden Statement zum Ausdruck kommt: Frage nicht, was die Gesellschaft für die Kunst, sondern was die Kunst für die Gesellschaft tun kann.²¹ Das sozialdemokratische Projekt der 70er Jahre, »Kultur für alle«, ist hier transformiert in ein Humankapitalförderungsprogramm.

15 Isabell Lorey, »Vom immanenten Widerspruch zur hegemonialen Funktion. Biopolitische Gouvernementalität und Selbstprekariisierung von KulturproduzentInnen«, in: Raunig, Wuggenig, *Kritik der Kreativität*, S. 121–136

16 Ebd.

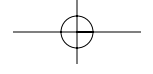
17 Green Paper, *Culture and Creativity Ten years On*, DCMS 2001

18 Pierre Guillet de Monthoux, *The Art Firm. Aesthetic Management and Metaphysical Marketing*, 2004, S. 247–262

19 Simon Ford, »Der Mythos vom *Young British Artist*«, in: *Texte zur Kunst*, Heft 22, 1996, S. 127–134

20 Angela McRobbie, *In the Culture Society. Fashion, Art, Popular Music*, 1999

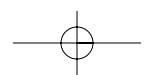
21 Francois Matarasso, *Use or Ornament? The Social Impact of Participation in the Arts*, 1997, S. IV



290



291



Ging es zuvor um den Zugang zur Hochkultur, geht es nun um den Zugang zu den kreativen Ressourcen des Einzelnen. Diese können durch den Einsatz von Künstlern hervorgehoben werden. Dafür steht das Beispiel des 1997 in England erstmalig durchgeführten »Artists in Sites for Learning Scheme«.²² Hier sind Künstler u. a. als Erzieher gefordert. Im Zentrum steht die Förderung der individuellen Kreativität, geübt wird nicht Technik, sondern experimentelles Handeln, der Künstler spielt die Rolle des Kollaborateurs, er wird zum Role Model, er ist sozialer Aktivist und Researcher. Im *Green Paper Culture and Creativity: The next ten Years* wird als Ziel formuliert »to free the creative potential of individuals«. Zum Einsatz kommen junge Künstler, aber auch midcareer Künstler wie z. B. Yinka Shonibare, der in diesem Kontext einen Workshop über Identitätszuschreibungen durchführte. »Freeing excellence« ist eine Parole, mit der dieses Programm zusammengehalten wird. Interessant ist, dass diese staatliche Initiative sich überschneidet mit kunstinternen Diskussionen über partizipatorische Kunst.²³

Ein Beispiel aus jüngerer Zeit ist betitelt *PROJECT*²⁴ Hier geht es um »engaging artists in the built environment«. Künstler werden so früh wie möglich eingebunden in Prozesse, die sich auf Stadtplanung, Architektur, Design im öffentlichen Raum beziehen. Es wird verlangt, dass die Künstler möglichst provokativ auftreten und dass ihnen eine wichtige Rolle zukommt als mit multipler Intelligenz ausgestattete Generalisten. Eines der bekanntesten Beispiele in diesem Kontext ist die Realisierung des *Home Office building at Marsham Street*, London, gebaut von Terry Farrell in Zusammenarbeit mit dem Künstler Liam Gillick. Euphorisch ist davon die Rede, dass sich hier die Arbeitsweise des Renaissance-Künstlers wiederholen würde.

Schließlich gibt es verschiedenste Modelle, in denen Künstler für einen längeren Zeitraum mit einem Unternehmen zusammenarbeiten. Eines der aufwendigsten Projekte dieser Art wird von Unilever betrieben, die eigens ein Programm mit Namen »Catalyst« aufgelegt haben. Drei für das Projekt arbeitende Angestellte laden Künstler ein, sich mit spezifischen Fragestellungen des Unternehmens zu befassen. Ein Programmbestandteil soll den Mitarbeitern z. B. im Zuge neuer Business-Strategien mehr Entrepreneurism vermitteln. Es werden hauptsächlich die Visual Arts aber auch Poetry oder Musik verwendet. Das Programm existiert seit fünf Jahren.²⁵

Eine lange Tradition haben in Großbritannien Artist-Placement-Programme. In den 60er Jahren gründeten die Konzeptkünstler John Latham und Barbara Steveni die *Artist Placement Group (APG)*, die 1989 umbenannt wurde in *Organisation + Imagination*.²⁶ Die Idee der künstlerischen Praxis bestand darin, kunstfremde Kontexte aufzusuchen – zum Beispiel Unternehmen und staatliche Institutionen –, die Rolle des Künstlers in der Gesellschaft neu zu definieren und bei der Gele-

22 Evelyn Pringle, »We did stir things up«. *The role of artists in sites for learning*, Arts council of England, 2003

23 Susanne Lacy (Hg.), *Mapping the Terrain: New Genre Public Art*, 1996

24 PROJECT. Public Art South West, *Developing the private sector – how to bring artists into the mix*, CBSO Centre, 2005

25 Ted Buswick, Alastair Creamer, Mary Pinard, *(Re)Educating for Leadership: How the Arts Can Improve Business*, 2004

26 Howard Slater, *The art of governance*, 2001

genheit den Abschied vom klassischen Werkbegriff in der Bildenden Kunst zu vollziehen. Im Verlauf eines solchen künstlerischen Projekts positionierten sich die Künstler als »incidental persons« in ausgewählten Institutionen und fertigten dort eine Durchführbarkeitsstudie an, um im Anschluss das eigentliche Projekt zu beginnen. Das Ergebnis war eine Vielfalt von Filmen, Fotos, Interviews, Poesie und Installationen. Letztlich war aber auch daran gedacht, Künstler an Entscheidungen in diesen Institutionen zu beteiligen. Die APG wurde von Beuys zur *documenta 6* eingeladen und startete ein Jahr später im Bonner Kunstverein ein mehrjähriges Projekt mit erstaunlichen Verbindungen in die Ministerien der damals regierenden sozial-liberalen Koalition. Es gab Treffen mit Ministerialräten und projektorientierte Arbeiten etwa im Bereich »Durchgangslager für Aussiedler und Zugewanderte«, »Jahr des Kindes« etc. Diskutiert wurde, ob Künstler faktisch als Sozialarbeiter agieren würden oder ob ihre spezifische Kompetenz in einer besonderen Sensibilität liege, um kollektive Kreativität zu fördern. Zwei Jahrzehnte später, 2001, findet in England das *Year of the Artist* statt und im Kontext dieses Projekts werden über 1000 Artist Placements eingerichtet – in Supermärkten, Friseurläden, Tankstellen, Zeitungsverlagen, Krankenhäusern und Unternehmen der Creative Industries.²⁷ Aus Sicht der Kulturpolitik findet eine Invasion von Künstlern ins »Leben« statt: nun aber nicht wie bei der *Artist Placement Group* aus einer kunstimmanenten Fragestellung resultierend, sondern um eine neue Botschaft unters Volk zu bringen: Be creative! Die Künstler werden wie Missionare in die entlegensten Winkel der Gesellschaft beordert, um die Überlegenheit des »unternehmerischen Selbst« vorzuführen und bei der Gelegenheit in Erweckungszeremonien die Ressource Kreativität freizusetzen. Allerdings sollte man sich hüten, die Verlautbarungen der Kulturpolitik in diesem Zusammenhang für bare Münze zu nehmen: Noch stellen die Künstler kein fungibles Propagandainstrument des Staates dar; sie dürften die Artist Placements in der Regel genutzt haben, um Fragestellungen aus dem künstlerischen Feld zu bearbeiten.

Warum glauben hochrangige Ministerialräte, Vorstandsvorsitzende von großen Unternehmen und Kulturpolitiker, dass der Einsatz von Künstlern in Feldern wie Krankenhäusern, Schulen, Unternehmen, Friseurläden und politischen Institutionen besonders förderungswürdig sei? Warum verzichten die in diesen Prozess involvierten Akteure auf die Verwendung von Personen, die im Rahmen von Managementstrategien eigens Kompetenzen ausgebildet haben, um die Produktivität von Handlungskontexten zu verbessern? Es dürfte der Bezug auf das romantische Bild vom Künstler sein, welcher nach wie vor in kunstexternen Zusammenhängen größte Attraktivität genießt: Man stellt sich unter Künstlern charismatische, kreative und rebellische Personen vor, die durch eben diese Eigenschaften sich von der profanen Professionswelt unterscheiden und deren Einsatz in der niederen sozialen Welt nicht zuletzt eine Aufwertung, eine »Berufung« hervorzurufen vermag, die von anderen Berufen nicht erwartet wird.

In der Kunstwelt hat der Begriff »Kreativität« keinen guten Ruf. Und auch die heldenhaften, subversiven Avantgardisten des 20. Jahrhunderts sind eher zum Gegenstand von Artistic Research geworden, als dass sie sich ungebrochen in der Spektakelwelt reproduzieren könnten – außer in den Niederungen der Kunst-

27 Lucy Hutton, Clare Fenn, *Year of the Artist – Evaluation of the programme in England. Research report 26*, Arts Council of England, 2002

Der Artikel ist eine überarbeitete Fassung des Textes: »Künstlerrollen in den Creative Industries«, in: *Kultur und Wirtschaft. Eine lukrative Verbindung*, herausgegeben von Arvid Boellert und Inka Thunecke. Ausgangspunkt der Überlegungen war ein Vortrag in Hamburg für das Symposium *Wir sind woanders* #2. Dieser Text ist außerdem erschienen in dem Reader zum Symposium *Wir sind woanders* #2, 2010.

marktkunst. Man kann deshalb vermuten, dass der regierungsamtliche Diskurs über die kreativen Künstler und ihre Verschickung in die soziale Welt nicht die Effekte zeitigt, die in den entsprechenden Bulletins kommuniziert werden. Zumindest im diskursiv orientierten Segment des Kunstfelds gilt die Vorstellung vom einzigartigen Künstler seit Roland Barthes' Thesen über den »Tod des Autors«, aber auch auf dem Hintergrund des von Howard Becker hervorgehobenen kollektiven künstlerischen Produktionsprozesses, der unter den Bedingungen des globalisierten Kunstsystems besonders hervorgetreten ist, als überholt. Gleichwohl benutzt die zeitgenössische Kulturpolitik, insbesondere dann, wenn sie sich wie in Großbritannien auf die Creative Industries bezieht, die Rhetorik um den Begriff Kreativität, um damit politisches Kapital zu erwirtschaften. Deshalb muss man unterscheiden zwischen einerseits einer politischen Funktionalisierung des Künstlerberufs, die darauf zielt, Künstler insbesondere als »arts-educators« die Ressource Kreativität gesamtgesellschaftlich hervorlocken zu lassen, und andererseits künstlerischen Projekten, die zwar in diesem Kontext stattfinden, die sich aber nicht an die Maßgaben der politischen Administration halten, sondern unter der Maske der »Kreativität« sich mit Problemen befassen, die der Eigendynamik des künstlerischen Feldes entspringen. Wie Nicholas Garnham richtig festgestellt hat, ist die Kulturpolitik in Großbritannien eine künstlerzentrierte Politik, die deshalb von der Kunstlobby auch gestützt wird. Sie gehört in das große Projekt der konservativen Revolution, ohne dass die Künstler damit vollständig zu vereinnahmen wären. Der über einen langen Zeitraum gewachsene soziale Mikrokosmos der Kunst lässt sich nicht im Handstreich durch die Rhetorik der Creative Industries verändern. In diesem Sinne findet die Kunst sich in der paradoxen Situation, in erhöhtem Maße gefördert zu werden, dafür aber in einem kunstfremden Kontext agieren zu müssen. Es dürfte wenig hilfreich sein, würde die Kunst aus ideologischen Erwägungen grundsätzlich den Verlockungen der materiellen Förderung durch die Creative Industries aus dem Weg gehen. Solange die Eigenlogik der künstlerischen Produktion in Takt ist und symbolisches Kapital generiert werden kann, welches im Kunstfeld Anerkennung findet, sollte sie dieses neuerliche Interesse an der Kunst ausnutzen, bevor die kulturpolitischen Akteure bemerken, dass die Wirksamkeit ihrer Rhetorik nachlässt. Die Anzeichen dafür mehren sich.²⁸ Die Formulierung von Osborne »against creativity – a philistine rant« müsste politisch konkretisiert werden: Schön wäre, wenn man in bestimmten gesellschaftlichen Bereichen Kreativität tatsächlich verbieten könnte, zum Beispiel im Zentrum des Konsumismus, der Werbung. Kreativität ist ein zweischneidiges Schwert: Da es keinen Alleinvertretungsanspruch einer bestimmten Berufsgruppe für die Ressource Kreativität gibt, muss ihr Einsatz immer auch bezogen werden auf die daraus resultierenden gesellschaftlichen Effekte, und die sind keineswegs immer zu begrüßen ... □

28 NESTA (National Endowment for Science, Technology and the Arts), *The Innovation Gap, Why policy needs to reflect the reality of innovation in the UK*, Research Report, 2006, und James Heartfield, *The Creativity Gap*, 2005, in: www.design4design.com/broadsides/creative.pdf

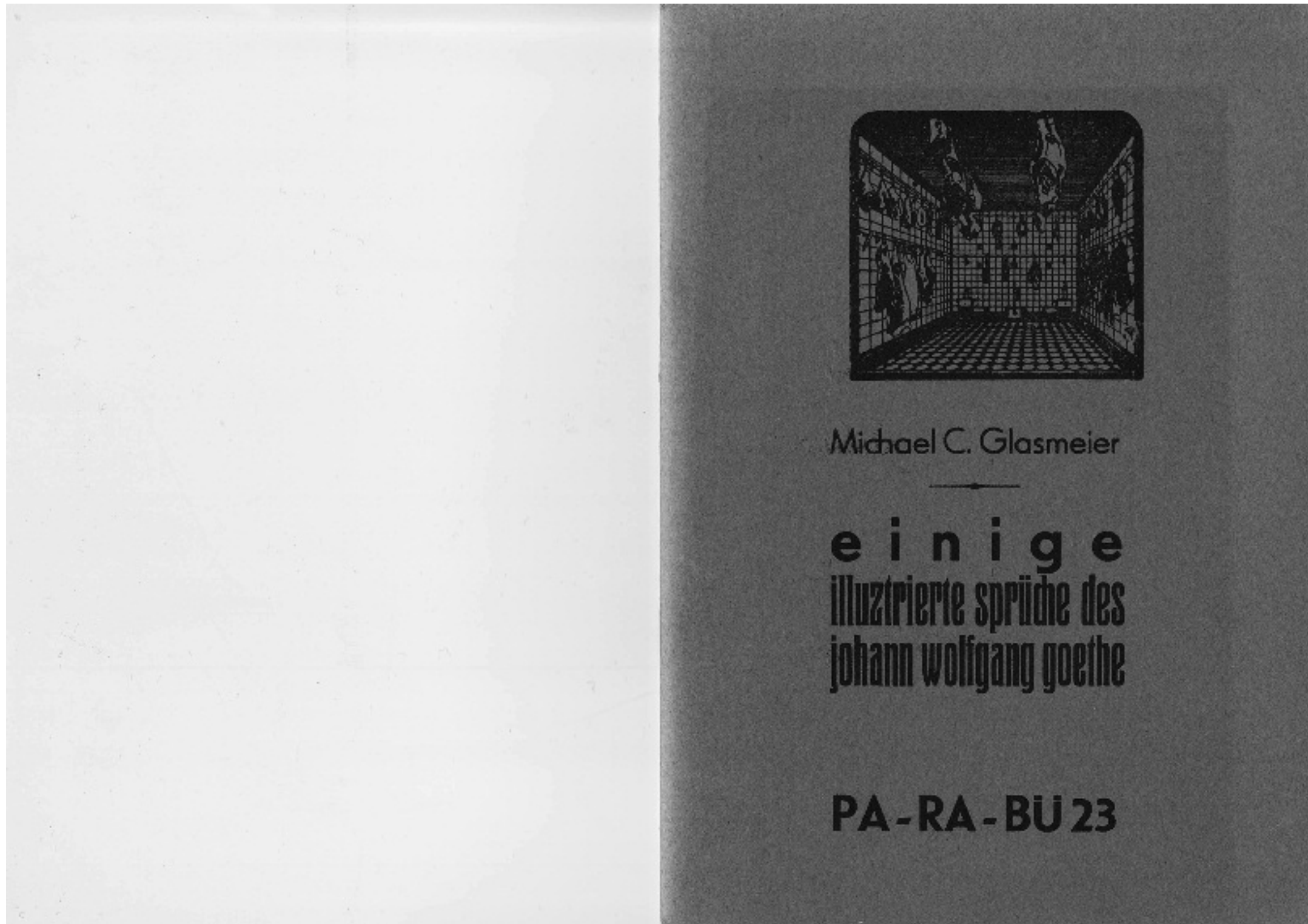
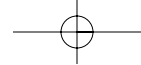
michael c. glasmeier

einige illustrierte
sprüche

j.w.g.
aus den
und ref

DAS GEWISSEN, DIE SCHÖNE
SEELE, DAS BÖSE UND SEINE
VERZEIHUNG

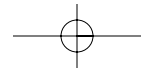
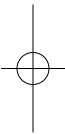
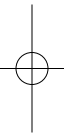
patio - frankfurt 1981

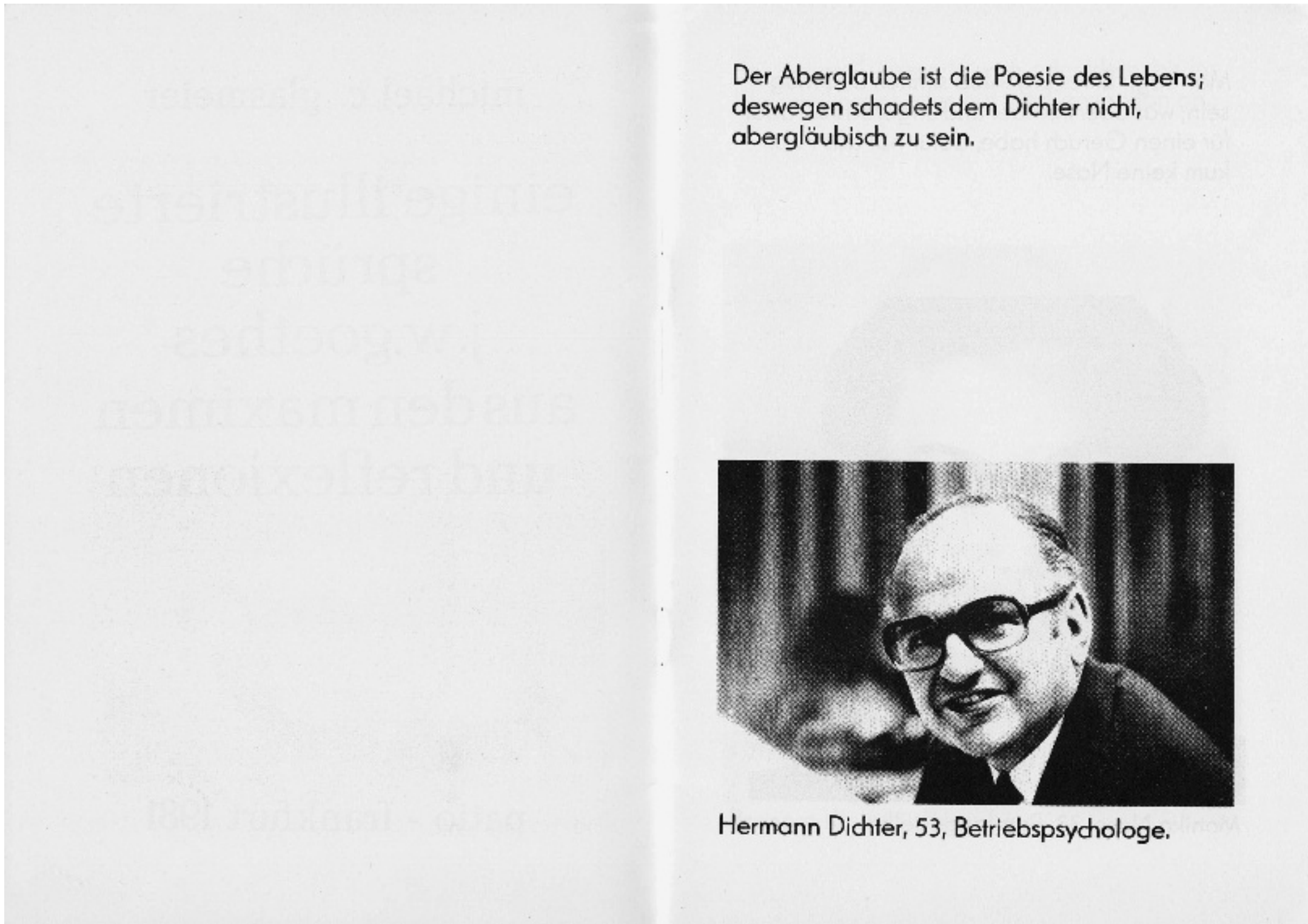
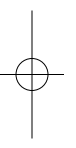
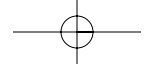


Michael C. Glasmeier

einige
illustrierte sprüche des
johann wolfgang goethe

PA-RA-BÜ 23

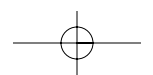
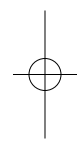




Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens;
deswegen schadet dem Dichter nicht,
abergläubisch zu sein.



Hermann Dichter, 53, Betriebspsychologe.



Man sagt: Eitles Eigenlob stinket. Das mag sein; was aber fremder und ungerechter Tadel für einen Geruch habe, dafür hat das Publikum keine Nase.



Monika Nase, 33, Bankangestellte.

Bei jedem Kunstwerk, groß oder klein, bis ins Kleinste kommt alles auf die Konzeption an.



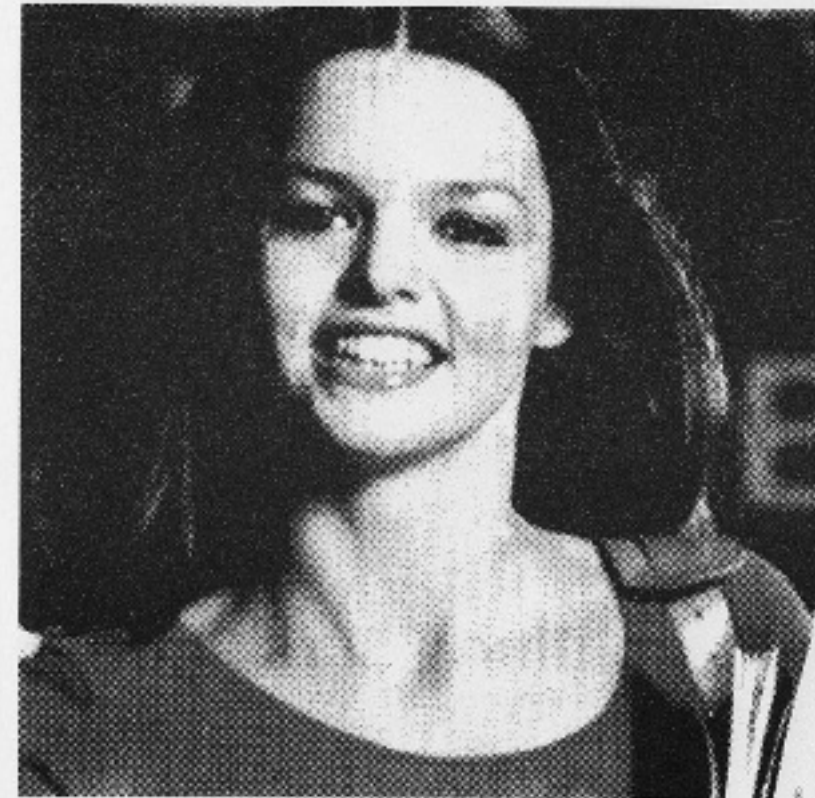
Barbara Klein, 38, Hausfrau.

Die Deutschen der alten Zeit freute nichts, als daß keiner dem anderen gehorchen durfte.



Wilhelm Keiner, 49, Apotheker.

Alle Gegner einer geistreichen Sache schlagen nur in die Kohlen, diese springen umher und zünden da, wo sie sonst nicht gewirkt hätten.



Eva Sache, 27, Studentin.

Wer meine Fehler überträgt, ist mein Herr,
und wens mein Diener wäre.



Klaus Diener, 30, Lehrer.

Es gibt keine Lage, die man nicht veredeln
könnte durch Leisten oder Dulden.



Petra Lage, 28, Dekorateurin.

Werke der Kunst werden zerstört, sobald der
Kunstsinn verschwindet.



Ilse Kunst, 51, Ärztin.

Das Schönste Glück des denkenden
Menschen ist, das Erforschbare erforscht zu
haben und das Unerforschliche ruhig zu
verehren.



Heinz Ruhig, 49, Manager.

Man würde einander besser kennen, wenn
sich nicht immer einer dem andern
gleichstellen wollte.

Helke Andern, 32, Hausfrau.



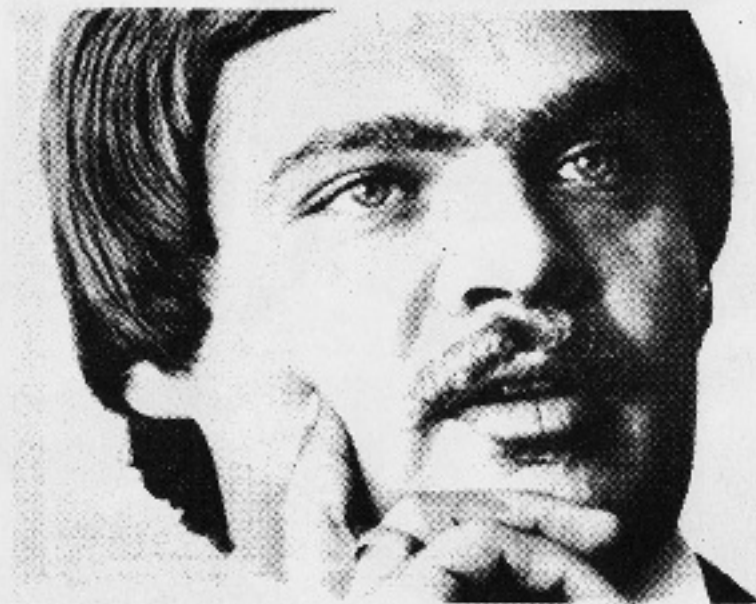
Fritz Andern, 36, Versicherungsagent.

Es ist besser, daß Ungerechtigkeiten
geschehn, als daß sie auf eine ungerechte
Weise gehoben werden.



Peter Weise, 45, Kaufmann.

Schönheit und Geist muß man entfernen,
wenn man nicht ihr Knecht werden will.

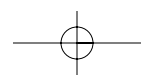
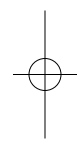
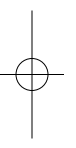
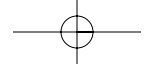


Wolfgang Knecht, 33, Beamter.

Es ist ihnen wohl Ernst, aber sie wissen nicht,
was sie mit dem Ernst machen sollen.



Michael Ernst, 32, Mechaniker.



VON HUBERT FICHTE

Detlevs Imitationen »Grünspan«

Kapitel 143

Vor dem Eingang des psychedelischen Schuppens »Grünspan« denkt Jäckli an den Goldstaub, der auf seinem Kopf zu Grünspan wurde, als Detlev den »Frieden« in »Der Trojanische Krieg findet nicht statt« spielte.

Derwisch ist der Direktor des »Grünspans«.

Derwisch leitete in Nachpalettenzeiten die Teestuben Schmilinskistraße, servierte komplizierte Tees zu Bach, Schach, Go und Erinnerungsjazzes, eröffnete am Glockengießerwall das »Oblomow«, sackte im Niveau, die Bar mit dem Titel des russischen Zensors sollte polizeilich geschlossen werden wegen Rauschgift, Minderjährigen, Pennern, Bahnhofsstrich.

Derwisch kritischbewußtseinte sich hoch an das immer noch heiße Ende der Großen Freiheit und eröffnete – unter Hinterlegung von wieviel Schmiergeld? – seine neue Bewußtseinsgarage; zum Ende des Kapitalismus erbeutete er Kapital mit Psychedelischem, ließ die Brandmauer mit einem modernen Kachelbild verbrämen und knöpft Hippies, Schluckern, armen Schluckern, Studenten, neuen Linken link eine Mark Eintritt zum Wochenende ab und soll dem als Kinovorführer engagierten Jeff das Pissen während der Arbeitszeit verboten haben.

Auf ihrem Hochsitz reitet die Discjockeyin.

Zwei Tanzflächen.

Eine Kinoleinwand.

Drei Projektionsflächen an der Brüstung des ersten Rangs.

Zwei Stroboskope.

Vier automatische Diaprojektoren.

Zwei Filmvorführgeräte.

Viel Phon.

Zwischen zwei Diascheiben farbige Tinten und Alkohol, die durch die Wärme des Vorführgerätes zu pulsieren beginnen. Die Vorführgeräte zittern unter den Schallwellen und beeinflussen das Pulsieren der Farbtropfen und des Alkohols, Pulsieren, das das Licht wellenartig, riesenhaft über die Tanzflächen und Projektionsflächen wirft über die im gleichen Takt pulsierenden unter den Projektionen unkenntlich gewordenen Tanzenden.

Bäumen vergleichbar.

Faust II vergleichbar.

Titelcovers vergleichbar.

Brennenden vergleichbar.

BBkellerschrumpfleichen vergleichbar.

Zuerst erschienen 1971 im Rowohlt Verlag.

Mit freundlicher Genehmigung des S. Fischer Verlags.

Semenkaré unter seinen vom Öl versengten Binden vergleichbar.
 – Capri! sagt ein Herr mit dem grauen Filzhut und deutet auf eine Schicht eines Teils einer Projektion.

Zwei

Stro

Zwei

Stro

Zwei

Bo

Bo

Zwei

Stro

Bo

Stro

Sko

Bo

Sko

Pe

Pe

Für das Auge sind die kleinsten Teile von Bewegungen keine Bewegungen, sondern starr.

Da

Ta

Jeff

Im

Wei

Smo

Aus

La

Flieht

Step

Bu

Tanz

Krümmt

Lach

Un

Sei

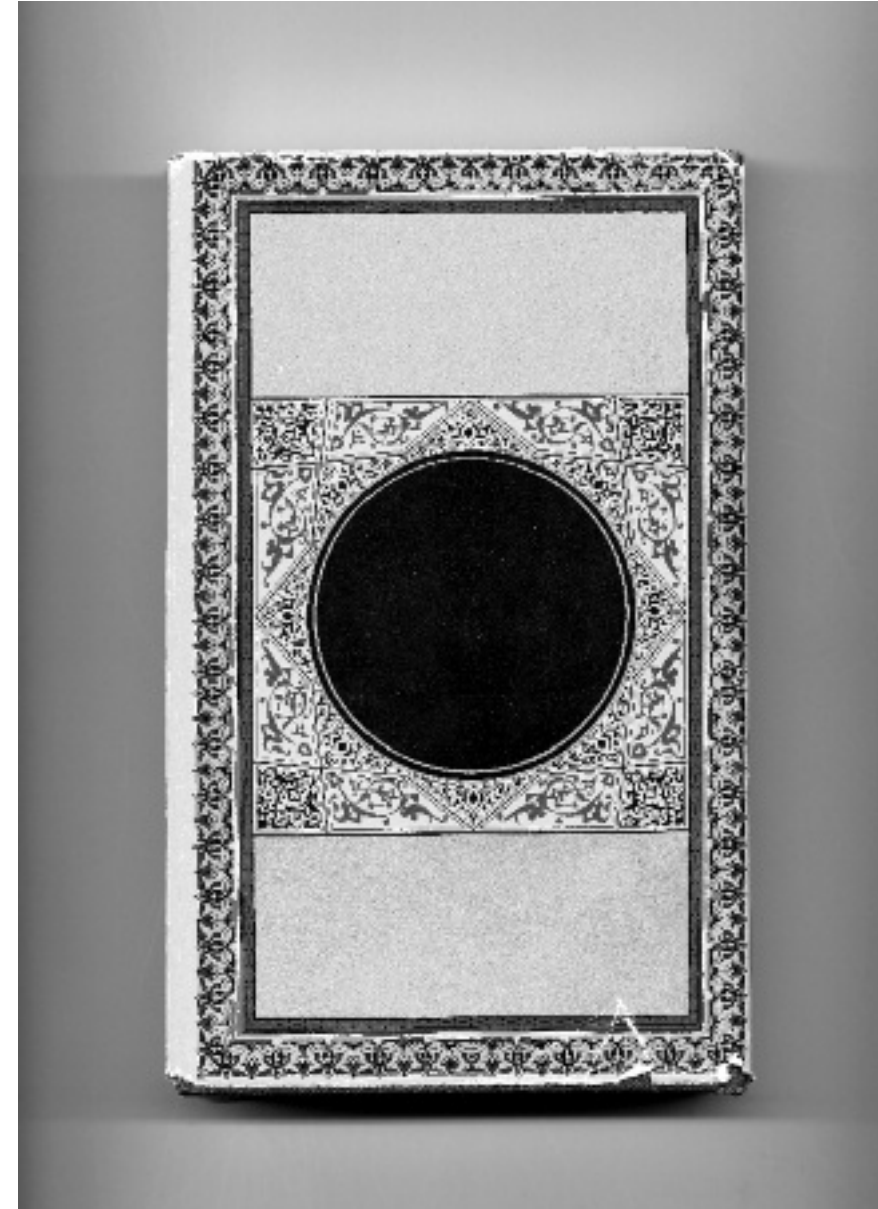
Glatz

Kopf

– Es bedeutet eine große Befreiung, sagt der milde blickende aschblonde junge Mann. Nur dürfen wir uns damit nicht begnügen, unter Dias von beschneiten Tannen, die sich mit Motorrennen und Mickeymousefilmen mischen, zu tanzen. Ich wünschte mir, daß es weiter unter die Haut ginge, bis zu Sektionen von Gehirnen, Gehirnoperationen, zerspritztem Gehirn, Eingriffen ins Gehirn, zerstörten, blutigen, mit Knochensplintern durchsetzten Gehirnen bei Unfällen.

– Brüder, sind wir der Liebe denn näher?

Bankgesellschaften in Liechtenstein und Luxemburg werben auf St. Pauli unter den Zuhältern und Strichjungen Vertreter an, die Angestellten und Arbeitern, wel-



Das Cover der Rowohlt-Erstaussage mit dem Verweis
 »Schutzumschlag- und Einbandentwurf nach einer Idee von Hubert Fichte«.

Das dabei verwendete Schmuckpapier hatte Michael Mau aus Ägypten mitgebracht und Fichte geschenkt. 2002 kam es nochmals zum Einsatz, als Daniel Richter das Fichte-Cover (seltsam aufs breitere Format gezerrt) für seinen Katalog *Grünspan* übernahm.

che ihre Ratenzahlungen nicht mehr begleichen können und denen keine Bank in Deutschland mehr einen Kredit geben würde, Kredite geben zu einem Zinsfuß von 30 %.

– Das Ruschgiftdezernat, sagt Igor, und die Zivilfahnder befehlen sich gegenseitig.

– Stellt das Ruschgiftdezernat eine Falle, sagt Igor, so läßt der Deutsche Zoll sie platzen und ein großer Teil der bedrohten Ruschgifthändler entkommt. Die Hälfte des SDS in Frankfurt waren sowieso Ruschgifthändler, die nur deshalb von der Polizei freigelassen worden sind, weil sie bereit waren, Spitzeldienste zu leisten und sich als Agents Provocateurs zu betätigen, sagt Igor.

– Der CIA suchte Kontakt zu den Hamburger Ruschgiftgroßhändlern. Ein CIA-Agent wurde bei einem Treff der Hamburger Großhändler von der Hamburger Polizei erschossen.

– Übrigens nicht nur einer, sagt Igor.

– Die Gringos können nichts Vernünftigeres tun, als schön schweinige Stücke off-broadway spielen zu lassen, Gehirnschäden unter den Jugendlichen durch elektrisch verstärkten Beat zu finanzieren und Ruschgift unter die Studenten zu verteilen. Die Gringos kalkulieren natürlich auch ein: Wer Ruschgift isst, rührt kein Gewehr mehr an. Deshalb noch immer die Zusammenarbeit der Ruschgiftdezernate von Ost und West, sagt Igor.

– In Rotchina werden die kaiserlichen Ruschgiftfelder weiter beackert, sagt Igor, und die Ernte in die USA verschoben. Das bringt Devisen und schwächt den Klassenfeind. Es schwächt natürlich auch die Revolution in den USA und deshalb betreibt der CIA wohl jetzt den Ruschgifthandel mit den Rotchinesen zusammen, sagt Igor.

Igor sagt das.

Un denn weent Echnaton um Semenkaré un secht:

– Dein Schoß mir bekannt aus ungezählter Umarmung. Golt will ick hinleggn, datt se dir keen Zedernoil inn mors pumpen deit un din zarten Darm sick oploist un nix no is von din Innerstes. Fin rutsniden schoid se din darm un waschen un inleggn un utstopppn mit harz un opprecht wöller twischen din been steckn. Min Semenkaré!

A punta do Janeiro

Pra fazer um tabaqueiro.

Echnaton klagt um Semenkaré:

– Kein Zedernöl laß ich hinein, daß dein Innerstes ausbrennt. Dein Geschlecht sollen sie abschneiden, einlegen, ausstopfen und aufrecht wieder zwischen deine Beine stellen.

– Das Gehirn in toto eingelegt.

– Für die Fahrt durch die Nacht.

Un de oler Lehrer Nüdl, Lehrer Nüdl, Lehrer Nüdl,

Mok sick von dat Euter en Tobaksbüttl, Tobaksbüttl, Tobaksbüttl

Von Herrn Pastor sin Ko.

Estée Lauders Super Youth Dew auf den Body Satiné spritzen!

Und Michel bläst sich auf in den Etappes Touristiques Africaines und behauptet, der französische Pressezar habe ihn persönlich in das Geheimnis der LSD-Berichte eingeweiht: Rassistische Südstaatler haben sich zusammengefunden, weil sie als Privatleute etwas gegen die Unruhe an den Universitäten unternehmen wollten.

Sie lancierten Berichte über LSD und ließen diese wie Anzeigen gegen Bezahlung ganzseitig oder doppelseitig in die großen Illustrierten in New York, Paris, Hamburg, Rom einrücken – empörte Berichte, jeder mit einem versteckten Hinweis auf Anwendung und Beschaffung synthetischer Drogen. Diese bezahlte Entrüstung würde eine solche Verbreitung des LSD verursachen und eine solche Lähmung des Feindes, daß der Rassismus der Südstaaten ungefährdet die siebziger Jahre überdauern kann.

Lederuta ist aufgeblüht zur schwarzen Orchidee aus den Schmutzmoden der Palettengammer. Verschieden intensive Samte umhüllen ihre Schenkel und Fesseln, hauchdünne Nappa, nur verkohlten Bütten vergleichbar, haften um ihre Brüste und ihren Kopf mit den glühenden Augen krönt das Gongorasonettbarett aus Gorillafell.

– Ist Cartacalo/las Leiden denn Leid?

Stroboskop.

–Ist Detlevs Waisenhausleid denn Leid?

Stroboskop.

– Sein Laternenstäbchenhunger Hunger?

– Stroboskop.

– Das Leid der Hamburg-Hamm-BB-Kellerschrumpfleichen Leid?

Stroboskop.

Anweisung zur chemischen Untersuchung von Fetten und Käsen. J. König, Chemie der menschl. Nahrungs- und Genußmittel. Springer 1937.

– Soll ich Cartacalo/la auftreten lassen, wie sie mit Wolli ins Bett geht? Es ist kalt in dem Behelfsheim. Cartacalo/la, die Hexe, der Magier, trägt lange beutelnde Unterhosen mit schwarzen Sockenhaltern, ein ungeplättetes Oberhemd mit Schlips und Pudelmütze.

»Dargestellt wird im Stil einer typisierenden Soul-Musical-Moritätenoperette die modellhafte Geschichte der blutigen Unterdrückung und des Kampfes des Sehers und Damenimitators Cartacalo/la um die Errichtung einer Fulguritgarage und um die Wohnberechtigung in seinem massiven Kleinsteiigenheim Maiglöckchenkolonie 237 samt einiger Exkurse über die Liebesmöglichkeit des Sonderlings, Entmündigung, eine aparte Verstrickung mit den Geschicken des deutschen Presselebens und seine schließliche Apotheose trotz der Dämonen.«

Ich will das Theaterstück über Cartacalo/la nicht schreiben.

Ich habe den Glauben an Wittgenstein, Tarski und die Operette verloren.

Es ist schick geworden, sich in allen Theatern der Hansestadt über schwule Stücke aus England zu amüsieren.

Ich werde mich mit einer Theorie der Empfindsamkeit befassen, Ernst Mach lesen, Nicolas Bourbaki, Proust in der Bibliothek des Duc de Guermantes besuchen.

Brüder

Wessen Bruder? Brothers? Brethren?

Gehen die Ehen deswegen kaputt, weil zuviele daran teilnehmen oder zuwenige?

Sind wir

Erste Person Plural.

der Liebe

Gibt es in Brasilien denn keine Folterschulen mehr, in denen gelehrt wird, wie man durchs Schlagen auf beide Ohren das Trommelfell platzen macht?! Wird niemand mehr an den Hoden aufgehängt?! Werden denn in Kuba keine

Homosexuellen mehr durch die Straßen geführt?!
 Verkauft Mercedes Benz keine Kampffahrzeuge mehr an Venezuela?!
 Baut die UdSSR keine Kraftwerke mehr in Griechenland?!
 Hat das Internationale Rote Kreuz Zutritt zu den politischen Gefangenen in Lis-
 sabon?! Läßt man sie schlafen in ihren lichtlosen, wasserüberfluteten Zellen?! Läßt
 man sie immer noch nicht schlafen, wochenlang?
 Prügelt man denn keine marokkanischen Kinder mehr in den Kellern der könig-
 lichen Kommissariate?!
 Wird in Yemen kein Homosexueller mehr aus dem Flugzeug geworfen, zur Strafe?!
 Werden in den psychiatrischen Spezialkliniken keinen russischen Intellektuellen
 mehr Amazin und Sulfazin und Natrium Aminat gespritzt?!
 Schlägt niemand mehr eine Nadel unter den Daumnagel und spielt auf der Nadel
 mit dem Lineal während des Verhörs?!
 Löst denn nirgendwo mehr einer ein Auge eines Gefangenen aus der Augenhöhle?!
 Werden keiner Indianerfrau mehr die Brüste und die Kniescheiben mit einem
 Machetenschlag abgetrennt?!
 Darf denn der Prokurist aus Fuhlsbüttel vor der Firma von seinem Geliebten zum
 Abschied umarmt werden, ohne zu fliegen?!
 der Liebe dann näher?!
 Dein gut ist nicht mein gut.
 Dein schön ist nicht mein schön.
 Dein wahr ist nicht mein wahr.
 Alles ist schön.
 Alles ist wahr.
 Alles ist gut.
 – Brüder, sind wir der Liebe denn näher?!
 Es gibt kein Wahres, Gutes und Schönes mehr.
 Keine Iphigenie mehr.
 Keine »Keine Anrufung des großen Bären mehr«.
 Alles aus.
 Sogar Hans Henny Jahnn?
 Sogar Marcel Prousts Bibliothek des Duc de Guermantes?
 – Nimm den aus!
 – Den nimm aus!
 Übrig bleibt der Ozean aus grünvioletter – auch Orange-Violett vorbei! – Plastik,
 über den der nackte Mann wackelt und sich mit dem Fischauge, damit es die schön-
 en fliehenden Linien gibt, selbst porträtiert.
 Ich nicht.
 Empfindsamkeit.
 – Brüder, sind wir der Liebe denn näher?!
 Jeff.
 Er hat sich den Kopf geschoren und legt seinen weißen Smoking aus Lackleder
 ab.
 Ich fühle, wie meine Brustwarzen durch das immer wiederholte Reiben seiner har-
 ten Hände an zu brennen fangen.
 Ich fühle seinen Oymel ganz früh, ganz tief, unten tief. Meinen Oymel ganz früh,
 ganz unten, tief in seinen Arsch rein.
 Seine Hände an meinen Nüssen.

Meine Hände an seinen Eiern.
 Meine Mandeln an seinen Eiern.
 Wir sehen uns durch unsre Eier an.
 Meine Zähne zerspringen.
 – Brüder, sind wir der Liebe denn näher?!
 Es treten sich gegenüber die beiden Geschädigten, Jeff, der Neger, Jäcki, der Bie.
 Jeder die Schädigungen durch den anderen bedenkend.
 – Je ne le fais que pour des raisons économiques.
 Und das Daraufeingangensein von Jäcki.
 Jeff, des Geschädigten Schwäche, immer wieder auf die Bezahlung angewiesen
 gewesen zu sein.
 Heraus in eure Schatten, rege Wipfel,
 Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines,
 Wie in der Göttin stilles Heiligtum,
 Tret ich noch jetzt mit schauerndem Gefühl,
 Als wenn ich sie zum ersten Mal beträte
 Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.
 – Brüder, sind wir der Liebe denn näher?!
 – Die Haut des Kopfes, wie auch des sonstigen Körpers, fühlte sich glashart an, ist
 vollkommen ausgetrocknet, braun bis schwarz verfärbt und läßt sich wie eine
 dünne, sperrige, hie und da noch etwas elastische Holzplatte abbrechen.
 – Das Rauschgiftdezernat und die Zivilfahnder befehlen sich gegenseitig, sagt Igor.
 Stellt das Rauschgiftdezernat eine Falle, so läßt der Deutsche Zoll sie platzen und
 ein Großteil der Rauschgift Händler entkommt, sagt Igor.
 Frau Schwerdtner schreibt die Aufsätze der neun- bis zehnjährigen ab:
 Haschisch.
 Haschisch ist Rauschgift. Man kann es rauchen, als Pille einnehmen oder sich ein-
 spritzen.
 Wenn man es öfters nimmt kann man süchtig werden.
 Rauschgift wird auch von Ärzten (benutzt).
 Wenn man es einnimmt, hat man schöne Träume und schläft – wird verschrieben
 damit man die Schmerzen nicht merkt – fest.
 Michel tut sich wichtig in den Etapes Touristiques Africaines. Der französische
 Pressezar hätte ihn persönlich in das Geheimnis der LSD-Berichte eingeweiht. Ras-
 sistische Südstaatler haben sich zusammengefunden, um gemeinsam aus privaten
 Mitteln etwas gegen die Unruhe an den Universitäten zu unternehmen.
 Die Informationstheorie reicht nicht aus.
 Sie bezieht das Mißverständnis und die Lüge nicht mit ein.
 Die Entscheidungen fallen vor der Bildung der Zeichen.
 Denn, ach! mich trennt das Meer von den Geliebten
 Und an dem Ufer steh ich lange Tage,
 Das Land der Griechen mit der Seele suchend!
 – Brüder, sind wir der Liebe denn näher?!
 – In Rotchina werden die kaiserlichen Rauschgiftfelder weiter beackert und die
 Ernte in die USA verschoben. Das bringt Devisen und schwächt den Klassenfeind.
 Es schwächt natürlich auch die Revolution in den USA und deshalb betreibt der
 CIA wohl jetzt den Rauschgifthandel mit den Rotchinesen zusammen, sagt Igor.
 Sie ließen bezahlte Berichte über LSD ganzseitig oder doppelseitig in die großen

Illustrierten einrücken, die alle einen versteckten Hinweis auf die Zubereitung und die Beschaffung von künstlichen Drogen enthielten.

Das Rauschgift kommt aus den Südstaaten. Es ist sehr teuer, dadurch, daß man viel Zoll bezahlen muß. Es gibt viele Rauschgifte. Meistens wird es geraucht. Es ist eigentlich verboten, Rauschgift einzunehmen, weil man, wie gesagt, süchtig wird. Es wird meistens von Jugendlichen eingenommen (Halbstarke). Sie schlagen alles kaputt, wenn sie es nicht bekommen. Wenn man sie erwischt, werden sie ins Jugendhaftlager gesperrt. Das Bett ist aus Eisen. Die Wand aus gemauerten Steinen. Da kann er nicht ausbrechen. Man will ja schon den Verkauf von Rauschgift verbieten. Aber es wird doch verkauft. Einer schmuggelt immer Rauschgift über die Grenze. Meistens mit Fischkutern. Das geschit so. Haschisch nach unten Fische drüber. Da lankt ja keiner nach. So wird es immer sein.

– Die Leber fühlt sich überall recht hart an, schneidet sich wie sehr fetter zäher Käse.

Empörte Berichte, jeder mit einem versteckten Hinweis auf Zubereitung und Beschaffung synthetischer Drogen. Diese bezahlte Entrüstung würde eine solche Verbreitung des LSD verursachen und eine solche Lähmung der Studenten, daß der Rassismus der Südstaaten ungefährdet die siebziger Jahre überdauern kann.

– Gehirn in toto eingelegt.

»Mein Traum«.

Ich war endlich allein und konnte meine Reise nach M. vorbereiten. Otto begegnete mir und ausgerechnet ihn lud ich ein, mitzukommen. Ich würde keine freie Minute haben. Selbstverständlich, er könnte bei mir in der Pension schlafen oder in dem Zimmer, das Horst mir zur Verfügung stellen wollte.

Otto schlief gewöhnlich lange und mit den anderen diskutierte ich im Frühstückszimmer, ob Otto mich wirklich liebte, »schätzte« bedeutete dies »liebte« in meinem Traum.

Ich zweifelte daran.

Aber sie bestätigten mir, er habe sich ihnen gegenüber wiederholt wohlwollend über mich geäußert.

Es folgten trübe Stellen in der Erinnerung an meinen Traum.

Vielleicht ein neuer Traum, wahrscheinlich aber die Fortsetzung des alten.

Otto brachte mich mit den anderen zum Flugplatz. Wir gingen zu zweit in eine Cafeteria und der Kellner fragte mich nach meinem Studentenausweis.

– Kann man in diesem Land denn keinen Café mehr trinken, ohne sich auszuweisen?!

Er sehe doch, daß ich Ausländer sei. Wie sollte ich einen Studentenausweis besitzen.

Dann meinen Paß.

Ich dachte nicht daran. Er solle mir meinen Café bringen oder sich selbst ausweisen.

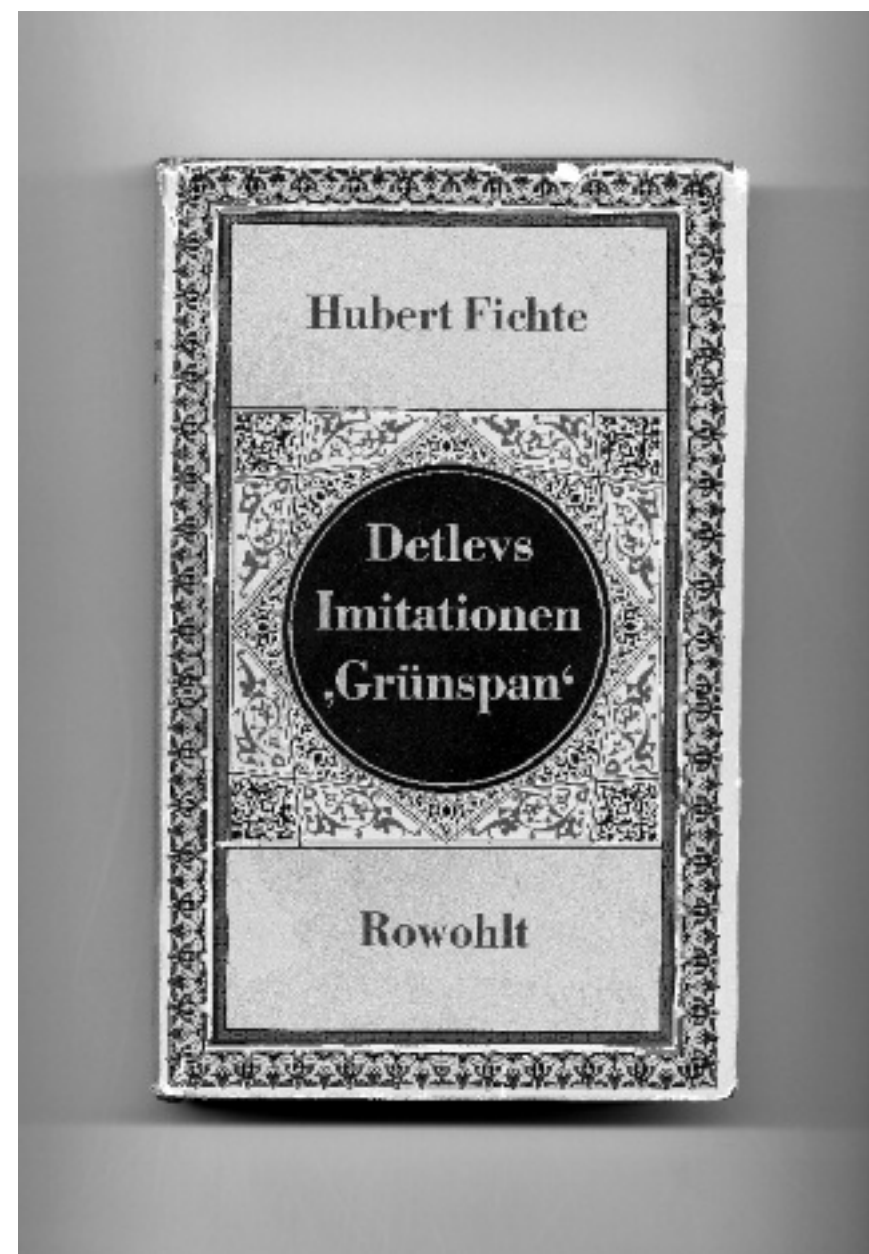
Neben ihn stellte sich ein älterer Mann, dem die übrigen Gäste der Flughafencafeteria Kennkarten und Studentenausweise vorzeigten.

Er hielt mir seine Polizeimarke hin und verlangte meinen Paß.

Beim Aufschlagen entdeckte ich, daß es Uwes Paß war.

Warum muß ich, wenn ich endlich einmal alleine bin, mein Zimmer mit Otto oder Uwe teilen?

Ich erinnerte, während ich mir die Polizeimarke genau betrachtete, daß ich vor



ein paar Tagen von Uwe geträumt hatte. Wir waren gemeinsam in einer Pension gewesen und man vertauschte unsere Pässe.

Wir wollten es gleich in Ordnung bringen, aber dann war Uwe, ohne weiter daran zu denken, abgereist und ich mußte es nun in diesem Traum in der Cafeteria des Flughafens ausbaden. Der Polizist sah mich an und bemerkte:

– Da sahen sie aber voller aus.

Ich gab ihm eine Art Führerschein – meinen Personalausweis hatte ich zuhause gelassen – einen gefalteten Karton mit einer Fotografie von mir, wie Youssif mir tatsächlich gestern eine Art Führerschein, einen gefalteten Karton mit einer Fotografie, von sich in den Dünen gezeigt hatte. Der Polizist bemerkte den Widerspruch der Fotografien und Namen in den beiden Ausweisen nicht. Das hätte mich auch weniger beunruhigt, als mich die Tatsache beunruhigte, daß eine Verwechslung von Pässen in einem Traum vor ein paar Tagen, wie ich wußte, in diesem neuen Traum, jetzt, in der Cafeteria des Flugplatzes Auswirkungen haben konnte.

Aber wenn ich jetzt im Wachen darüber nachdenke:

Habe ich denn wirklich vor ein paar Tagen geträumt, man verwechselte Uwes und meinen Paß?

Oder habe ich das nur geträumt?

Habe ich das geträumt, was ich von meinem Traum berichte?

Was kommt mir davon ins Bewußtsein?

Habe ich nichts andres mehr geträumt oder weniger und bilde mir jetzt im Wachen neue Beziehungen dazu ein?

Von welchen Träumen träumte ich wirklich und was kann ich davon berichten – streng genommen – von mir oder von Uwe oder Otto?

In Rotchina die bezahlte Entrüstung Einer schmugeld die Jugendlichen immer würden werden die und an dem Ufer kaiserlichen Rauschgiftfelder eine Rauschgift aus über weiterbeackert die sagt Igor den Oberklassen und die Ernte solche Grenzen wird Verbreitung meistens des mit in die USA LSD steh ich verursachen verschoben geben und Fischkutern es eine Das das in bringt geschit solche Devisen Form von und so Lähmung Kaugummi drei den Feind Es des Feindes schwächt oder viermal daß natürlich der Haschisch lange Tage das Land unentgeltlich an nach auch die die Rassismus Revolution Fische in unten Unterklasse des den USA Südstaaten und weiter deshalb darüber ungefährdet betreibt da die lankt der CIA ja den keiner Rauschgifthandel siebziger nach Jahre überdauern. Danach fordern sie dann von den Jugendlichen eine Bezahlung kann So wird es immer sein mit den Rotchinesen zusammen der Griechen mit der Seele suchend, sagt Igor.

– Capri!

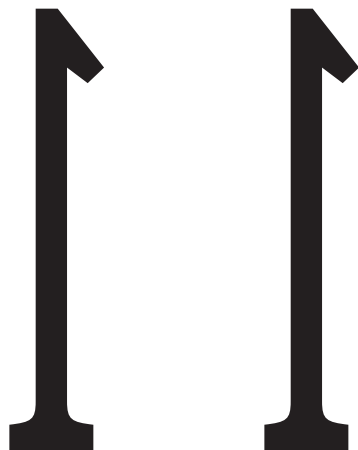
Brüder Libi Rusch LSA Breth vergeht Libéconomique

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17

□

Hubert Fichte,
aus: *Detlevs Imitationen*
»Grünspan«
© S. Fischer Verlag GmbH,
Frankfurt am Main 1979

Impressum
KULTUR & GESPENSTER
Nr. 11, Sommer 2010



Verlag und Redaktion: Textem Verlag
Gefionstraße 16, 22769 Hamburg
Postfach 306341, 20329 Hamburg
Telefon: +49.170.581.05.36

Herausgeber und Redaktion:
Gustav Mechlenburg,
Jan-Frederik Bandel, Nora Sdun,
Christoph Steinegger

Internet: www.kulturgespenster.de
Redaktion/Verlag: post@textem.de

Gestaltung: Christoph Steinegger/Interkool

Das Dossier »Drogen« wurde
zusammengestellt von Hans-Christian Dany
und Max Hinderer

An dieser Ausgabe beteiligte Personen:

Frank Apunkt Schneider
Tim Albrecht
Jens Asthoff
Christoph Behnke
John Barker
Nicole Büsing
Lars Clausen
Hans-Christian Dany

Michael Deistler
Diedrich Diederichsen
Ines Doujak
Hubert Fichte
Michael Glasmeier
Wiebke Gronemeyer
Max Hinderer
Amanda Holmes
Jörg auf dem Hövel
Jorge Hurtado Gumucio

Edward James
Heiko Klaas
Katrin Mayer
Beatriz Preciado
Ramin Raissi
Gabi Schaffner
Tim Stüttgen
Thomas Thiel
Astrid V. W.
Anette Wehrmann
Katrin Zabel

Korrektur:
Jeannette Fabis
Fiona Grau
Stefan Moos
Textfinish

Herzlichen Dank an Sebastian Burdach,
Katja Diefenbach, S. Fischer Verlag,
Dirk Meinzer, Susanne Weiß, Mecky Reuss,
Sebastian Reuss

Vertrieb: Carola Deye
vertrieb@textem.de

Presse: Quirin Gerstenecker
presse@kulturgespenster.de

Bankverbindung: Gustav Mechlenburg
Hamburger Sparkasse
Bankleitzahl: 200 505 50
Kontonummer: 1251 125 322

Druck: Druckhaus Köthen GmbH
Abonnement: 45 € für 4 Hefte inkl.
7% Mehrwertsteuer (Förderabo: 65 €)
Auslandspreise bitte erfragen.

Abobestellung: Textem Verlag,
Kultur & Gespenster, Postfach 306341
20329 Hamburg, abo@textem.de

Anzeigen: anzeigen@kulturgespenster.de

ISBN: 978-3-938801-74-1
ISSN: 1862-8966
Printed in Germany

© 2010 KULTUR & GESPENSTER
und die Autoren